This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

25224
21

~~21.129~~

25224.21

BOUGHT WITH

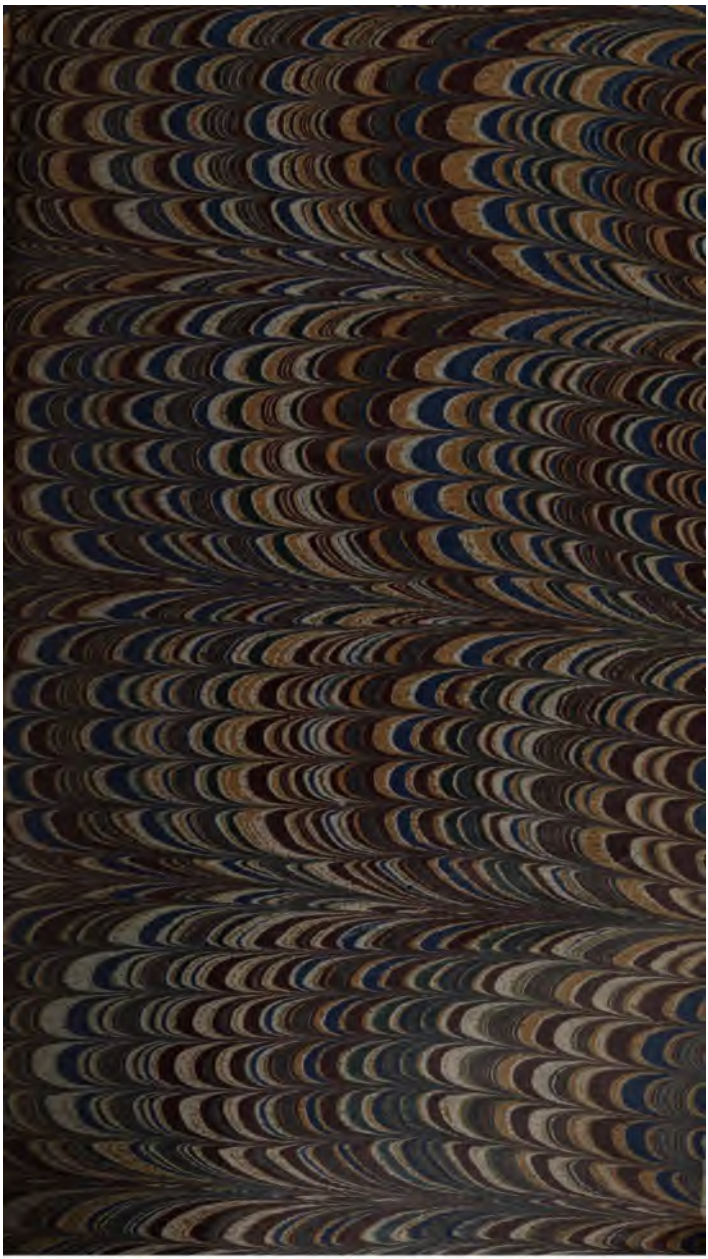
THE GIFT OF

WILLIAM GRAY,

OF BOSTON, MASS.

(Class of 1829).

Aug. 28, 1863.



Erzählungen

eines

Großmütterchens.

Von Joh. N. Vogl.

Leipzig, 1840.

Bei Friedrich Volckmar.

(Verlag von Tendler & Schaefer.)

252244.21

1863, Aug. 28.
1.15
Grey Fund.

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

Erzählungen

eines

Großmütterchens.

An die Leſer.

Aus den Gräbern unſrer Ahnen
Sproßen Blumen wunderbar,
Die uns lehren, die uns mahnen,
Wie's vor grauen Zeiten war.

Wie ſie irrten, wie ſie dachten,
Wahn und Glaube, Herz und Sinn,
All ihr Treiben und ihr Trachten
Trifft ein forſchend Aug' darin.

Nehmt, was ich zum Strauß gebunden,
Werthvoll dieß, und dieß gering,
Wie ich's eben aufgefunden
Auf den Wegen, die ich ging.

Aber laßt das Kritteln, Klügeln,
Wie ſich ließ ein Beſſres thun,
Sind's doch Blumen von den Hügeln
Drinnen unſre Väter ruh'n.

Der

Bacalaurëus von Bologna.

Bononiſche Sage.

Frohlockt der Schurke auch, daß ein Betrug,
Den ſeine Liſt erſonnen, ihm gelinge,
Erwäge du's nur zeitig und genug,
So fängſt du ihn in ſeiner eignen Schlinge.

Joh. N. Vogl.

Unfern von der Stadt Bologna, welche ihrer fruchtbaren Umgebung wegen la grassa genannt wird, befindet ſich hart am Fuße der Apeninnen ein kleines aber freundlich gelegenes Gaſthaus, das einſt unter dem Namen der Albergo all' Angelo bekannt war.

Dieſen Gaſthof bewohnte eine Witwe Namens Lauretta Lambertini mit ihrer einzigen Tochter, deren Schönheit die Urſache geweſen ſein ſoll, warum das Gaſthaus all' Angelo genannt wurde, welche Firma es auch nach der Hand noch beibehalten.

Ausgemacht war es jedoch, daß Giulietta eines der reizendſten Mädchen des bononiſchen Gebietes war, und die Aufmerkſamkeit aller Heiratsluſtigen auf ſich zog.

Am eifrigſten aber, von dem ganzen Heere ihrer Anbeter, bewarb ſich ein junger Bacalaurëus auf der damals berühmten Hochſchule zu Bologna, Namens Carcolo, um ihre Gunſt.

~~21 129~~

25224.21

BOUGHT WITH

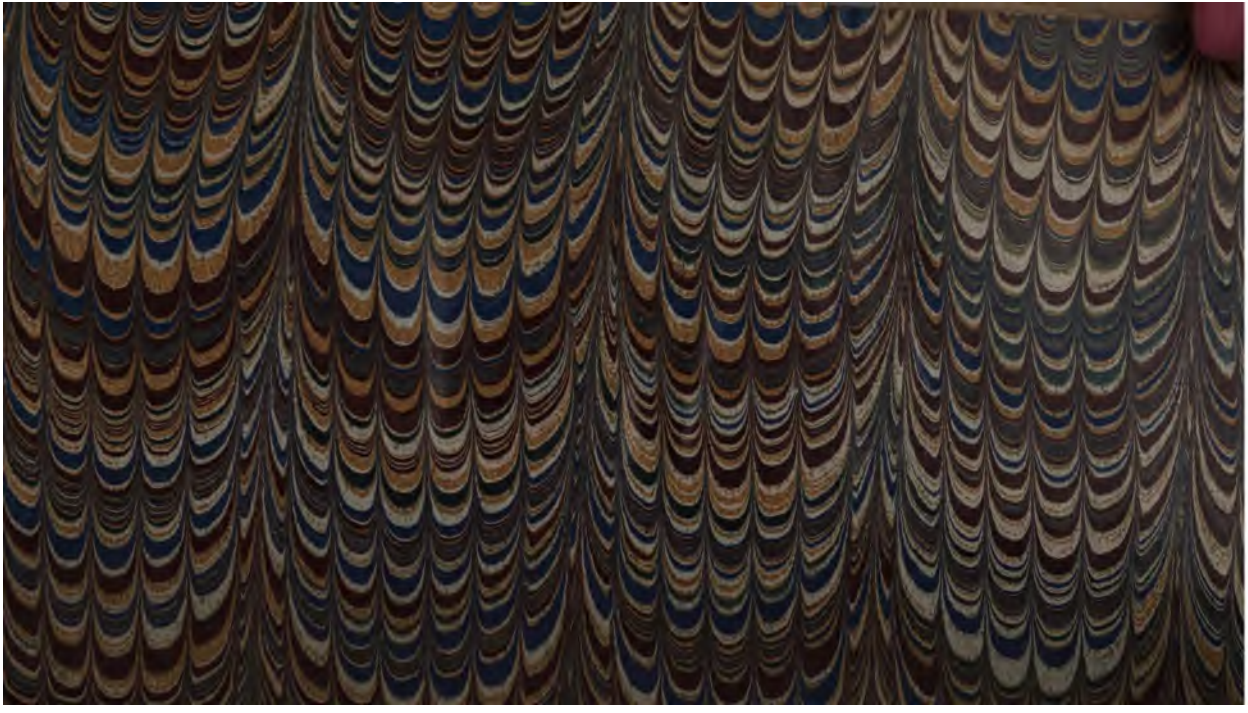
THE GIFT OF

WILLIAM GRAY,

OF BOSTON, MASS.

(Class of 1829).

Aug. 28, 1863.



Erzählungen

eines

Großmütterchens.

Von Joh. N. Vogl.

Leipzig, 1840.
Bei Friedrich Volckmar.
(Verlag von Tendler & Schaefer.)

25224.21

1863, Aug. 28.
$1.15
Gray Fund.

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

Erzählungen

eines

Großmütterchens.

An die Leſer.

Aus den Gräbern unſrer Ahnen
Sproßen Blumen wunderbar,
Die uns lehren, die uns mahnen,
Wie's vor grauen Zeiten war.

Wie ſie irrten, wie ſie dachten,
Wahn und Glaube, Herz und Sinn,
All ihr Treiben und ihr Trachten
Trifft ein forſchend Aug' darin.

Nehmt, was ich zum Strauß gebunden,
Werthvoll dieß, und dieß gering,
Wie ich's eben aufgefunden
Auf den Wegen, die ich ging.

Aber laßt das Kritteln, Klügeln,
Wie ſich ließ ein Beſſres thun,
Sind's doch Blumen von den Hügeln
Drinnen unſre Väter ruh'n.

Der

Bacalaurëus von Bologna.

Bononiſche Sage.

Frohlockt der Schurke auch, daß ein Betrug,
Den ſeine Liſt erſonnen, ihm gelinge,
Erwäge du's nur zeitig und genug,
So fängſt du ihn in ſeiner eignen Schlinge.

Joh. N. Vogl.

Unfern von der Stadt Bologna, welche ihrer fruchtbaren Umgebung wegen la grassa genannt wird, befindet ſich hart am Fuße der Apeninnen ein kleines aber freundlich gelegenes Gaſthaus, das einſt unter dem Namen der Albergo all' Angelo bekannt war.

Dieſen Gaſthof bewohnte eine Witwe Namens Lauretta Lambertini mit ihrer einzigen Tochter, deren Schönheit die Urſache geweſen ſein ſoll, warum das Gaſthaus all' Angelo genannt wurde, welche Firma es auch nach der Hand noch beibehalten.

Ausgemacht war es jedoch, daß Giulietta eines der reizendſten Mädchen des bononiſchen Gebietes war, und die Aufmerkſamkeit aller Heiratsluſtigen auf ſich zog.

Am eifrigſten aber, von dem ganzen Heere ihrer Anbeter, bewarb ſich ein junger Bacalaurëus auf der damals berühmten Hochſchule zu Bologna, Namens Carcolo, um ihre Gunſt.

Es währte nicht lange, so war es auch dem bescheidenen klugen und wohlgebildeten Rechtsbeflissenen, welcher in seinem Fache Tüchtiges zu leisten versprach, gelungen, Giulietta's Herz für sich einzunehmen.

Das einzige Hinderniß, welches noch der Verbindung der beiden Liebenden im Wege stand, war der Umstand, welcher sich so oft der jugendlichen Liebe als eine nicht zu umschiffende Klippe darbietet, nämlich, daß weder Carcolo noch Giulietta Vermögen genug besaß, ein Hauswesen führen zu können.

Doch hoffte Carcolo durch Fleiß und Anstrengung sich bald zur Würde eines Doctors der Rechte emporgeschwungen zu haben, und widmete sich daher mit verdoppeltem Eifer seinen Studien.

In diesen schönen Träumen war den beiden Liebenden bereits ein Jahr verstrichen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß alle ihre Hoffnungen mit einem Male zu vernichten drohte.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als Frau Lauretta, ihrer Gewohnheit gemäß, auf der Steinbank vor ihrem Gasthause saß, und auf die noch einsame Straße nach Castel Franco hinausblickte, um zu sehen, ob nicht bald Reisende bei ihr einsprechen würden.

Bald gewahrte sie auch wirklich drei Männer auf Maulthieren, welche sich dem Gasthofe näherten, und endlich vor demselben absaßen.

Ihrem Außeren nach schienen sie Handelsleute zu sein, welche sich nach Florenz begaben, was auch in der Folge ihr Gespräch bestätigte.

Sie hatten in einer kleinen Jasminlaube vor dem Gasthause sich niedergelassen, und nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen, sich ganz in ihre Rechnungen und merkantilische Calcüls vertieft.

Nach ungefähr einer halben Stunde beriefen sie jedoch Lauretten zu sich.

„Wir haben gehört", sprach der Eine von jenen Dreien, welcher seiner Tracht und seinem Accente nach ein Genueser zu sein schien, „daß die Straße von hier nach Florenz unsicher sein soll, und Ihr könntet uns daher einen großen Dienst erweisen, wenn Ihr bis zu unserer Rückkehr diesen Sack, in welchem sich 3000 Doppien befinden, in Verwahrung nehmen wolltet."

„Ach meine Herren", versetzte Lauretta, „obgleich ich mir nicht gerne eine Verantwortlichkeit auflege, würde ich mich dennoch Eurem Wunsche fügen, und die Summe in Verwahrung nehmen, aber" —

„Keine Einwendung, liebe Frau", versetzte der Genueser, „wir wissen, daß die Summe bei Euch eben so wohl aufgehoben ist, als wenn sie in unserer Tasche sich befände, und daß wir daher, wenn Ihr dieselbe übernommen, unbesorgt unsere Reise nach Florenz fortsetzen können."

„Es freut mich", versetzte Lauretta, „daß Ihr so großes Vertrauen in mich setzet, aber welche Sicherheit verlangt Ihr über das anvertraute Gut?"

„Keine andere, als daß Ihr uns bestätiget, die Summe empfangen zu haben, und uns versprecht, sie keinem von uns allein, sondern nur uns Allen zusammen wieder zurückzuerstatten."

„Das will ich wohl", erwiederte Lauretta, „nur erlaubt, daß ich zwei meiner Nachbarn als Zeugen herbeihole."

„Nach Eurem Belieben", sagte der Genueser, „wir sind Handelsleute, und lieben selbst die Ordnung in unseren Geschäften."

Auf dieses holte Lauretta zwei ihrer Nachbarn herbei, von denen die 3000 Doppien gezählt, und wieder in den Sack gegeben wurden, welchen sodann zwei der Kaufleute versiegelten und Lauretten überreichten, während der Genueser den Empfangsschein der Wirthin aufsetzte.

Lauretta las ihn durch, unterzeichnete denselben nebst den Zeugen, und händigte ihn sodann den beiden Kaufleuten ein.

Nachdem die Zeugen sich wieder entfernt hatten, dankten die Letzteren Lauretten noch vielmals mit den herzlichsten Worten für ihre Bereitwilligkeit, welche sie einer so großen Besorgniß enthoben habe, und bestiegen ihre Maulthiere; Lauretta aber verfügte sich in ihr Schlafgemach, um das ihr anvertraute Gut in einen Schrank zu verschließen.

In dem Gemache angelangt, war ihr aber auch schon der Genueser nachgefolgt, da er vergessen hatte, sein Siegel dem Geldsacke aufzudrücken. Er bat Lauretten, ihm dieses zu erlauben, und Licht und Siegel herbeibringen zu lassen.

Lauretta eilte sogleich, beides zu holen; als sie aber wieder das Gemach betrat, war Kaufmann und Sack verschwunden. Von einer schrecklichen Ahnung

erfaßt, stürzte sie auf den Hausflur, aber auch hier war Niemand mehr zu sehen, nur ferne auf der Landstraße erhob sich eine kleine Staubwolke, welche auf die Flucht des schändlichen Betrügers zu deuten schien.

Lauretta sah nun leider zu spät, daß sie in die Falle dreier Schurken gegangen sei, denn daß die beiden andern angeblichen Kaufleute mit dem Genueser im Einvernehmen standen, daran war leider nicht zu zweifeln, eben so wenig, daß jene nächster Tage wiederkehren, und ihre 3000 Doppien zurückfordern würden.

Woher aber sollte sie diese Summe nehmen, wie ihre Verpflichtung erfüllen? Sie wußte keinen Ausweg, keine Rettung in ihrer hilflosen Lage, und sah sich schon im Geiste nebst ihrer Giulietta von Haus und Hof vertrieben.

In Thränen gebadet, fand Letztere ihre Mutter, als sie von ihrer Morgenandacht heimkehrte, die sie in der nahen Lukascapelle zu verrichten pflegte, und erschrack nicht wenig, als ihr diese die Ursache ihres Kummers erzählte, doch tröstete sie dieselbe noch damit, daß vielleicht Carcolo ihr einen Rath ertheilen könne.

Wie der Kranke dem Augenblicke entgegensieht, in welchem der Arzt erscheinen soll, von dem er Hilfe und Genesung erwartet, so sahen Mutter und Tochter der Ankunft des Bacalaureus entgegen.

Endlich nahte er.

Alsogleich theilten sie ihm das Vorgefallene mit, und baten ihn, ihnen aus ihrer großen Bedrängniß zu helfen.

Mit wachsender Bestürzung aber vernahm auch der junge Rechtsbeflissene die Geschichte, und sann vergebens auf ein Mittel, der Anklage zu begegnen. Doch versprach er Lauretten, noch am selben Tage mit seinem Lehrer, dem berühmten Giovanni Andrea über die Sache zu sprechen, und wenn auch unvorbereitet, und noch ohne Übung, sie selbst vor dem Tribunale zu vertreten.

Einigermaßen besänftigt, verließ er hierauf Lauretta und ihre Tochter.

Schon am nächsten Morgen pochte es an das Thor der Albergo. Lauretta öffnete, und sah ihre Furcht zur schrecklichen Gewißheit geworden, denn es waren jene beiden Kaufleute, welche Tags vorher mit dem Genueser ihr die 3000 Doppien anvertraut hatten, und die nun kamen, um selbe wieder in Empfang zu nehmen.

Lauretta erzählte ihnen das Vorgefallene, welches jedoch jene zu bezweifeln schienen, und ihr geradezu in's Gesicht sagten, daß, wenn sie ihnen die Summe nicht in ihren Gasthof nach Bologna senden würde, sie ihre Anklage bei dem Podestá wider sie vorzubringen gezwungen seien.

Mit tief bekümmerten und trostlosem Herzen blickte die Betrogene den beiden Schurken nach, welche sich mit hämischem Lächeln entfernten.

Aber auch Carcolo, welcher des Abends wieder in die Albergo kam, vermochte nicht ihren Muth aufzurichten, da er gestand, daß weder er, noch sein erfahr-

ner Meister auf die zu erwartende Anklage eine gründliche und gewichtige Widerlegung fände.

Unter Thränen und Klagen entschwand die Nacht den beiden Frauen. Endlich war es Tag geworden, und sie zitterten mit jeder Minute dem Erscheinen des Gerichtsdieners entgegen, welcher Lauretta vor das Tribunal laden würde.

Nicht lange, so pochte es wieder an die Albergo, mit wankenden Knien öffnete Lauretta, es war der Gefürchtete, welcher den Befehl hatte, die Angeklagte sogleich nach dem Gerichtshause zu bringen.

Dort angelangt, fand sie bereits die beiden Kaufleute vor dem Podestá, nebst Carcolo, den beiden Nachbarn, welche sie zu Zeugen bat, und eine Menge Neugieriger, ihrer harren.

„Ihr habt", nahm der Podestá das Wort, „von diesen beiden Kaufleuten gestern einen Sack mit 3000 Doppien zur Verwahrung empfangen, und weigert Euch, ihnen denselben zurückzustellen, obgleich sie einen Empfangsschein, von Eurer Hand unterfertiget, aufzuweisen haben."

„Ich würde mich nicht weigern", erwiederte Lauretta, „wenn nicht die Schändlichkeit eines Dritten, welcher sich gestern in der Gesellschaft dieser beiden Herren befand, mir die Zurückzahlung unmöglich machte, da er mir das anvertraute Gut, kaum als ich es empfangen hatte, wieder entwendete."

„Entwendete?" fragte der Podestá, „wodurch könnet Ihr dieses beweisen?"

„Leider vermag ich es durch nichts, als meine eigene Aussage", sprach Lauretta.

„Da Ihr keine Zeugen habt, so genügt Eure bloße Aussage nicht", erwiederte der Podestá. „Ihr bekennt also, die Euch anvertrauten 3000 Doppien aus der Hand gegeben zu haben?"

Lauretta verhüllte sich schweigend das Antlitz.

„Wohlan", fuhr der Podestá fort, „so laßt uns zum Ausspruche schreiten." Hierauf unterredete er sich mit den beisitzenden Gerichtspersonen. Lautlose Stille herrschte in der Versammlung, endlich wendete sich der Podestá wieder zu Lauretten, und sprach: „Da Ihr Lauretta Lambertini, Besitzerin der Albergo dell' Angelo außer Bologna, von den drei ehrenwerthen Kaufherren: Silphio, Girolamo und Bottegajo, die Summe von 3000 Doppien zur Aufbewahrung empfangen, selbe aber entweder aus Absicht oder Nachlässigkeit aus der Hand gegeben habt, so lautet das Urtheil, nach Übereinkunft der Stimmen sämmtlicher Gerichtsbeisitzer, daß Euer Besitzthum käuflich auszubieten, und mit dem Ertrag für dasselbe die verlorne Summe an die Kaufleute zu ersetzen sei, ferner, daß Ihr selbst" —

„Hochverehrter Herr!" unterbrach in diesem Augenblicke, zu nicht geringer Verwunderung aller Anwesenden Carcolo, welcher in tiefem Nachsinnen da gestanden war, den Podestá, „beliebt nur wenige Augenblicke den Urtheilsspruch aufzuschieben, und erlaubt mir, noch einige Worte zu Gunsten der Angeklagten vorzubringen."

„Es ist zwar außer der Ordnung", nahm der Podestá das Wort, „daß wir Euch die Vertheidigung Lauretta's anvertrauen, da Ihr als Bacalaurëus zum Sachwalter der Angeklagten noch nicht völlig befähigt seid, allein da wir in Euch einen Schüler des berühmtesten Rechtsgelehrten Bologna's, des weisen Giovanni Andrea erkennen, so sei es Euch vergönnt, für Lauretta Lambertini zu sprechen."

„Eine überflüssige Großmuth", bemerkte Einer der beiden Kaufleute, einen giftigen Blick auf den Bacalaurëus werfend.

Dieser aber ließ sich dadurch nicht irre machen, und begann: „Frau Lauretta Lambertini hat allerdings die eingegangene Verbindlichkeit verletzt, indem sie die 3000 Doppien aus der Hand gegeben, und ist in diesem Falle nach den bestehenden Gesetzen zu verhalten, die Summe aus ihrem Eigenen den Klägern zu ersetzen; eben aber die Unverletzbarkeit der eingegangenen Verpflichtung ist es, deren Beobachtung das Gesetz auf das Pünktlichste, nicht nur von der Beklagten, sondern auch von den Klägern zu fordern hat."

„Wie versteht Ihr das?" fragten die beiden Kaufleute, nicht ohne Trotz.

„In dem Empfangsscheine," fuhr der Bacalaurëus fort, „welchen Lauretta Lambertini an Euch ausstellte, ist ausdrücklich bemerkt, daß sie die ihr anvertraute Summe nicht Einem der Theilhaber, sondern allen Dreien zurückzuersetzen habe. Ich sage, allen Dreien, versteht mich wohl, also auch nicht Zweien. Wohlan, so stellt den Dritten von euch, und Lau-

Erzählungen
eines
Großmütterchens.

Von Joh. N. Vogl.

Leipzig, 1840.
Bei Friedrich Volckmar.
(Verlag von Tendler & Schaefer.)

24.21

1863, Aug. 28.
1.15
Grey Fund.

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

Erzählungen

eines

Großmütterchens.

An die Leſer.

Aus den Gräbern unſrer Ahnen
Sproßen Blumen wunderbar,
Die uns lehren, die uns mahnen,
Wie's vor grauen Zeiten war.

Wie ſie irrten, wie ſie dachten,
Wahn und Glaube, Herz und Sinn,
All ihr Treiben und ihr Trachten
Trifft ein forſchend Aug' darin.

Nehmt, was ich zum Strauß gebunden,
Werthvoll dieß, und dieß gering,
Wie ich's eben aufgefunden
Auf den Wegen, die ich ging.

Aber laßt das Kritteln, Klügeln,
Wie ſich ließ ein Beſſres thun,
Sind's doch Blumen von den Hügeln
Drinnen unſre Väter ruh'n.

Der

Bacalaurëus von Bologna.

Bononiſche Sage.

Frohlockt der Schurke auch, daß ein Betrug,
Den ſeine Liſt erſonnen, ihm gelinge,
Erwäge du's nur zeitig und genug,
So fängſt du ihn in ſeiner eignen Schlinge.

Joh. N. Vogl.

Unfern von der Stadt Bologna, welche ihrer fruchtbaren Umgebung wegen la grassa genannt wird, befindet ſich hart am Fuße der Apeninnen ein kleines aber freundlich gelegenes Gaſthaus, das einſt unter dem Namen der Albergo all' Angelo bekannt war.

Dieſen Gaſthof bewohnte eine Witwe Namens Lauretta Lambertini mit ihrer einzigen Tochter, deren Schönheit die Urſache geweſen ſein ſoll, warum das Gaſthaus all' Angelo genannt wurde, welche Firma es auch nach der Hand noch beibehalten.

Ausgemacht war es jedoch, daß Giulietta eines der reizendſten Mädchen des bononiſchen Gebietes war, und die Aufmerkſamkeit aller Heiratsluſtigen auf ſich zog.

Am eifrigſten aber, von dem ganzen Heere ihrer Anbeter, bewarb ſich ein junger Bacalaurëus auf der damals berühmten Hochſchule zu Bologna, Namens Carcolo, um ihre Gunſt.

Es währte nicht lange, so war es auch dem bescheidenen klugen und wohlgebildeten Rechtsbeflissenen, welcher in seinem Fache Tüchtiges zu leisten versprach, gelungen, Giulietta's Herz für sich einzunehmen.

Das einzige Hinderniß, welches noch der Verbindung der beiden Liebenden im Wege stand, war der Umstand, welcher sich so oft der jugendlichen Liebe als eine nicht zu umschiffende Klippe darbietet, nämlich, daß weder Carcolo noch Giulietta Vermögen genug besaß, ein Hausweſen führen zu können.

Doch hoffte Carcolo durch Fleiß und Anstrengung sich bald zur Würde eines Doctors der Rechte emporgeschwungen zu haben, und widmete sich daher mit verdoppeltem Eifer seinen Studien.

In diesen schönen Träumen war den beiden Liebenden bereits ein Jahr verstrichen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß alle ihre Hoffnungen mit einem Male zu vernichten drohte.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als Frau Lauretta, ihrer Gewohnheit gemäß, auf der Steinbank vor ihrem Gasthause saß, und auf die noch einsame Straße nach Castel Franco hinausblickte, um zu sehen, ob nicht bald Reisende bei ihr einsprechen würden.

Bald gewahrte sie auch wirklich drei Männer auf Maulthieren, welche sich dem Gasthofe näherten, und endlich vor demselben absaßen.

Ihrem Außeren nach schienen sie Handelsleute zu sein, welche sich nach Florenz begaben, was auch in der Folge ihr Gespräch bestätigte.

Sie hatten in einer kleinen Jasminlaube vor dem Gasthause sich niedergelassen, und nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen, sich ganz in ihre Rechnungen und merkantilische Calcüls vertieft.

Nach ungefähr einer halben Stunde beriefen sie jedoch Lauretten zu sich.

„Wir haben gehört", sprach der Eine von jenen Dreien, welcher seiner Tracht und seinem Accente nach ein Genueser zu sein schien, „daß die Straße von hier nach Florenz unsicher sein soll, und Ihr könntet uns daher einen großen Dienst erweisen, wenn Ihr bis zu unserer Rückkehr diesen Sack, in welchem sich 3000 Doppien befinden, in Verwahrung nehmen wolltet."

„Ach meine Herren", versetzte Lauretta, „obgleich ich mir nicht gerne eine Verantwortlichkeit auflege, würde ich mich dennoch Eurem Wunsche fügen, und die Summe in Verwahrung nehmen, aber" —

„Keine Einwendung, liebe Frau", versetzte der Genueser, „wir wissen, daß die Summe bei Euch eben so wohl aufgehoben ist, als wenn sie in unserer Tasche sich befände, und daß wir daher, wenn Ihr dieselbe übernommen, unbesorgt unsere Reise nach Florenz fortsetzen können."

„Es freut mich", versetzte Lauretta, „daß Ihr so großes Vertrauen in mich setzet, aber welche Sicherheit verlangt Ihr über das anvertraute Gut?"

„Keine andere, als daß Ihr uns bestätiget, die Summe empfangen zu haben, und uns versprecht, sie keinem von uns allein, sondern nur uns Allen zusammen wieder zurückzuerstatten."

„Das will ich wohl", erwiederte Lauretta, „nur erlaubt, daß ich zwei meiner Nachbarn als Zeugen herbeihole."

„Nach Eurem Belieben", sagte der Genueser, „wir sind Handelsleute, und lieben selbst die Ordnung in unseren Geschäften."

Auf dieses holte Lauretta zwei ihrer Nachbarn herbei, von denen die 3000 Doppien gezählt, und wieder in den Sack gegeben wurden, welchen sodann zwei der Kaufleute versiegelten und Lauretten überreichten, während der Genueser den Empfangsschein der Wirthin aufsetzte.

Lauretta las ihn durch, unterzeichnete denselben nebst den Zeugen, und händigte ihn sodann den beiden Kaufleuten ein.

Nachdem die Zeugen sich wieder entfernt hatten, dankten die Letzteren Lauretten noch vielmals mit den herzlichsten Worten für ihre Bereitwilligkeit, welche sie einer so großen Besorgniß enthoben habe, und bestiegen ihre Maulthiere; Lauretta aber verfügte sich in ihr Schlafgemach, um das ihr anvertraute Gut in einen Schrank zu verschließen.

In dem Gemache angelangt, war ihr aber auch schon der Genueser nachgefolgt, da er vergessen hatte, sein Siegel dem Geldsacke aufzudrücken. Er bat Lauretten, ihm dieses zu erlauben, und Licht und Siegel herbeibringen zu lassen.

Lauretta eilte sogleich, beides zu holen; als sie aber wieder das Gemach betrat, war Kaufmann und Sack verschwunden. Von einer schrecklichen Ahnung

erfaßt, stürzte sie auf den Hausflur, aber auch hier war Niemand mehr zu sehen, nur ferne auf der Landstraße erhob sich eine kleine Staubwolke, welche auf die Flucht des schändlichen Betrügers zu deuten schien.

Lauretta sah nun leider zu spät, daß sie in die Falle dreier Schurken gegangen sei, denn daß die beiden andern angeblichen Kaufleute mit dem Genueser im Einvernehmen standen, daran war leider nicht zu zweifeln, eben so wenig, daß jene nächster Tage wiederkehren, und ihre 3000 Doppien zurückfordern würden.

Woher aber sollte sie diese Summe nehmen, wie ihre Verpflichtung erfüllen? Sie wußte keinen Ausweg, keine Rettung in ihrer hilflosen Lage, und sah sich schon im Geiste nebst ihrer Giulietta von Haus und Hof vertrieben.

In Thränen gebadet, fand Letztere ihre Mutter, als sie von ihrer Morgenandacht heimkehrte, die sie in der nahen Lukascapelle zu verrichten pflegte, und erschrack nicht wenig, als ihr diese die Ursache ihres Kummers erzählte, doch tröstete sie dieselbe noch damit, daß vielleicht Carcolo ihr einen Rath ertheilen könne.

Wie der Kranke dem Augenblicke entgegensieht, in welchem der Arzt erscheinen soll, von dem er Hilfe und Genesung erwartet, so sahen Mutter und Tochter der Ankunft des Bacalaureus entgegen.

Endlich nahte er.

Alsogleich theilten sie ihm das Vorgefallene mit, und baten ihn, ihnen aus ihrer großen Bedrängniß zu helfen.

Mit wachsender Bestürzung aber vernahm auch der junge Rechtsbeflissene die Geschichte, und sann vergebens auf ein Mittel, der Anklage zu begegnen. Doch versprach er Lauretten, noch am selben Tage mit seinem Lehrer, dem berühmten Giovanni Andrea über die Sache zu sprechen, und wenn auch unvorbereitet, und noch ohne Übung, sie selbst vor dem Tribunale zu vertreten.

Einigermaßen besänftigt, verließ er hierauf Lauretta und ihre Tochter.

Schon am nächsten Morgen pochte es an das Thor der Albergo. Lauretta öffnete, und sah ihre Furcht zur schrecklichen Gewißheit geworden, denn es waren jene beiden Kaufleute, welche Tags vorher mit dem Genueser ihr die 3000 Doppien anvertraut hatten, und die nun kamen, um selbe wieder in Empfang zu nehmen.

Lauretta erzählte ihnen das Vorgefallene, welches jedoch jene zu bezweifeln schienen, und ihr geradezu in's Gesicht sagten, daß, wenn sie ihnen die Summe nicht in ihren Gasthof nach Bologna senden würde, sie ihre Anklage bei dem Podestá wider sie vorzubringen gezwungen seien.

Mit tief bekümmerten und trostlosem Herzen blickte die Betrogene den beiden Schurken nach, welche sich mit hämischem Lächeln entfernten.

Aber auch Carcolo, welcher des Abends wieder in die Albergo kam, vermochte nicht ihren Muth aufzurichten, da er gestand, daß weder er, noch sein erfahr-

ner Meister auf die zu erwartende Anklage eine gründliche und gewichtige Widerlegung fände.

Unter Thränen und Klagen entschwand die Nacht den beiden Frauen. Endlich war es Tag geworden, und sie zitterten mit jeder Minute dem Erscheinen des Gerichtsdieners entgegen, welcher Lauretta vor das Tribunal laden würde.

Nicht lange, so pochte es wieder an die Albergo, mit wankenden Knien öffnete Lauretta, es war der Gefürchtete, welcher den Befehl hatte, die Angeklagte sogleich nach dem Gerichtshause zu bringen.

Dort angelangt, fand sie bereits die beiden Kaufleute vor dem Podestá, nebst Carcolo, den beiden Nachbarn, welche sie zu Zeugen bat, und eine Menge Neugieriger, ihrer harren.

„Ihr habt", nahm der Podestá das Wort, „von diesen beiden Kaufleuten gestern einen Sack mit 3000 Doppien zur Verwahrung empfangen, und weigert Euch, ihnen denselben zurückzustellen, obgleich sie einen Empfangsschein, von Eurer Hand unterfertiget, aufzuweisen haben."

„Ich würde mich nicht weigern", erwiederte Lauretta, „wenn nicht die Schändlichkeit eines Dritten, welcher sich gestern in der Gesellschaft dieser beiden Herren befand, mir die Zurückzahlung unmöglich machte, da er mir das anvertraute Gut, kaum als ich es empfangen hatte, wieder entwendete."

„Entwendete?" fragte der Podestá, „wodurch könnet Ihr dieses beweisen?"

„Leider vermag ich es durch nichts, als meine eigene Aussage", sprach Lauretta.

„Da Ihr keine Zeugen habt, so genügt Eure bloße Aussage nicht", erwiederte der Podestá. „Ihr bekennt also, die Euch anvertrauten 3000 Doppien aus der Hand gegeben zu haben?"

Lauretta verhüllte sich schweigend das Antlitz.

„Wohlan", fuhr der Podestá fort, „so laßt uns zum Ausspruche schreiten." Hierauf unterredete er sich mit den beisitzenden Gerichtspersonen. Lautlose Stille herrschte in der Versammlung, endlich wendete sich der Podestá wieder zu Lauretten, und sprach: „Da Ihr Lauretta Lambertini, Besitzerin der Albergo dell' Angelo außer Bologna, von den drei ehrenwerthen Kaufherren: Silphio, Girolamo und Bottegajo, die Summe von 3000 Doppien zur Aufbewahrung empfangen, selbe aber entweder aus Absicht oder Nachlässigkeit aus der Hand gegeben habt, so lautet das Urtheil, nach Übereinkunft der Stimmen sämmtlicher Gerichtsbeisitzer, daß Euer Besitzthum käuflich auszubieten, und mit dem Ertrag für dasselbe die verlorne Summe an die Kaufleute zu ersetzen sei, ferner, daß Ihr selbst" —

„Hochverehrter Herr!" unterbrach in diesem Augenblicke, zu nicht geringer Verwunderung aller Anwesenden Carcolo, welcher in tiefem Nachsinnen da gestanden war, den Podestá, „beliebt nur wenige Augenblicke den Urtheilsspruch aufzuschieben, und erlaubt mir, noch einige Worte zu Gunsten der Angeklagten vorzubringen."

„Es ist zwar außer der Ordnung", nahm der Podestá das Wort, „daß wir Euch die Vertheidigung Lauretta's anvertrauen, da Ihr als Bacalaurëus zum Sachwalter der Angeklagten noch nicht völlig befähigt seid, allein da wir in Euch einen Schüler des berühmtesten Rechtsgelehrten Bologna's, des weisen Giovanni Andrea erkennen, so sei es Euch vergönnt, für Lauretta Lambertini zu sprechen."

„Eine überflüssige Großmuth", bemerkte Einer der beiden Kaufleute, einen giftigen Blick auf den Bacalaurëus werfend.

Dieser aber ließ sich dadurch nicht irre machen, und begann: „Frau Lauretta Lambertini hat allerdings die eingegangene Verbindlichkeit verletzt, indem sie die 3000 Doppien aus der Hand gegeben, und ist in diesem Falle nach den bestehenden Gesetzen zu verhalten, die Summe aus ihrem Eigenen den Klägern zu ersetzen; eben aber die Unverletzbarkeit der eingegangenen Verpflichtung ist es, deren Beobachtung das Gesetz auf das Pünktlichste, nicht nur von der Beklagten, sondern auch von den Klägern zu fordern hat."

„Wie versteht Ihr das?" fragten die beiden Kaufleute, nicht ohne Trotz.

„In dem Empfangsscheine," fuhr der Bacalaurëus fort, „welchen Lauretta Lambertini an Euch ausstellte, ist ausdrücklich bemerkt, daß sie die ihr anvertraute Summe nicht Einem der Theilhaber, sondern allen Dreien zurückzuersetzen habe. Ich sage, allen Dreien, versteht mich wohl, also auch nicht Zweien. Wohlan, so stellt den Dritten von euch, und Lau-

retta Lambertini wird und darf nicht zögern, Euch diese Summe zu ersetzen."

Der Podestá, so wie die beiden Kläger und die Übrigen, waren nicht wenig überrascht durch diesen Ausspruch, welcher der ganzen Sache, wie mit einem Zauberschlag, eine so unerwartete Wendung zu Gunsten der Beklagten gab.

Lauretta wurde sofort freigesprochen, die beiden Betrüger mußten zu ihrem nicht geringen Ärger die Gerichtskosten bezahlen, und unverrichteter Dinge abziehen, da sie den Dritten nicht stellen konnten, ohne zugleich den Dieb den Gerichten zu überliefern. Carcolo aber, welcher sich den ersten Lorbeer in dem Dienste der Themis gepflückt hatte, wurde mit Jubel von den Anwesenden nach Hause begleitet.

In wenigen Wochen feierte der Letztere seine Vermälung mit der lieblichen Giulietta, und in kurzer Zeit wetteiferte Alles, was in der Umgebung von Bologna einen Rechtshandel zu führen hatte, um den jungen Bacalaurëus zum Sachwalter zu bekommen, dessen Klugheit die Wirthin der Albergo all' Angelo aus den Schlingen der Gauner gerettet hatte.

Das Felskirchlein.

Niederländiſche Sage.

Es ſteht ein verfallenes Kirchlein
Fern' im Ardennenwald,
D'raus täglich zum Ave Maria
Ein helles Geläut' erſchallt.

Ludw. Halirſch.

Auf ſeinem alten Stammſchloſſe in dem Ardennenwalde hauſte vor Zeiten ein reicher Graf, Namens Hubert von Chamuny, welcher die Würfel und den Weinpokal gar hoch, ja um vieles höher ſchätzte, als Alles, was da nur immer auf der lieben Gotteswelt des Menſchen Herz und Sinn zu erfreuen, oder zu verlocken vermag.

Natürlich war es, daß bei ſo abſonderlichem Hang zu Spiel und Luſtbarkeit eine Schar von wüſten lungernden Geſellen ſich an ihn anſchloß, die ihn immer mehr und mehr in das Verderbniß bringen mußte, da dieſe werthen Herzensbrüder ihn bloß als Mittel gebrauchten, ſich ihre leeren Taſchen und Mägen wieder voll zu füllen; Hubert aber ſich ihnen ganz arglos und ohne alles Mißtrauen hingab.

Mit großer Betrübniß entdeckte er aber, als es leider ſchon zu ſpät war, wie ſehr er ſich an ſeinen Gefährten, die er für treue Freunde gehalten, geirrt ha-

be; denn, als sie ihm sein sämmtliches Vermögen im Spiele abgenommen hatten, und Keller und Speicher geleert sahen, nahmen sie Abschied von dem verarmten Grafen, und trottirten ihrer Wege weiter, einen neuen Glücksstern suchend.

Hubert von Chamuny saß nun allein in seinem uralten Waldschlosse, denn auch die Dienstleute, die er nicht mehr zu besolden vermochte, waren davongegangen, und nur Arthur, ein alter, sechzigjähriger Knecht, der ihn noch bei Lebzeiten seines Vaters als Knäblein oft auf seinen Knien geschaukelt, mochte nicht von dem Herrn ziehen, der nun doch von Allem verlassen war auf der lieben Gotteswelt.

Da geschah es denn, daß Hubert von Chamuny, der in früherer Zeit, wiewohl es nicht durchaus Sitte war, nothdürftig lesen und etwas Weniges schreiben lernte, in manchen Büchern und Pergamentrollen herumwühlte und blätterte, die sich in einem halbeingestürzten Thurme vorfanden, in welchem vordem ein Astrologus, welcher in dem Rufe eines Zauberers stand, seine geheime Werkstätte und Studierstube aufgeschlagen hatte.

Da fand denn Hubert einstmahls ein Buch von ungewöhnlicher Größe, um welches eine schwere, verrostete Eisenkette geschlungen war, an der sich ein Schloß befand. Vergebens suchte aber Hubert den Schlüssel dazu aufzufinden. Vergebens strengte er sich an, die Kette abzusprengen, das Buch blieb nach wie vor verschlossen, und widerstand allen Versuchen es zu öffnen.

Da warf er es einſtmahls, nachdem er wieder lange Zeit fruchtlos verſucht hatte das Schloß aufzubringen, im heftigſten Zorne auf den Boden und rief: „Nun in des Satans Namen, ſo mag es verſchloſſen bleiben bis an den jüngſten Tag!“ — Und ſiehe da, kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen gekommen, als die Kette mit lautem Geklirre von dem Buche herabſprang, und eine helle Flamme aus demſelben emporloderte.

Wohl mußte ihn dieß in eine nicht geringe Verwunderung verſetzen, aber anſtatt ihn zu warnen, als vor einem Werke, welches den Mächten der Finſterniß angehörte, erregte es vielmehr in ihm eine raſtloſe und überaus große Begierde, den Inhalt des Buches zu erforſchen, der er keine Schranken zu ſetzen vermochte.

Bei verſchloſſenen Thüren durchlas er nun mit der größten Haſt und Aufmerkſamkeit das Buch, und fand darin die Art und Weiſe, den Geiſt der Finſterniß aus ſeinem flammenden Grabe heraufzurufen, und ſich ihn dienſtbar zu machen.

Was konnte dem wilden und mittelloſen Hubert, der die Hölle weniger ſcheute als die Armuth und Langeweile, welche ſich beide allmählig ihm als Geſellſchafterinnen aufdrangen, willkommener ſein, als dieſer Fund, der ihn allein wieder zu Ehren und Reichthümern zu bringen vermochte.

Schon in der nächſtfolgenden Nacht eilte er, in einen Mantel gehüllt, in den Ardennenwald auf eine Wegſcheide, das Höllenbuch und ſein blankes Schwert

unter dem Arme. Der Mond hatte sich hinter dichtes Regengewölke verborgen, und durch die uralten Kiefern pfiff und trillerte der Sturmwind seine Melodie, und das häßliche Gebell der Füchse in ihren Höhlen scholl im Verein mit dem Gekoller und Geschnurre der Nachteulen an sein Ohr, als er die grausenvolle Stätte erreicht hatte, die ihm zu seinem Vorhaben am dienlichsten schien. Bald auch hatte er ein kleines Feuer angefacht aus dürrem Reisig, wie es ihm das Buch vorschrieb, und die Rechte auf sein Schwert gestützt, in der Linken aber das offene Buch haltend, rief er mit lauter Stimme die seltsamen Beschwörungsformeln in die öde Waldnacht hinein.

Siehe, da lohte mit einem Male das Feuer zu seinen Füßen empor, daß es sein Gesicht blendete, und als sein Auge wieder die volle Sehkraft erhielt, erblickte er vor sich einen langen hageren Mann im hellrothen Wammse, mit einem blaßgelben Angesichte und einer Habichtsnase, der wie aus der Erde herausgewachsen, kalt und grinsend, seine stechenden Blicke auf ihn gerichtet hatte. Nach einer Weile, als sich Graf Hubert von seiner Überraschung etwas erholt hatte, fragte er die Erscheinung, die noch immer reglos mit verschränkten Armen und gleich einer Bildsäule ihm gegenüberstand: „Bist du es, den ich herauf gerufen habe, kraft dieses Zauberbuches, oder bist du ein anderer, den der Zufall hieher geführt?"

Da antwortete die Erscheinung:

„Ich bin's, den du gerufen."

Der Graf fuhr hierauf fort: „So willst du mir dienen, und alle meine Wünsche vollziehen, und meine Befehle, die ich dir geben werde, und was forderst du dafür als Lohn?“

Da lächelte der Rothe gar hämisch in sich hinein, und sang mit seltsam schrillenden und quickenden Tönen:

Zehn Jahre dein,
Im eilften mein.

„Wohlan“, rief Graf Hubert, „es gelte“, und streckte die Hand hin über das Kohlenfeuer, daß er sie fassen möge zum Gelöbniß des Bundes, da aber hörte er, ferne, ferne seinen Namen rufen mit einer klagenden Stimme, und in der Stimme erkannte er die seines Vaters, und kaltes Entsetzen schauerte durch seine Adern, da aber klapperte es um ihn wie Würfelgeklapper und Bechergeklirr, und gellendes Frauengelächter schlug verworren an sein Ohr, und darein schollen klingende Zechlieder und bekannte Trinkweisen, und vor seinen Augen flirrte es und schwirrte es in wirren feurigen Ringen und Rädern; plötzlich jedoch empfand er einen stechenden Schmerz in seiner Linken, zischend erlosch das Feuer zu seinen Füßen, einen dicken Qualm verbreitend, dichte Nacht schlug ihre Rabenschwingen um seine Augen, und sein Bewußtsein schwand.

Die hellen Sonnenstrahlen blickten durch die spitzen Bogenfenster in Huberts Schlafgemach, und malten die buntfarbigen Fensterscheiben auf den Estrich desselben, als er auf seinem Ruhebette erwachte. Noch hat-

te er sich nicht von seiner Verwunderung erholt, wie er von der öden Wegscheide im Walde nach Hause gekommen sei, in sein Schlafgemach, als schon Arthur, der nun Schildknappe, Schenk, Koch und Thorwart in Einer Person war, hereintrat und meldete: Ein prachtvoll, aber seltsam gekleideter Mann stehe vor den Schutzgattern, mit vielem Gefolge und beladenen Maulthieren, und begehre vorgelassen zu werden vor den Herrn des Schlosses, dem er freudige Nachricht zu hinterbringen habe.

Da gebot Graf Hubert, der es wohl ahnete, daß dieß ein Werk seines neuen Bundesgenossen sei, den Fremden sogleich heraufzugeleiten in sein Gemach.

Nicht lange, so nahte sich dieser; es war ein langer Mann von bereits vorgerückten Jahren, er verneigte sich voll Ehrfurcht vor Hubert, und sprach: „Obgleich ich ungeladen eintrete in Euer Haus, so denke ich doch, daß Euch mein Besuch, sobald Ihr die Ursache desselben in Erfahrung gebracht haben werdet, nicht unwillkommen sein dürfte." Hierauf berichtete er, daß ein Fürst aus dem Lande Italien, mit dem sein Vater enge Waffenbruderschaft geschlossen, und dem er viele Freundesdienste geleistet in dem Oriente, ohne Erben verblichen sei, und eingedenk jener früheren Freundes- und Liebesdienste ihn, aus Dankbarkeit für den alten Grafen von Chamuny, zum alleinigen Erben seiner bedeutenden Reichthümer eingesetzt habe, welche er an ihn zu überbringen beauftragt sei.

Hierauf befahl er seinen Dienern, die Kisten und Kasten mit Gold- und Silberbarren und köstlichen Stof-

sen in das Schloß zu schaffen, empfahl sich, als dieses geschehen war, dem Grafen Hubert, und verschwand mit seinem Gefolge und den ledigen Maulthieren, eben so unerwartet, als er gekommen, den Augen des staunenden Erben, und des noch mehr erstaunten Arthur.

Wohl verging hierauf eine geraume Zeit, bis sich die Beiden satt gesehen, und genugsam geweidet hatten an den seltenen Reichthümern und den vielen Kostbarkeiten, welche die Kisten enthielten, bei welcher Beschauung ihre Fantasie nicht unterließ, jedem nach seiner Art, die reizendsten und lieblichsten Bilder der Zukunft vor das Auge zu führen.

Darauf aber gebot Hubert dem Alten, hinabzugehen in die nächstgelegenen Ortschaften, um neue Söldner und Dienstleute für ihn anzuwerben, da er nun wieder ein so reicher Mann geworden; und Arthur that, wie ihm sein Herr geheißen.

In dem Schlosse des Grafen von Chamuny aber regte sich bald wieder ein neues Leben. Stimmengewirre scholl durch die vor Kurzem noch lautlosen Gänge, geschmückte Pferde und Damenzelter wieherten und schnaubten vor der Pforte, oder scharrten mit ihren gewaltigen Hufen den Sand im Schloßhofe; rüstige Knappen und muntere Dirnen sprangen mit vollen Krügen und dampfenden Schüsseln die Stiegen hinab und hinan, und lustige Sangesweisen und Harfenklänge wogten und hallten durch die glänzend geschmückten Säle und Gemächer.

Allein auch das größte Bunterlei von Luſtbarkeiten und Vergnügungen vermochte nicht die unbehagliche Leere in der Bruſt des Grafen Hubert auszufüllen, und die tiefen Falten, welche ſich, ſeit er Beſitzer dieſer Reichthümer geworden, in ſeine Stirne gegraben hatten, von derſelben zu verſcheuchen, und er beſchloß ſein Lebensglück durch Beilegung einer Gattin auf den höchſten Gipfel zu erheben.

Seine Wahl aber fiel auf Gabriele von Carmont, ein überaus ſchönes und tugendſames Fräulein, das er bei einem Kampfſpiele, welches er den Edeln ſeiner Tafelrunde gab, kennen gelernt hatte.

Und als er kurz nach der wohl aufgenommenen Werbung bei Gabrielens Vater, dem Caſtellan von Carmont, das ſchmucke Fräulein in ſeine Burg einführte als Hausfrau, da ging ihm erſt recht die Paradieſesſonne der irdiſchen Glückſeligkeit auf, und Feſt und Mumenſchanz wechſelten in dem Grafenſchloſſe, und Jagd und Tanz, und ein Banket folgte auf das andere.

Graf Hubert aber ſchwelgte in Wonne und Entzücken, um ſo mehr, als ihn ſeine geliebte, über alles theure Gabriele, mit einem lieblichen und geſunden Knäblein, ſeinem eigenen Ebenbilde, beſchenkte.

In dieſem Rauſche von Liebe und Glückſeligkeit entſchwand Graf Hubert ein Jahr um das andere, ohne daß er den Böſen wieder berufen, oder ſeiner mehr als einer entſchwundenen Traumgeſtalt gedacht hätte;

und Adalbert, sein Söhnlein, wuchs heran in Schöne und Lieblichkeit, und hatte bereits das sechste Lebensjahr erreicht, als nun auch die Zeit zu Ende ging, welche den Bösen zwang, Hubert dienstbar zu sein.

Nun hatte aber Graf Hubert gerade an dem letzten Tage des zehnten Jahres einer eben so lustigen als gefahrvollen Bärenjagd gepflogen, und kehrte, da er abgekommen war von seinen Weidgesellen, allein und müde durch den Ardennenwald nach seinem Schlosse zurück, den dampfenden Rappen hinter sich am Zügel führend.

Da zog ein plötzliches Wetterleuchten über den falben Nachthimmel, von einem fernen Donnergemurmel begleitet, und wieder stand vor Hubert der Blaßgelbe, in seinem rothen Wammse, grinsend und regungslos, und sang in heischeren, durchdringenden Tönen:

Zehn Jahre dein,
Jetzt bist du mein!

Da sank Hubert vor übergroßem Schrecken in die Kniee, und sein Haar sträubte sich aufwärts auf seinem Scheitel, und der Todesschweiß trat aus seiner Stirne hervor, da er den Rothen schon die Hand, welche, wie es ihm schien, immer länger und länger wurde, nach sich ausstrecken sah, und kaum vermochte er mit erstickter Stimme dem Schrecklichen ein „Halt" zuzurufen. Dieser grinste aber und sprach: „Die Zeit ist aus, was willst du noch?"

Darauf entgegnete Hübert: „Gönne mir noch neue zehn Jahre, und fordere dafür als Lohn, was du immer willst."

Darüber lachte der Rothe wild auf, und sprach: „Wohl, in Jahresfrist gibst du mir dein Kostbarstes zu eigen an dieser Stelle, vor dem ersten Hahnenrufe, und du bist aller Verpflichtungen ledig. Willst du das?"

„Ich will", rief Hubert; „doch ich habe der Schätze und Kostbarkeiten in Menge, was nennst du unter Allem mein Kostbarstes?"

„Dein Söhnlein!" kreischte der Rothe, und wieder scholl ein betäubendes Gelächter in Hubert's Ohr, ein glühendes Wetterleuchten flog über den Nachthimmel, und der Fremde war verschwunden.

Hubert warf sich in Entsetzen und Fieberschauern auf seinen Rappen, und flog durch die Waldesnacht seiner Burg zu, wo man seiner Ankunft schon lange mit großer Besorgniß entgegensah.

Von dieser Stunde an war Hubert aber wie umgewandelt. Jede frohe Laune, ja selbst der kecke Muth, der bisher seine Brust belebte, war von ihm gewichen, denn er hing mit ganzer Seele an dem kleinen Adalbert, den er nun selbst den finsteren Mächten hingegeben.

Zum bleichen, hohläugichten Nachtgespenst geworden, schlich er jetzt im Schlosse umher, erschrack vor dem

geringsten Geräusche, erbleichte bei jedem Ausheben der Thurmuhr, und starrte oft stundenlang vor sich hin auf den Estrich, oder an die Decke des Gemaches. Vergebens suchte die über seine Veränderung tief bekümmerte Gattin und der alte Arthur, die Ursache seines sonderbaren Benehmens zu ergründen; ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und Hubert stumm und in sich verschlossen.

In diesem Zustande entschwanden Monde um Monde, und immer näher und näher rückte die fürchterliche Nacht, in welcher er sein Versprechen in Erfüllung bringen mußte.

Endlich schlug die schreckensvolle Stunde selbst. Der Sturm pfiff durch die alten Kiefern des Ardennenwaldes, wie in jener Nacht, in welcher er den Bösen heraufbeschworen hatte, und dichtes, schwarzflockichtes Gewölke hing in abenteuerlichen Gestaltungen am mondlosen Himmel.

Alles in der Burg des Grafen schlief, da hallten leise, leise Tritte durch die wenig beleuchteten Gänge, und ein Mann, den Hut tief in das Auge gedrückt, und einen weiten dunklen Mantel über die Schultern geschlagen, kam durch diese daher geschlichen, und stieg vorsichtig die Treppe hinab.

In dem Mantel aber hatte er ein Kind, welches schlummerte, und der Mann war Hubert, und das Kind in seinen Armen war Adalbert, sein Söhnlein.

Leiſe öffnete er jetzt ein eiſernes Pförtchen, und eilte durch dasſelbe mit raſchen Schritten dem nächtigen Walde zu.

Da erwachte das Knäblein in Hubert's Armen, und ſchrie laut auf vor Schrecken, indem es ſich bei einem fremden Manne vermeinte; als es jedoch die Stimme ſeines Vaters erkannte, der es nur ſtille zu ſein, und zu ſchlafen hieß, beruhigte es ſich wieder in etwas, und fragte nur, wo es doch der Vater ſo ſpät noch hinzubringen gedächte.

Da rollten heiße Thränen von Hubert's Wangen auf die des Knäbleins hinab, und mit ſchluchzender Stimme murmelte er: „Zur Hölle!" — Wohl mochte Adalbert den argen Sinn dieſer Worte nicht verſtehen, aber die Stimme, mit welcher ſein Vater ſie ausgeſprochen, brachte in ſein kleines Herz eine ſolche unſägliche Bangigkeit, daß er auf's Neue bitterlich zu weinen anfing.

Nun hatte Hubert mit dem Knäblein ein wildes, von hohen ſchwarzen Felshörnern und Klippenthürmen umſchloſſenes Thal erreicht, es war dieſelbe Stelle, auf welcher ihm zum letzten Male der Rothe erſchienen war; und nun ſtellte er Adalbert auf die Erde, warf ſich neben ihm auf die Knie, und ſprach: „Heb' deine Händchen auf, mein Kind, zu Gott, daß er gnädig ſein wolle dir, und deinem ſchuldvollen, aber auch eben ſo reuevollen Vater, in dieſer Stunde."

Und das Knäblein faltete fromm seine Hände, wie es ihm seine Mutter gelehrt, und Hubert that dasselbe, und beide beteten.

Plötzlich aber krachte ein Donnerschlag durch das Himmelsgewölbe, und vor Hubert stand, wilder und grimmiger denn je, der Rothe wieder, und rief mit furchtbarer Stimme: „Wo ist das Knäblein?!"

„Hier ist es", stammelte der Graf aus der von Todesangst zusammengeschnürten Kehle, und mit triumphirender Miene streckte der Rothe seine Hand aus nach dem schuldlosen Opfer.

Da aber rief Graf Hubert, das Kind mit beiden Armen umschlingend, in höchster Verzweiflung: „Halt ein, noch bist du mir unterthänig, kraft unseres Paktes, darum mache dich auf, und vollziehe meinen letzten Befehl."

„Und dieser ist?" grollte der Rothe.

„Daß du mir", erwiederte Hubert, den in diesem Augenblick ein Strahl der göttlichen Gnade durchdrang, „auf jenem einzelnen Granitblocke, welchen dort der Waldstrom umtobt, ein Kirchlein erbauest aus Felsenquadern, die du dir holen sollst dazu aus den Klüften des Altei."

„Verdammter!" knirschte der Rothe.

Hubert aber fuhr fort: „Auch muß es fertig und erbauet stehen, mit Thurm und Kanzel, Chor und Weihbrunnbecken, vor dem ersten Hahnenrufe, willst

du Anſpruch machen auf den Leib und die Seele dieſes Knäbleins, das ich in meinen Armen halte."

Da verzerrte der Rothe das Antlitz, daß Hubert davon zurückſchauderte vor Entſetzen, und ballte wild die Fäuſte, und ſchlug ſie zuſammen im tiefſten Ingrimm, dann erhob er ſich, und wurde allmählig größer und größer, und ſeine Geſtalt wuchs zu der eines Rieſen, deſſen Scheitel an die Wolken zu reichen ſchien, während eine Hand den Nord, die andere den Süd zu erfaſſen drohte, und allmählig verſchlangen ſich ſeine Gliedmaſſen, und verwirrten ſich zu einem rothen formloſen Knäuel, und wie ein Staubwirbel kräuſelte es aufwärts mit Blitzesſchnelle, und verſchwand in dem Dunkel des Gewölkes.

Auf der Erde aber hingeworfen lag Hubert und ſein Söhnlein, und beide huben die Arme empor, und beteten: „Vater im Himmel, verlaß uns nicht in dieſer Stunde!"

Und horch! da ſauſte es ſchon heran durch die Lüfte, immer näher und näher, und der rothe Mantel des Böſen leuchtete und flatterte durch die Nacht, wie ein blutiges Nordlicht, und zeigte die Bahn des Ergrimmten, der mit großen, dunklen Felſenmaſſen beladen vorüberflog über die ſchwarzragenden Gebirge.

Die beiden aber ließen nicht ab zu beten, und ihre Hände auszuſtrecken zu dem Erbarmer.

Und wieder ſauſte der Rothe vorüber im Fluge mit neuen Felſenlaſten, und abermal und aberabermal,

und immer größere Angst befiel die Betenden, und schon sahen sie in dunklen Umrissen das Kirchlein immer mehr und mehr emporwachsen auf dem Granitblocke.

Jetzt brauste der Rothe mit den letzten Felsbrüchen herbei, und Funken entsprühten den gequetschten Massen, die er mit sich führte; da aber scholl ein heller, schneidender, langgedehnter Ton aus der Tiefe herauf, es war der erste Hahnenschrei in dem Thalflecken, und mit grausenhaftem Gepolter donnerten die Felsstücke hinab in die Waldklüfte, und heulend stürzte sich der Böse hinterdrein, und ein fürchterlicher Abgrund riß sich auf in dem Geklüfte, mit lodernden Flammen, und verschlang den Fallenden, darauf rollte und kollerte das Gestein wieder darüber hin, und verdeckte den Abgrund.

Hubert lag während diesem und noch lange nachher, als schon die Sonne in ihrer jugendlichen Schöne siegreich aufstieg aus dem Nachtgewölke, auf den Knieen, und dankte und lobpreis'te den Herrn für seine und seines Adalbert's Rettung, und preßte das Knäblein voll der unendlichsten Vaterwonne an sein Herz, und netzte seine Wänglein mit heißen, strömenden Freudenthränen.

Auch wich Hubert von nun an nicht wieder von dem Pfade der Tugend, und erbaute an dem Granitblocke zum Gedächtnisse jener Stunde ein schönes Kirchlein, das Zauberbuch aber opferte er den Flammen.

Das Kirchlein, von den geheimnißvollen Schau ern des Waldes umrauſcht, prangte durch mehrere Jahrhunderte auf dem Felsblocke, und wurde von dem Volke insgemein die Teufelskapelle geheißen, auch ſol len noch heut zu Tage in den wüſten Bergſchluchte der Ardennen viele zerſtreute Steinblöcke zu ſehen ſein von rieſiger Größe, in welchen deutlich die Glieder ei ner Kette abgedrückt ſind, mittelſt welcher der Böſe da mals ſeine Laſt umwunden, und durch die Lüfte ge führt haben ſoll.

Die

geſtohlene Lammsleber.

Croatiſche Sage.

Selbſt die Angſt der Todesſtunde
Preßt kein Wort aus ſeinem Munde,
Nur das Klingen von Dukaten
Macht geſchwätzig den Croaten.

Levitſchnigg.

Als der Herr noch auf Erden wandelte, beſuchte er mehrere Länder, um zu ſehen, welchen Fortgang ſeine Lehre nehme unter den Völkern. Auf einer dieſer Wanderungen gelangte er auch in das Land, welches die Croaten bewohnen, und das von dieſem Völkerſtamme den Namen hat.

In Croatien waren zu jener Zeit, und ſind zum Theil noch, wüſte Landſtriche und unwirthbare Wälder, in welchen man nur ſelten eine ſchlechte Waldſchenke erblickt, und daher gezwungen iſt, die Lebensmittel für die Reiſe mit ſich zu führen.

Einen ſolchen Wald hatte nun der Herr mit ſeinem Jünger und Begleiter, dem getreuen Petrus, zu durchwandern.

Sie nahmen ſich daher in dem letzten Dorfe einen Bauer, Namens Dane (Daniel), zum Führer,

kauften ſich ein Lamm, und machten ſich ſodann auf die Wanderung.

Sie mochten bereits eine halbe Tagreiſe zurückgelegt haben, als ſie Ermattung und Hitze zwang, unter einer ſchattigen Eiche auszuruhen. Sowohl der Herr als Petrus ſtreckten ſich auf den duftigen Grasboden nieder, um ein wenig zu ſchlafen, während Dane das Lamm ſchlachten, und nach croatiſcher Sitte, nämlich im Ganzen, braten ſollte.

Dane machte ſich an ſeine Arbeit, und bratete das Lamm, aber die Leber desſelben lachte ihn ſo unwiderſtehlich an, daß er nicht umhin konnte, ſelbe in aller Eile zu verzehren.

Als der Herr und Petrus erwachten, und ſich anſchickten, nun auch einen Theil des Bratens zu verzehren, vermißte der erſtere die Leber, und befragte daher den Führer: „Dane, wo iſt die Leber des Lammes?"

„Herr, ich habe nichts von der Leber geſehen", ſagte dieſer mit der gleichgültigſten Miene von der Welt.

„Lüge nicht", ſprach der Herr, ihm ſcharf in's Geſicht blickend. „Du haſt die Leber gegeſſen."

Dane aber ſchwur und betheuerte, daß er dieß nicht gethan, ja, daß das Lamm gar keine Leber gehabt habe.

„Wohlan", ſprach der Herr, „die Zukunft wird uns zeigen, ob du gelogen oder nicht."

Auf dieſes kamen ſie an den Fluß Klupa, wel-

cher durch Regengüsse angeschwollen war, und ihren Weg hemmte, denn sie mußten an das jenseitige Ufer.

Der Herr aber winkte, da theilten sich die Wellen, und er so wie Petrus schritten durch dieselben; furchtsam und zögernd folgte ihnen Dane.

Als letzterer aber in die Mitte des Flusses gekommen, hob sich das Wasser mit einem Male um ihn, und wuchs und wuchs, bis es ihm an die Kehle reichte, und Dane, in der Furcht zu ertrinken, ein fürchterliches Zettergeschrei erhob.

Da wendete sich der Herr, und rief ihm zu: „Bekenne Dane, du hast die Lammsleber gegessen."

„Herr", stöhnte Dane, „und wenn ich im nächsten Augenblick ertrinken muß, ich bin unschuldig, und habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr wieder, die Fluthen senkten sich, und Dane folgte den Beiden.

So wanderten sie nun wieder eine Weile, die Nacht begann bereits stark hereinzubrechen, als sie eine schlechte Erdhütte gewahrten, auf die sie zuschritten.

Bald hatten sie die einsam gelegene Waldschenke erreicht, und beschlossen, in selber die Nacht zuzubringen.

Nachdem sie ihr Nachtmahl eingenommen, begaben sie sich zur Ruhe, und da für alle Drei nicht Raum genug in der unteren Stube war, mußte Dane auf dem Heuboden sein Nachtlager aufschlagen.

Der Schlummer hatte sich noch nicht lange auf ihre Augenlieder gesenkt, als sie ein heftiges Geräusch erweckte. Die ganze Hütte stand in Flammen.

Der Herr winkte, und sieh, das Feuer theilte sich, und sowohl er als Petrus und die Wirthsleute gingen unversehrt durch dasselbe.

Viel schlimmer aber erging es Dane, unter dessen Füßen bereits der Boden brannte, und der, um sich nicht die Füße zu verbrennen, auf den Kohlen mit den fürchterlichsten Grimassen herumhüpfte und sprang, vergebens einen Ausweg aus den Flammen suchte, und um Hilfe schrie.

Da rief der Herr abermals zu ihm: „Dane, bekenne, du hast die Leber gegessen."

„Herr", ächzte Dane, „und wenn ich gleich verbrennen muß, ich habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr abermals, das Feuer erloschen, und Dane hinkte mit halbversengten Sohlen den beiden Wallern nach.

Des andern Tages kam der Herr mit Petrus und Dane in einen Marktflecken, in welchem eben das Kirchweihfest gefeiert wurde.

Croatische Bauern und Dirnen trieben sich im bunten Gewühle um die Krambuden herum, um sich dieß oder jenes zu kaufen. Musik erscholl aus der Schenke und vom Tanzboden, wo die Jugend sich bei Insulaner-Wein und Tanz unterhielt.

Plötzlich rief ein Krämer: „Ein Dieb! ein Dieb!"

Alles ſtrömte verwirrt durch einander, den Flüchtigen zu fangen, der aus einer der Buden einen Leibgürtel geſtohlen hatte.

Er war entwiſcht, man wußte nicht wohin.

Da ſchöpften die Leute Verdacht, daß Einer jener drei Fremden der Thäter ſei, und der Richter verfügte ſich zu dieſen, und forderte ſie auf, ihr Gepäcke zu öffnen.

Der Herr und Petrus willfahrten ſeinem Begehren, ohne daß das Entfremdete gefunden wurde.

Als aber Dane ſeine Torba öffnete, da winkte der Herr, und zur größten Beſtürzung Dane's fand ſich der entwendete Gürtel in dem Sacke.

„Fort, auf den Galgen mit dem Dieb!" ſchrie wüthend die Menge, und der Richter ließ Dane ſogleich von ſeinen Knechten ergreifen, und nach dem Galgen, welcher ſich unferne des Marktfleckens befand, führen, um das Urtheil ohne Verzug an ihm zu vollſtrecken.

Schon kletterte der Freiknecht den Galgen hinan, befeſtigte an den Querbalken den Strick, und ließ ſich durch die andern den armen Dane hinaufreichen, um ihn anzuknüpfen.

Vergebens ſuchte Dane ſeine Unſchuld zu beweiſen, vergebens ſchrie er auf das Entſetzlichſte um Hil-

se, schon kitzelte die rauhe Schlinge seinen Hals — eine Sekunde noch, und er ist verloren.

Da wendet sich der Herr noch einmal zu Dane, und ruft: „Dane, ich rette dich, bekenne aber, daß du die Lammsleber gegessen hast."

„Herr", ächzte Dane, „und wenn ich alsogleich erdrosselt werden muß, ich habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr abermals, und verschwunden war Galgen, Henker, Richter und Volksgewühl.

Dane glaubte geträumt zu haben, denn er befand sich, die Torba auf der Schulter, wie früher in Gesellschaft der beiden Reisenden, jedoch eine halbe Stunde vom Marktflecken entfernt.

Der Herr war sichtbar erzürnt über Dane's Beharrlichkeit im Leugnen, und sprach leise zu Petrus: „Fürwahr, Petrus, es ärgert mich, daß ich trotz aller Wunder, die ich angewendet, aus dem halsstärrigen Burschen nicht das Geständniß seiner Schuld herauszubringen vermag."

„Ach Herr", erwiederte Petrus, „du kennst das Volk nicht, welches diesen Boden bewohnt. Ertheilst du mir die Erlaubniß, an deiner Statt zu handeln, so will ich ohne große Mühe das Geständniß aus ihm locken."

„Es sei", sagte der Herr.

„Nun so laß uns hier ausruhen, und stelle dich, als ob du schliefest", sprach Petrus.

„Ich bin müde", sagte hierauf laut der Herr zu Petrus. „Laß uns hier ein wenig verweilen und ausruhen."

Auf dieses streckten sich alle drei in das Gras, und der Herr stellte sich als ob er schliefe.

Da zog Petrus ein Beutelchen aus der Tasche, aus welchem er Goldstücke nahm.

Lüstern blickte Dane auf die blinkende Münze.

Petrus zählte und theilte die Goldmünzen in vier Theile, verwundert schaute ihm Dane zu, da aber Petrus gar nicht auf ihn zu achten schien, vermochte er seine Neugierde nicht länger zu beschwichtigen, und näherte sich dem Petrus, den er auf das Freundlichste befragte: „Ei, was macht Ihr da mit den vielen schönen Goldstücken?"

„Ich theile sie in vier gleiche Theile", antwortete Petrus, „da wir nun am Ziele unserer Wanderung sind, und uns an jener Wegscheide trennen."

„So?" versetzte Dane, „und wem gehört jenes erste Häufchen?" fragte er weiter.

„Das gehört dem Herrn."

„Und das zweite?"

„Das gehört mir", antwortete Petrus.

„Und das dritte?"

„Das dritte Häufchen ist dein Eigenthum."

„Ja, aber da bleibt ja noch ein viertes übrig, wem gehört denn dann das vierte?"

„Das gehört demjenigen, welcher die Lammsle
gegeſſen hat", antwortete Petrus.

Da ſprang Dane plötzlich auf, und ſchrie
allen Kräften: „Herr, das Häufchen gehört mir, d
ich habe ſie gegeſſen, ich, ich, das ſchwöre ich
bei meiner Seligkeit, bei allem, was mir werth
theuer iſt. Kein anderes Menſchenkind bekam davon
nen Biſſen, ich habe die ganze Lammsleber wäh
eures Schlafes verzehrt!!"

Das

Kreuz mit der Haarflechte.

Steyermärkiſche Sage.

Schau' dort des Kreuzes Zeichen,
Es ſoll dich ernſtlich warnen,
Daß, wenn die Götter weichen,
Die Böſen dich umgarnen.

Ferd. Sauter.

Wo der Grimming in das blühende Ennsthal hinunterſchaut, erblickt man an einem vorſpringenden ſchroffen Felſenhange der Bergerekeralpe ein einfaches Kreuz von Holz, an welchem eine ſchwarze Haarflechte befeſtigt iſt, zur Warnung für den Wanderer, welcher jene Berghöhe erklimmt.

Marie und Leni waren zwei der liebenswürdigſten Bauernmädchen, friſch und blühend, wie die Alpenröslein, welche auf ihren Heimatbergen aus den einſamen Felſen hervorſproſſen. Überaus lieblich ſtand Beiden der breite Hut, das rothe knappe Miederleibchen mit Silberſpangen verziert, und das faltenreiche

Röckchen, welches nach Landessitte ihnen kaum bis an die niedlichen Waden reichte, von welchen die Bursche die Blicke nicht abwenden konnten, und kein Mädchen durfte sich rühmen, so schöne und lange Haarflechten zu besitzen, wie Leni und Marie.

Nur daß Marie in Allem zarter und weiblicher gebildet war, als die starke und kräftige Leni, und auch um Vieles sanfter und kindlicher.

Beide Mädchen, im Hause ihrer Ältern lebend, und dort die ausgebreitete Wirthschaft besorgend, erstiegen oft des Sommers mit einander die Bergereralpe, um dort bei den Sennerinnen nachzusehen.

Eines Tages hatten sich Beide auf der Alpe verspätet, so zwar, daß die Nacht bereits gewaltig hereinzubrechen begann, als sie an den Heimweg gedachten.

Überdieß stiegen noch schwere Wolkenberge, ein Ungewitter verkündend, träge und dräuend, wie gespenstige Riesen, im fernen Westen auf, und umnachteten immer mehr und mehr den sternbesäeten Himmel; immer finsterer und finsterer zogen sie herauf. Todtenstille lag über die ganze Gegend verbreitet.

„Wir bekommen heute noch ein starkes Gewitter, Leni", sprach Marie, „laß uns lieber in der Alpenhütte bleiben und es abwarten."

Leni aber schalt ihre Schwester ein furchtsames Kind, und sprach: „Ei was, wir werden wohl trotz dem Gewitter noch das Haus erreichen.“

Und sie begannen ihren Weg nach dem Thale. Da verhüllte sich mit einem Male der Mond, welcher ihren einsamen Pfad beleuchtete, undurchdringliche Finsterniß verbreitete sich über Berg und Felsklüfte, der Donner rollte, der Sturm rauschte und orgelte durch die knarrenden und wankenden Fichten und Tannen; niedersauste der Regen, und geißelte die nackten Felsenrippen.

Immer gefahrvoller wurde die Wanderung der beiden Mädchen, beständig mußten sie sich an dem herabhangenden Gestrippe der Felsenwände, und an den hervorspringenden Wurzeln festklammern, um nicht von dem wüthenden Sturme in den gähnenden Abgrund geschleudert zu werden. Fast bei jedem Schritte mußten sie mit dem einen Fuße den schmalen und unsichern Pfad befühlen, bevor sie es wagen durften, den andern Fuß vorzusetzen; oft glitt derselbe auf dem glatten Gesteine oder den nassen Nadeln der Föhren, welche dieses bedeckten, und nur das Gesträuch, welches die Schwebende umklammert hatte, rettete diese von dem schrecklichen Falle.

Da erfaßte Marie eine namenlose Angst. „Nein ich gehe nicht weiter“, rief sie, „komm Leni, und laß

uns unter diesem Felsenhang niederknieen und beten, bis das Ungewitter vorüber ist. Gott selbst will nicht, daß wir weiter gehen sollen."

„Ei was", rief die kecke Leni, „ich will einmal nach Hause. Bete du meinetwegen so lange du magst, und laß dich vom Sturm und Hagel zerpeitschen nach Gelüsten."

„Jesus Maria!" rief jene, „versündige dich nicht!"

Aber Leni schwang sich rasch über eine hervorspringende Felsenrippe hinab.

„Leni!" schrie Marie noch einmal.

Vergebens. Leni hörte nicht auf Mariens Ruf und war schon im nächsten Augenblick in die dichte Nacht verschwunden. Noch einmal erblickte die vor Frost und Angst zitternde Marie bei dem Aufleuchten des Blitzes, welcher das ganze Thal mit Tageshelle übergoß, den breiten Hut ihrer Schwester, und das schwarze kurze Röckchen mit den rothen und grünen Rändern; dann schlug wieder die Nacht ihre Rabenflittige um Mariens Augen.

Gleich darauf rauschte es nicht allzuferne durch das Gestäude; — ein gellender Schrei schlug an Mariens Ohr, auf welchen ein dumpfer Fall, und dann wieder einer, tief — tief unten aus dem Geklüfte erscholl.

Das war Leni! — Marie, welche auf ihre Kniee gesunken war, wollte sich aufraffen, aber der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt; sie wollte schreien, aber der Ton erstickte in ihrer Kehle; bewußtlos sank sie unter dem Felsenhange nieder.

Das Ungewitter war vorübergezogen, die ersten Morgenschimmer übergüldeten wieder die Felsenzinken, und blitzten und funkelten in den nassen Föhren und Tannenzweigen, als auch die arme Marie wieder erwachte aus ihrem todtenähnlichen Schlummer.

Schon wähnte sie freudig, bloß geträumt zu haben von einem Schrei der Schwester, einem Fall, und daß sie sich dann aufraffen wollte, um ihr zu Hilfe zu eilen; als sie plötzlich nahe dem fürchterlichsten Abgrunde, an einem Kreuzdornstrauche, dessen Blätter mit Blut gefärbt waren, eine abgerissene, ihr nur zu wohl bekannte Haarflechte, Leni's Haarflechte — zu ihrem Entsetzen erblickte.

Marie sowohl als ihre gramerfüllten Ältern weinten bittere Thränen über Leni's schaudervolles

Ende, und Letztere errichteten an der Stelle jenes Kreuzdornſtrauches am Felſenhange das Kreuz, an welches ſie die abgeriſſene Haarflechte banden, zum Denkmal an die unglückliche Leni, und zur Warnung, daß man die Langmuth des Herrn nicht in Verſuchung führen möge.

Die

drei Gauner von Tiundaland.

Däniſche Sage.

Drei Gauner ſeh'n wir trügeriſch umſchlingen
Den Redlichen, dem ſolch' Gewebe neu;
Doch weiß ein Weib ihm ſichern Rath zu bringen,
Er kehrt das Netz, und fängt ſie alle Drei.

Carlopago.

An dem Strande von Tiundaland in Dänemark ſaßen in einer Taverne, in welcher gewöhnlich Handelsleute und Schiffsmänner zuſammen kamen, drei Männer von ziemlich verdächtigem Ausſehen, welches noch bei dem einen durch eine auffallend ſpitze Naſe, bei dem zweiten durch kurzes brennendrothes Haar, und bei dem dritten durch ein ſchwarzes Pflaſter über das linke Auge um ein Bedeutendes vermehrt wurde.

Dieſe drei Männer waren Brüder, welche zur Fahne Langfinger's geſchworen, und ſich bereits durch allerlei Gaunerſtreiche und Spitzbubenkniffe ein nicht unbedeutendes Vermögen geſammelt hatten.

Der eine mit der Spitznaſe nannte ſich: Hagbarth, der zweite mit dem rothen Haupthaare: Sven, und der dritte mit dem Pflaſter über dem fehlenden Auge: Trolle.

Hagbarth, der älteste von ihnen, machte die beiden andern eben mit einem neuen Plane bekannt, um einen reichen Handelsherrn, welcher sich auf dem Wege von Schweden nach Tiundaland befand, in ihre Falle zu locken.

„Dieser Mann", sprach Hagbarth, „ist ein so sonderbarer Kauz, wie Ihr noch Zeit eures Lebens keinen gesehen. Er ist in den besten Jahren, klug, von gutem und gefälligen Ansehen, nur wählte der Zufall sein Antlitz zu einem sonderbaren Naturspiele, indem es ihn mit einem blauen nnd einem bräunlichen Auge beschenkte. Übrigens ist er sehr fröhlichen Gemüths, und liebt Kleiderpracht bis zur Verschwendung. Kurz und gut, Ihr werdet zwischen heute und morgen selbst Gelegenheit haben, ihn persönlich kennen zu lernen."

„Nun erübrigt nur, daß ich Euch mit meinen Plan bekannt mache, und Euch die Rollen zutheile, welche Ihr zu spielen habt, damit wir Herren seiner Schätze und Reichthümer werden."

Nach diesen Worten rückten die drei sauberen Kumpane näher zusammen, und Hagbarth theilte ihnen mit leiser Stimme seine Vorschläge mit.

Am nächsten Morgen landete, wie Hagbarth vorhergesagt, der schwedische Handelsmann, Namens Erich Holgersohn, am Strande von Tiundaland.

Es war wirklich ein schöner, kräftiger Mann, dessen Kleiderpracht jene der meisten Kaufleute von Tiundaland verdunkelte; denn von keinem Hute eines

Andern nickten die Federn so stolz herab, als wie von jenem unseres Schweden, und kein Gürtel war so reich mit Gold durchwirkt, als der seine; auch trug keiner eine so seltene köstliche Waffe, als der Dolch war, welcher in seinem Gürtel steckte.

Doch hatte auch Hagbarth nicht gelogen, als er sagte, daß er ein blaues und ein braunes Auge besitze, denn es befand sich wirklich so.

Als Erich Holgersohn die gehörigen Befehle an seine Leute ertheilt, und alles Nöthige besorgt hatte, was seine Ankunft erheischte, verließ er das Schiff, um sich nach einem Käufer für seine Waaren umzusehen.

Er ging noch nicht lange am Strande dahin, als Hagbarth, welcher schon auf ihn lauerte, ihm entgegen trat.

„Ihr seid ein fremder Kaufherr, und bringt wahrscheinlich Waaren zu uns nach Tiundaland."

„So ist es", erwiederte Erich Holgersohn, „mein Schiff ist mit Eisenwaaren befrachtet."

„Könnte man sie nicht besehen", fragte Hagbarth weiter.

„Sogleich, wenn es Euch beliebt", versetzte Erich, und führte ihn sodann auf sein Schiff, wo er ihm die Waaren zeigte.

Hagbarth sprach ein Langes und Breites über Erich's Waaren, und über ihre Güte, und verließ, jedoch ohne zu einem Resultat gekommen zu sein, mit ihm das Schiff.

Sie gingen hierauf wieder am Strande dahin, als
[illegible] zu einem hübschen Hause, welches Hagbarth ge-
[illegible], gelangten.

„Dieses ist mein Haus", sagte Hagbarth,
„wollt Ihr nicht eintreten?"

„Wenn Ihr erlaubt."

Hierauf traten beide in das Haus.

„Wie wäre es", nahm jetzt Hagbarth das
Wort, „wenn wir einen Tauschhandel machten?"

„Laßt hören!"

„Ich gebe Euch Alles, was sich jetzt in diesem
Hause Bewegliches befindet, wenn Ihr mir dagegen
die Ladung Eures Schiffes überlaßt. Beseht Euch di
Sache selbst."

Erich Holgersohn besah sich die Einrichtun
des ganzen Hauses genau, und sprach sodann, da
einen sicheren Vortheil aus dem Handel für sich ersah
„Ich bin nicht abgeneigt, den Handel einzugehen; we
Ihr mir Alles, was sich jetzt in diesem Hause befind
überlaßt, so gehört meine Schiffsladung Euer."

„Topp", rief Hagbarth, „der Handel ist
schlossen. Morgen komme ich Euere Ladung zu über
men, an welchem Tage Ihr auch das Euere unan
halten in Besitz nehmen mögt."

Nachdem noch der schwedische Kaufmann
was sich in dem Hause befand, in ein Buch, [illegible]
er immer [illegible] sich führte, eingetragen
[illegible] hierüber zu [illegible]
[illegible] Kaufleute [illegible]

Kaum war der Morgen des nächsten Tages angebrochen, so erschien auch schon Hagbarth mit einigen Leuten, und ließ die Waaren an das Land bringen. Als Hagbarth aber selbe übernommen hatte, machte Erich Holgersohn noch einen kleinen Spaziergang, bevor er sein Eigenthum übernehmen wollte.

Auf diesem Spaziergange aber wurde er von einigen Kaufleuten aufgehalten, welche sich in einer Strandschenke zu ihm gesellet hatten, und ihm eine, ihn fast befremdende Ehrfurcht und Freundlichkeit angedeihen ließen.

Erich Holgersohn konnte sich, ohne unartig zu sein, von der Gesellschaft nicht trennen, und dachte, daß auch am folgenden Tage noch Zeit wäre, die Einrichtung des Hauses zu übernehmen.

Wirklich verfügte sich auch Erich am nächsten Tage in Hagbarth's Haus. Wie sehr aber erstaunte er, als ihm Hagbarth entgegen trat, und mit trocknen Worten sagte, daß er nichts mehr von ihm zu fordern habe.

„Ich wartete", fuhr der Hinterlistige fort, „auf Euch den ganzen Tag, an welchem ich meine Güter an Euch zu überliefern versprochen hatte, ohne daß Ihr gekommen."

„Ihr habt also die Zeit der Übernahme verabsäumt, und mir dadurch zu verstehen gegeben, daß Ihr Verzicht auf meine Güter leistet, und nach unseren Gesetzen gehört das Gut, welches sein Eigenthümer verläßt, demjenigen, der es nach ihm in Besitz nimmt."

Sie gingen hierauf wieder am Strande dahin, als sie zu einem hübschen Hause, welches Hagbarth gehörte, gelangten.

„Dieses ist mein Haus", sagte Hagbarth, „wollet Ihr nicht eintreten?"

„Wenn Ihr erlaubt."

Hierauf traten beide in das Haus.

„Wie wäre es", nahm jetzt Hagbarth das Wort, „wenn wir einen Tauschhandel machten?"

„Laßt hören!"

„Ich gebe Euch Alles, was sich jetzt in diesem Hause Bewegliches befindet, wenn Ihr mir dagegen die Ladung Eures Schiffes überlaßt. Beseht Euch die Sache selbst."

Erich Holgersohn besah sich die Einrichtung des ganzen Hauses genau, und sprach sodann, da er einen sicheren Vortheil aus dem Handel für sich ersah: „Ich bin nicht abgeneigt, den Handel einzugehen; wenn Ihr mir Alles, was sich jetzt in diesem Hause befindet, überlaßt, so gehört meine Schiffsladung Euer."

„Topp", rief Hagbarth, „der Handel ist geschlossen. Morgen komme ich Euere Ladung zu übernehmen, an welchem Tage Ihr auch das Euere unaufgehalten in Besitz nehmen mögt."

Nachdem noch der schwedische Kaufmann Alles, was sich in dem Hause befand, in ein Buch, welches er immer bei sich führte, eingetragen, und auch Hagbarth das Nöthige hierüber zu Papier gebracht hatte, schieden die beiden Kaufleute vergnügt von einander.

Kaum war der Morgen des nächsten Tages angebrochen, so erschien auch schon Hagbarth mit einigen Leuten, und ließ die Waaren an das Land bringen. Als Hagbarth aber selbe übernommen hatte, machte Erich Holgersohn noch einen kleinen Spaziergang, bevor er sein Eigenthum übernehmen wollte.

Auf diesem Spaziergange aber wurde er von einigen Kaufleuten aufgehalten, welche sich in einer Strandschenke zu ihm gesellet hatten, und ihm eine, ihn fast befremdende Ehrfurcht und Freundlichkeit angedeihen ließen.

Erich Holgersohn konnte sich, ohne unartig zu sein, von der Gesellschaft nicht trennen, und dachte, daß auch am folgenden Tage noch Zeit wäre, die Einrichtung des Hauses zu übernehmen.

Wirklich verfügte sich auch Erich am nächsten Tage in Hagbarth's Haus. Wie sehr aber erstaunte er, als ihm Hagbarth entgegen trat, und mit trocknen Worten sagte, daß er nichts mehr von ihm zu fordern habe.

„Ich wartete", fuhr der Hinterlistige fort, „auf Euch den ganzen Tag, an welchem ich meine Güter an Euch zu überliefern versprochen hatte, ohne daß Ihr gekommen."

„Ihr habt also die Zeit der Übernahme verabsäumt, und mir dadurch zu verstehen gegeben, daß Ihr Verzicht auf meine Güter leistet, und nach unseren Gesetzen gehört das Gut, welches sein Eigenthümer verläßt, demjenigen, der es nach ihm in Besitz nimmt."

Erich Holgerſohn begriff nun mit einem Male die ſonderbare Freundlichkeit der Kaufleute, die nichts anders, als Spießgeſellen Hagbarth's waren, der ihn in dieſe Falle gelockt.

Auf das Äußerſte aufgebracht über dieſen Schurkenſtreich, machte er Hagbarth die bitterſten Vorwürfe, je mehr er ſich aber ereiferte, deſto höhniſcher begegnete ihm dieſer, bis Erich, von ſeinem Zorne hingeriſſen, in die heftigſten Schmähungen wider ihn ausbrach.

Hagbarth aber erwiederte ihm mit höhniſchem Lächeln, daß er mit einem Manne, der außer ſich gerathen ſei, nichts weiter zu ſprechen habe, wohl aber ihn für ſeine Beleidigung bei Gericht zur Rechenſchaft ziehen würde. Hierauf kehrte er ihm den Rücken, und entfernte ſich, ohne weiters auf ihn zu hören.

Voll Ingrimm und Groll über Hagbarth's Niederträchtigkeit ging nun auch Erich nach der Gegend zurück, in welcher ſein Schiff vor Anker lag, als ihn plötzlich Jemand heftig an der Schulter anfaßte.

Verwundert blickte Erich um, und ſah einen Menſchen von rieſiger Geſtalt, mit brennend rothem Haupthaare vor ſich, welcher ihn mit zornfunkelnden Augen anblickte. Es war Sven.

„Ha, ſehen wir uns endlich, mein ſauberer Kumpan?“ fragte dieſer.

„Herr“, erwiederte Erich Holgerſohn, „Ihr irrt Euch in der Perſon.“

„Nicht doch“, verſetzte Sven, „ich irre mich nicht. Ich kenne Dich nur zu gut, ſo wie dieſen gold-

gestickten Gürtel, und den mit Juwelen besetzten Dolch, welchen Du in demselben stecken hast, die ich beide in England kaufte, und die Du mir in Paris entwendetest."

„Was erkühnt Ihr euch?" rief Erich.

„Her mit dem Gürtel", brüllte Sven, indem er ihm mit Blitzesschnelle den Dolch entriß, und auf ihn zückte.

Erich Holgersohn sah sich in der Gewalt seines Gegners, er löste daher seinen Gürtel, und reichte ihn dem Fremden.

Dieser steckte denselben kaltblütig zu sich, und sprach zu Erich: „Danke es meiner Großmuth, daß ich die Waffe, die ich zurück erhalten habe, nicht zuerst an Dir versuche, aber ich will es dem Gerichte von Tiundaland überlassen, das Urtheil über Dich auszusprechen."

Nach diesen Worten verschwand er in die nächste Straße.

Fast außer sich vor Wuth über die Ungerechtigkeiten, welche ihm begegnet, brauchte Erich Holgersohn einige Zeit, um sich zu fassen. Als er sein aufgeregtes Gemüth wieder etwas besänftiget hatte, setzte er seinen Weg fort.

Noch war er nicht sehr weit gekommen, als ihn schon wieder Jemand sachte auf die Achsel klopfte.

„Was gibt es denn schon wieder?" fragte Erich.

„Wie, bin ich nicht mehr so glücklich, Verehrtester, von Euch gekannt zu seyn?" fragte ihn ein lan-

ger hagerer Menſch, welcher nur ein Auge im Kopfe hatte, mit ironiſcher Höflichkeit. Es war Trolle.

„Geht zum Henker, ich habe Euch in meinem Leben nicht geſehen."

„Wie? Hochanſehnlichſter", fragte der Einäugige höhniſch, „Ihr habt mich nie geſehen? — Ihr wißt Euch wohl auch nicht zu erinnern, daß wir uns ein Mal auf Samſey getroffen haben, wo ich noch zwei Augen hatte, Ihr aber nur Ein Auge beſaßet."

„Was", rief Erich, „ich nur Ein Auge?"

„Ja, und daß es Euch damals beliebte, mir eines von meinen beiden Augen durch die Kunſt eines finnländiſchen Zauberers aus dem Kopfe herauszuzaubern, und Euch ſtatt des Euch mangelnden einzuſetzen."

„Seid Ihr toll?" ſtotterte Erich Holgerſohn.

„Mit nichten", erwiederte Trolle, „der Beweis liegt noch klar am Tage, da mein Auge noch ſeine natürliche Farbe beibehalten, welche ganz verſchieden von der Eures Auges iſt. Ich werde daher zu dem Richter meine Zuflucht nehmen, daß er Euch, ganz Vortrefflicher, zwinge, mir das geſtohlene Auge zurück zu geben, und die Strafe für Euren Raub über Euch verhänge."

Nach dieſen Worten entfernte ſich Trolle.

Erich Holgerſohn ſtand wie vom Blitze gerührt, und wußte nicht, was er von all' dem halten ſollte. Endlich faßte er ſich wieder, und da der Abend bereits ſtark hereindunkelte, verfügte er ſich grollend und fluchend nach ſeinem Schiffe.

Als er am nächsten Morgen dasselbe wieder verließ, und durch einige Straßen von Tiundaland schlenderte, war er nahe daran, zu glauben, daß er Alles, was ihm Tags vorher begegnet, nur geträumt habe, aber nur zu bald überzeugte er sich von der Wirklichkeit jener Begebenheiten, da er mehrere Vorübergehende von seinen sonderbaren Rechtshändeln, die noch heute vor Gericht sich entscheiden sollten, sprechen hörte.

Noch immer wußte er aber nicht, was er beginnen sollte, um sich aus diesem Gewirre von Ränken und Unannehmlichkeiten zu ziehen, und zu seinem Eigenthum zu gelangen, als er um eine Gassenecke bog, und mit einem Male ein schallendes Zettergeschrei an seine Ohren schlug.

Ein junges hübsches Mädchen, welches augenscheinlich einer Gefahr zu entrinnen suchte, kam athemlos die Straße herabgeflogen.

Bald zeigte sich auch die Ursache ihres Schreckens, denn schon kam ein Stier, welcher wüthend geworden, mit gesenkten Hörnern auf Beide zugerannt.

Glücklicherweise erblickte Erich Holgersohn einen Prügel auf der Erde, hastig raffte er diesen auf, und schwang ihn gegen das wildgewordene Thier, welches durch die unerwartete Erscheinung erschreckt, sogleich wieder umkehrte.

Erich Holgersohn wendete sich zu seiner Schönen, deren Paladin er geworden, und es bedurfte nicht viel, um sie gänzlich zu beschwichtigen. Erich bat sie, ihr noch eine Strecke Weges das Geleite ge-

ben zu dürfen, welches von ihr nicht abgeschlagen wurde.

„Eurer Kleidung nach zu urtheilen, seid Ihr ein Fremder hier zu Lande?“ sagte das Mädchen.

„So ist es“, erwiederte Erich, „ich bin ein Handelsmann aus Helsingborg in Schweden, und nenne mich Erich Holgersohn.“

„Erich Holgersohn“, wiederholte das Mädchen, „ach, Ihr seid doch nicht jener selbe Erich Holgersohn, welcher von drei Einwohnern von Tiundaland zugleich vor Gerichte belangt wurde?“

„Ich bin derselbe“, antwortete Erich, „doch ist mir unbegreiflich, wie diese Begebenheit so schnell den Weg zu Euch gefunden hat.“

„Es wird Euch nicht mehr wundern, wenn ich Euch sage, daß ich Gytha, die Tochter Knud's, des Richters von Tiundaland bin.“

„So muß ich doppelt den Zufall preisen“, entgegnete Erich Holgersohn, „der mich Euch heute finden ließ. Denn nach der Sanftmuth und Herzensgüte, die sich in Eurem Antlitz spiegelt, werdet Ihr mir die Bitte nicht verweigern, mich mit Eurem Vater bekannt zu machen, daß er mir mit gutem Rathe an die Hand gehe, wie ich mich aus diesen Verwirrungen ziehen, und wieder zu meinem Eigenthum gelangen könne.“

„Leider ist dieses nicht möglich“, antwortete Gytha, „da mein Vater, seiner strengen Rechtlichkeit zu Folge, Euch um keinen Preis die Waffen gegen Eure Kläger in die Hände liefern würde. Doch will ich aus Dankbarkeit, für den mir erwiesenen Dienst, versuchen

ob es mir nicht möglich ist, auf eine andere Weise aus ihm herauszubringen, wie er in Eurer Lage sich gegen die Anklage jener Nichtswürdigen vertheidigen würde."

„Geht daher mit mir bis zu dem Hause meines Vaters, und horchet dort unter den Fenstern auf das, was er mir antworten wird, und richtet Euch darnach. Ich zweifle nicht, daß wir das Rechte erfahren werden."

Erich Holgersohn dankte der schönen Gytha mit den glühendsten Ausdrücken, und schlich sich hinter ihr bis zu dem Hause des Richters Knud, wo er unter dem Fenstervorsprunge mit gespanntem Ohre auf das lauschte, was er hören würde.

In der That währte es nicht lange, als er über sich die Stimme der schönen Gytha, und bald darauf jene ihres Vaters vernahm.

Gytha erzählte ihrem Vater, in welcher Gefahr sie geschwebt, und wie ein Fremder, und zwar eben derselbe, von dessen Rechtshändel er früher mit ihr gesprochen, sie gerettet habe.

Als Knud seine Freude über ihre Rettung geäußert, und den Muth und die Geistesgegenwart des Fremden gepriesen, bedauerte Gytha, daß ihr Retter in solche Rechtshändel verwickelt worden sei. „Ich bin begierig zu erfahren", fuhr sie fort, „wie er sich aus den Schlingen, welche ihm jene, als Schurken in Lundaland hinlänglich bekannten drei Brüder, gelegt haben, ziehen wird."

„Sag' mir doch, liebes Väterchen, was würdeſt Du ſagen, um die Ankläger ihrer Lügen zu überweiſen, und dein Eigenthum zu erhalten?"

„Ich würde Liſt gegen Liſt gebrauchen", erwiederte die Stimme Knud's, „und die Schurken mit ihren eigenen Waffen bekämpfen." Hierauf theilte er ihr ſowohl die Klagen der drei Brüder, wie auch die Art und Weiſe mit, wie er dieſelben in Erich's Lage widerlegen würde.

Erich Holgerſohn ließ ſich kein Wörtchen, was Knud ſprach, entſchlüpfen, und kehrte mit erleichtertem Herzen von dem Hauſe des Rechtsgelehrten nach ſeinem Schiffe zurück.

Auf demſelben angelangt, erblickte er zwei Fremde mit weißen Stäben in den Händen; es waren die Gerichtsdiener, welche der hohe Rath von Tiundaland bereits ausgeſandt hatte, ihn nach dem Gerichtshofe zu berufen. Erich Holgerſohn verfügte ſich nur noch auf ein paar Minuten in ſeine Kajüte, wo er in größter Eile einiges in ſein Buch notirte, und folgte dann ohne Säumen den Gerichtsdienern nach dem Gerichtshauſe.

In dem Gerichtsſaale fand er bereits Gyth a's Vater nebſt mehreren Räthen. Nach einem feierlichen Stillſchweigen nahm der erſtere das Wort, und ſprach zu Erich: „Ihr ſeid der Handelsmann aus Schweden, Namens Erich Holgerſohn."

Erich bejahte.

„Es ſind drei Klagen wider Euch eingelaufen, gegen welche Ihr Euch vor unſerem Richterſtuhle zu verantworten habet, ſeid Ihr darauf gefaßt?"

„Vollkommen", antwortete Erich Holgerſohn mit Ruhe.

„So rufet die Kläger." Die Gerichtsdiener entfernten ſich, und gleich darauf erſchienen Hagbarth, Sven und Trolle.

„Erſter Kläger rede!"

Da trat Hagbarth mit frecher Stirne vor, und ſprach: „Ich hatte mit dieſem Manne einen Vertrag geſchloſſen, dem zu Folge ich ihm Alles, was in meinem Hauſe ſich befand, gegen die Ladung, welche er von Helſingborg nach Tiundaland brachte, zu überlaſſen verſprach."

„Ich nahm die Schiffsladung in Empfang, und erwartete an dem feſtgeſetzten Tage, daß auch er das Seine in Empfang nehmen würde. Da er aber nicht erſchien, ſo nahm ich dieſes als ein Zeichen, daß er mich meiner Verpflichtung entbunden habe, und verweigerte ihm in der Folge das, was nach unſeren Geſetzen wieder mir anheim gefallen war."

„Dieſer Mann aber begehrte noch fortwährend ſein Eigenthum mit Heftigkeit, und ſchmähte mich auf offener Straße, wofür ich nunmehr Genugthuung und Abbitte verlange."

„Obgleich es ſcheint", antwortete Knud, „daß Ihr die Unkunde dieſes Mannes mit unſeren Landesgeſetzen benützet, und ihn ſchlauer Weiſe in eine Falle locktet, ſo kann ich nicht umhin, Euch die benannten

Güter als Eigenthum zuzuerkennen, und ihm seine Schmähungen wider Euch strenge zu untersagen, insoferne es so ist, wie Ihr eben sagt."

„Ich läugne nicht", antwortete Holgersohn, „daß ich die Frist, in welcher ich die Einrichtung des Hauses abzuholen hatte, verabsäumte, doch bedurfte ich nicht mehr die Frist zuzuhalten, da dieser Mann seinem Recht auf sein Eigenthum für immer entsagte, indem er schon am Morgen dieses Tages aufgehört hatte, ein freier Mann zu sein."

„Was?" rief Hagbarth, „ich kein freier Mann?"

„Wie ich Euch beweisen werde", fuhr Erich gelassen fort. „Wir schlossen den Vertrag, daß Ihr mir für meine Schiffsladung Alles, was sich in Eurem Hause befand, als Eigenthum zu überliefern hattet. Alles nämlich: Euch selbst mit eingerechnet, da Ihr Euch zu jener Zeit ebenfalls in dem Hause befandet."

„Werft nur einen Blick auf dieses Buch, und Ihr werdet finden, daß Euer Name bei den Gütern Eures Hauses nicht mangelt." Nach diesen Worten zeigte er Hagbarth sein Einschreibebuch, in welchem am Schlusse der Liste sein Name figurirte, worüber Hagbarth's Nase noch ein Mal so spitzig zu werden schien, als sie schon war, er selbst aber so sehr betreten wurde, daß er nicht zu antworten vermochte.

Knud sah Erich Holgersohn verwundert an, und sprach sodann: „Es ist so wie Ihr sagt. Die Güter Hagbarth's sind die Euren, so wie er selbst Euer Sclave ist. Ihr aber", sprach er zu Hagbarth,

„ſeid der falſchen Anklage überwieſen, und werdet Eure Strafe finden."

Nun trat Sven vor die Schranken, und ſprach zu Holgerſohn: „Gelang es auch Eurer Schlauheit, in der Rechtsſache mit meinem Bruder Hagbarth den Sieg zu erringen, ſo wird es Euch doch nun und nimmermehr gelingen, meine Anklage zu widerlegen."

„Sprecht alſo", herrſchte der Richter.

„Seht dieſen goldgeſtickten Gürtel, und dieſen mit Juwelen beſetzten Dolch", ſprach er hierauf zu dem Richter gewendet, „beide waren ſeit Jahren mein Eigenthum, als mich einſtens in Frankreich dieſer Mann beider beraubte. Zufällig fand ich ihn hier am Strande, erkannte ſogleich mein Eigenthum, und entriß ihm dasſelbe wieder."

„Was hat Beklagter hierauf zu antworten?" fragte Knud.

„Es iſt ſo, wie Sven ſagt", antwortete Erich Holgerſohn gelaſſen.

Sven traute kaum ſeinen eigenen Ohren, als er dieſes Geſtändniß hörte.

„Ihr bekennt alſo", fragte Knud, „daß Ihr ihm Gürtel und Dolch in Frankreich abgenommen?"

„Ich läugne es nicht", antwortete Erich Holgerſohn. „Ich machte damals eine Handelsreiſe mit meinem jüngeren Bruder, als dieſer in Frankreich ſo unglücklich war, meuchlings ermordet zu werden."

„Ich verfolgte den Mörder, ereilte ihn auf der Flucht, und entriß ihm dieſen Gürtel und jenen Dolch, er ſelbſt aber entſprang.“

„Ihr ſeht alſo, daß dieſer Mann, indem er ſich als Eigenthümer zu den Beiden bekennt, ſich zugleich auch dadurch des Meuchelmordes an meinem Bruder ſchuldig gibt, und der gerechten Strafe für ſein verübtes Verbrechen verfallen iſt.“

Knud ſah noch verwunderter auf Erich Holgerſohn als früher, während Todtenbläſſe die Wangen Sven's überzog. Knud aber ſprach: „Es iſt erwieſen, daß Sven des Mordes ſchuldig, er ſoll ſeiner Strafe nicht entrinnen.“

„Nun aber müſſen wir noch den dritten Kläger hören.“

Jetzt trat Trolle mit kecker Stirne vor, doch konnte in ſeinen Mienen ein ſcharfes Auge erkennen, daß ihm um den Ausgang der Sache bangte. Er faßte jedoch alle Kraft zuſammen, und ſprach zu dem Richter: „Dieſer Mann, welchen ich zu Samſey als einen Einäugigen kennen lernte, ſtahl mir durch Zauberei mein rechtes Auge, und erſetzte mit demſelben ſein fehlendes. Betrachtet ihn nur“, fuhr er fort, „und Ihr werdet finden, daß er ein blaues und ein braunes Auge beſitzt.“

Knud wendete ſich zu Erich Holgerſohn, ſchüttelte bedenklich das Haupt, und ſprach: „Was habt Ihr hierauf zu antworten?“

Erich Holgerſohn erwiederte: „Ich kann zwar mit einem Eid bekräftigen, daß dieſer Mann eben

ſo unwahr ſpricht, als die Vorhergehenden gethan haben, aber ich will ihn durch einen Beweis widerlegen, welcher Euch genügen ſoll. Man nehme mir das Auge, welches dieſer Mann für das ſeine erkennt, aus dem Kopfe, und thue ihm dasſelbe mit dem Auge, welches er noch beſitzt, ſodann wäge man beide. Gehörte mein Auge früher wirklich ihm, ſo wird es eben ſo viel wiegen als das ſeine, gehörte es aber nicht ihm, ſo wird ſich ein Unterſchied in dem Gewichte der beiden Augen zeigen. Beliebt alſo zur Probe zu ſchreiten, ich hoffe nicht, daß mein Kläger ſich gegen dieſelbe widerſetzen, und dadurch ſeine Schuld an den Tag legen wird."

Trolle aber war durchaus nicht zu bewegen, ſich das Auge aus dem Kopfe nehmen zu laſſen, da er nicht ſein Geſicht vollends verlieren wollte.

Da nahm Knud das Wort, und ſprach: „Ich ſehe, daß Du Dich dieſer Prüfung nicht unterziehen willſt, weil Du einſiehſt, daß Deine Verleumdung durch das ungleiche Gewicht der Augen offenbar werden würde, aber Du entrinnſt dem Arme der Gerechtigkeit ſo wenig als Deine ſchurkiſchen Brüder."

Nach dieſen Worten beſprach ſich Knud leiſe mit den andern Räthen, worauf er folgenden Ausſpruch that: „Das Gericht von Tiundaland, welches eingeſetzt iſt zum Schutze des Bedrängten, und zur Beſtrafung des Verbrechers, verurtheilt Hagbarth ſowie Sven und Trolle, als des Betruges und der falſchen Anklage überwieſen, zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe. Ihre Güter aber erkennt dasſelbe für das Eigenthum des von ihnen mißhandelten Schweden, welcher ſelbes

in Empfang nehmen, und friedlich seines Weges ziehen mag."

Nach diesem richterlichen Ausspruche wurde die Sitzung aufgehoben, Hagbarth, Svenund Trolle aber gefesselt und fortgeführt.

Erich Holgersohn, dessen Unschuld wieder in Tiundaland bekannt wurde, glaubte gegen seine Retterin, die schöne Gytha, nicht dankbarer sein zu können, als wenn er seinen jetzigen Wohlstand mit ihr theilen würde. Er warb daher um ihre Hand bei dem alten Knud, welcher ihm diese, nachdem er die Gesinnung seiner Tochter erforscht hatte, nicht verweigerte.

Als aber Erich Holgersohn seine Verbindung mit Gytha vollzogen, verließ er das Land, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht, und kehrte, an der Seite einer jungen liebenswürdigen Gemalin, und mit Reichthümern gesegnet, in sein Vaterland zurück.

Die

blaſſe Jungfrau zu Lauf.

Nürnbergiſche Sage.

Es ſteht ein junger Ritter wohl vor der Burg zu Lauf;
»Bin müd' von weitem Wege, d'rum ſchließt das Thor mir auf!«
Doch Todtenſtille drinnen, wie außen vor dem Schloß,
Der Ritter ruft vergebens, vergebens ſcharrt ſein Roß.

Fitzinger.

„Lischen! Lischen!" — rief der wohlbeleibte Müllermeiſter an der Pegnitz, zweien Reiſenden die Thüre in die Gaſtſtube öffnend. „Lischen! — Spielt die Dirne heute ſchon wieder die blaſſe Jungfer vom Schloſſe droben. Warte, Dich werde ich reden lehren."

„Da bin ich ja ſchon, Vetter", antwortete ein junges bildhübſches Mädchen, raſch aus dem Nebenzimmer tretend.

„Na rühre Dich! In den Keller hinab, und friſches Braun-Bier herauf, Selchwürſte und Brot aus der Küche, die Herren werden hungrig und durſtig geworden ſein auf der ſtaubigen Landſtraße."

„Ja wohl", antwortete einer der Reisenden, indem er sich ermüdet in einen Stuhl warf. „Was meinten Sie aber vorher mit der blassen Jungfrau vom Schlosse droben?"

„Ei, mein Herr", erwiederte der Müller, „das bezieht sich auf eine alte Geschichte. Es soll einmal auf dem Schlößchen Lauf, dessen Trümmer Sie von diesem Fenster aus sehen können, eine Jungfer gelebt haben, die — doch was schwatze ich noch lange; interessirt Sie die Geschichte, so können Sie selbe ausführlicher aus einem alten Manuscripte erfahren, von welchem mir der Verfasser eine Abschrift verehrte, um die etwaige Neugierde meiner Gäste in Betreff jener Ruine befriedigen zu können."

Nach diesen Worten entfernte sich der Müller, und holte ein altes Manuscript, welches Nachfolgendes enthielt:

Die uralte Felsenburg Lauf stand bereits durch eine Reihe von Jahren, bevor sie ganz zur Ruine verfiel, von allen Lebenden verlassen.

Die Ursache jedoch, warum sie von Niemand bewohnt wurde, war die Erscheinung eines gespenstischen Weibes, welches jede Nacht die Bewohner dieses Schlosses ängstigte, und am Ende zwang, sich aus dem Schlosse ganz zu flüchten.

Ritter Heilwig von Hochberg verirrte sich zu dieser Zeit in einer stürmischen Nacht in jener Ge-

gend, und beschloß, als er die Burg ansichtig wurde, in selber Nachtherberge zu begehren."

Er ritt über die Zugbrücke, welche er bereits niedergelassen fand, in den Hofraum des Schlosses, der dicht mit Gras bewachsen war, gewahrte aber keine Menschenseele, ja es bedünkte ihn schier, als ob er auf einem Friedhof stünde.

Da blinkte ihm ein mattes Lichtlein aus einem Winkel des Gebäudes entgegen, er band daher sein Roß an ein altes Gegitter, und stieg die schmale steinerne Treppe hinauf, um nach dem beleuchteten Gemach zu gelangen. Mit vieler Mühe fand er sich durch die dunkeln Gänge zurecht; jetzt glaubte er an der rechten Thüre zu sein, und drückte an der Klinke.

Er hatte nicht geirrt, das Gemach war dasselbe, aus welchem er das Licht schimmern sah.

Bei seinem Eintritte erblickte er an dem Tische, auf welchem eine Ampel stand, eine Jungfrau von hoher edler Gestalt, in einem weitfaltigen weißen Seidenkleide sitzend, einen verdorrten Kranz auf dem Haupte, von welchem die schwarzen Locken in reichen Wellen das schöne, aber schneebleiche Antlitz umringelten.

Heilwig verbeugte sich tief vor der Schönen, welche erst jetzt ihre schwarzen schönen Augen auf ihn richtete.

„Vergebt, mein edles Fräulein, wenn ich Euch störte", sprach er hierauf. „Allein Finsterniß und Un-

„Ja wohl", antwortete einer der Reisenden, indem er sich ermüdet in einen Stuhl warf. „Was meinten Sie aber vorher mit der blassen Jungfrau vom Schlosse droben?"

„Ei, mein Herr", erwiederte der Müller, „das bezieht sich auf eine alte Geschichte. Es soll einmal auf dem Schlößchen Lauf, dessen Trümmer Sie von diesem Fenster aus sehen können, eine Jungfer gelebt haben, die — doch was schwatze ich noch lange; interessirt Sie die Geschichte, so können Sie selbe ausführlicher aus einem alten Manuscripte erfahren, von welchem mir der Verfasser eine Abschrift verehrte, um die etwaige Neugierde meiner Gäste in Betreff jener Ruine befriedigen zu können."

Nach diesen Worten entfernte sich der Müller, und holte ein altes Manuscript, welches Nachfolgendes enthielt:

Die uralte Felsenburg Lauf stand bereits durch eine Reihe von Jahren, bevor sie ganz zur Ruine verfiel, von allen Lebenden verlassen.

Die Ursache jedoch, warum sie von Niemand bewohnt wurde, war die Erscheinung eines gespenstischen Weibes, welches jede Nacht die Bewohner dieses Schlosses ängstigte, und am Ende zwang, sich aus dem Schlosse ganz zu flüchten.

Ritter Heilwig von Hochberg verirrte sich zu dieser Zeit in einer stürmischen Nacht in jener Ge-

gend, und beschloß, als er die Burg ansichtig wurde, in selber Nachtherberge zu begehren."

Er ritt über die Zugbrücke, welche er bereits niedergelassen fand, in den Hofraum des Schlosses, der dicht mit Gras bewachsen war, gewahrte aber keine Menschenseele, ja es bedünkte ihn schier, als ob er auf einem Friedhof stünde.

Da blinkte ihm ein mattes Lichtlein aus einem Winkel des Gebäudes entgegen, er band daher sein Roß an ein altes Gegitter, und stieg die schmale steinerne Treppe hinauf, um nach dem beleuchteten Gemach zu gelangen. Mit vieler Mühe fand er sich durch die dunkeln Gänge zurecht; jetzt glaubte er an der rechten Thüre zu sein, und drückte an der Klinke.

Er hatte nicht geirrt, das Gemach war dasselbe, aus welchem er das Licht schimmern sah.

Bei seinem Eintritte erblickte er an dem Tische, auf welchem eine Ampel stand, eine Jungfrau von hoher edler Gestalt, in einem weitfaltigen weißen Seidenkleide sitzend, einen verdorrten Kranz auf dem Haupte, von welchem die schwarzen Locken in reichen Wellen das schöne, aber schneebleiche Antlitz umringelten.

Heilwig verbeugte sich tief vor der Schönen, welche erst jetzt ihre schwarzen schönen Augen auf ihn richtete.

„Vergebt, mein edles Fräulein, wenn ich Euch störte", sprach er hierauf. „Allein Finsterniß und Un-

kunde des Weges zwangen mich, in diesem Schlosse eine Nachtherberge zu suchen. Ihr gestattet mir sie wohl?"

Die Jungfrau nickte, jedoch ohne eine Miene zu verändern.

„Auch würde ich Euch bitten, mir Einiges zum Nachtimbiß abreichen zu lassen; ich bin scharf im Forste herumgeritten seit der Morgendämmerung, und habe seit dieser Zeit nicht einen Tropfen Wein, noch ein Brosämlein über die Lippen gebracht."

Als der Ritter dieses gesprochen, erhob sich die Jungfrau langsam von ihrem Sitze, und ging schweigend zur Thüre hinaus.

Verwundert starrte ihr Heilwig nach, und wußte nicht, was er aus der blassen Frauengestalt machen sollte, die ihm eben so schön als sonderbar vorkam; endlich aber gerieth er auf den Gedanken, daß ein Gelübde ihre Zunge binden, oder sie wohl gar stumm sein müsse.

Da rauschte wieder ihre Schleppe in der Vorhalle, und gleich darauf trat sie in die Stube herein, mit einem Kruge Wein und Wildpret und einigem Geflügel auf einer Platte. Sie setzte dieses alles auf den Tisch, auf welchem die Ampel stand, und winkte dem Ritter, sich gütlich zu thun.

Dieser ließ sich nicht zwei Mal dazu ermahnen, setzte sich und genoß von dem Wein und den Speisen,

welche ihm gar sehr behagten, obgleich Brot und Salz bei dem Tische fehlten.

Während diesem hatte sich die blasse Jungfrau mit zur Erde gesenkten Augen, ihm gegenüber in einen großen Lehnstuhl gesetzt, und glich ganz wieder einer Bildsäule aus weißem Marmor.

Der Wein, welcher Heilwig von besonderer Güte schien, hatte bald seinen Geist zu einer heiteren Laune gestimmt; er versuchte es daher, ob er die schweigsame Jungfrau nicht zu einer Rede verlocken könne, und sprach zu ihr: „Ihr seid wohl die Tochter von dem Herrn dieses Schlosses?"

Die Jungfrau nickte.

„Wahrscheinlich leben Eure Ältern nicht mehr, weil Ihr hier so einsam hauset?"

Die Jungfrau nickte.

„Dieß sind wohl ihre Bildnisse?" fuhr Heilwig fort, indem er auf zwei Gemälde an der Wand zeigte, welche einen Mann in voller Rüstung und eine Dame in Trauer darstellten.

Die Jungfrau nickte.

„So seid Ihr jetzt die alleinige Besitzerin dieses Schlosses?"

Die Jungfrau nickte.

„Wahrscheinlich der letzte Sprosse Eures Stammes?"

Die Jungfrau nickte.

Ritter Heilwig sah nun wohl ein, daß er seine Mühe, sie zum Sprechen zu bringen, vergebens verschwende, und that, erboßt über sein Mißlingen, dem Kruge tüchtigen Zuspruch.

Da geschah es denn, daß die blasse Jungfrau ihm immer schöner und liebreizender vorkam. Ja es erwachte in ihm sogar der Gedanke, ob er nicht um ihre Hand werben sollte, um sich auf diese Weise ein schönes, und wie es schien, gar friedsames und sanftmüthiges Mägdlein und ein Schloß, das zwar vor der Hand verwahrlost, aber bald wieder in guten Stand herzustellen sei, zueignen könnte.

Nach einigen Fragen Heilwig's und stummen Bejahungen oder Verneinungen der blassen Jungfrau, faßte er endlich ihre Hand, und fragte sie: „Sagt mir doch, Fräulein, ist Eure Hand noch frei?"

Die Jungfrau nickte.

„Seid Ihr auch gesonnen, Euch einem Manne hinzugeben als eheliche Hausfrau, wenn einer käme, der Euch gefiele?"

Die Jungfrau nickte.

„Und wenn ich nun vor Euch hintreten und Euch fragen würde: Wollt Ihr mich wählen zu Eurem ehelichen Gemal, was würdet Ihr thun?"

Die Jungfrau blickte Heilwig eine Weile mit ihren großen schwarzen Augen starr an, dann nickte sie

ihm, erhob sich langsam von ihrem Sitze, und schritt zu einem schwarzen Eckschranke, aus dem sie ein mit Silber beschlagenes Kästchen langte, welches sie öffnete, und zwei Ringe aus demselben nahm.

Hierauf winkte sie dem Ritter, welchen mit einem Male ein nie gefühltes Grauen erfaßte, und ging ihm sodann voraus, mit der Ampel leuchtend.

Heilwig folgte ihrer Einladung, doch hätte er gern seinen Antrag zurückgenommen; in demselben Augenblicke aber nahten sich aus zwei entgegengesetzten Gängen zwei Gestalten, die Eine eine männliche in voller Eisenrüstung mit geschlossener Helmdecke, die Andere eine Dame in schwarzen Kleidern, einen Schleier von gleicher Farbe vor ihrem Gesichte.

Beide Gestalten, welche etwas Steifes, Hölzernes und Lebloses in ihren Bewegungen hatten, schritten auf die blasse Jungfrau zu, nahmen sie in die Mitte, und setzten sodann vereint ihren Weg mit derselben fort, welcher sie, wie es dem Ritter vorkam, nach dem alten Erbbegräbnisse der Schloßherren führte.

Heilwig hatte nicht geirrt; als sie mehrere Treppen hinabgestiegen, öffneten sie eine schwere eiserne Pforte, und traten in die Gruft hinein. Heilwig folgte mehr todt als lebend.

Grabmäler und Monumente verschiedener Art waren rings an den Wänden eingemauert; verschlossene Särge von Kupfer und Glas standen in reicher Zahl umher.

Auf einem steinernen Sarge, zu welchem mehrere Stufen führten, lag eine Gestalt mit einem langen Barte, eine Infel auf dem Haupte und einen Krummstab in der Hand, aus Erz gegossen. Die Decke des Gruftgewölbes war zum Theile geborsten, und ein schwacher Mondenschimmer, der durch das Trümmerwerk in die Gruft hereinfiel, zeigte im Hintergrunde derselben die unsichern Umrisse eines Altars.

Die blasse Jungfrau nahte sich der ehernen Gestalt auf dem Steinsarge, und küßte ihre über die Brust gefalteten Hände.

Gleich darauf erhob sich die Erzgestalt maschinenmäßig von ihrem steinernen Lager, und schritt mit schweren hallenden Tritten zu dem Altar in der Tiefe, auf welchem sich sogleich ein paar Lichter entzündeten, und dem erschrockenen Ritter zwei offene leere Särge zeigten, welche vor demselben aufgerichtet standen.

Hierauf übergab die blasse Jungfrau ihre Ampel der Dame in den schwarzen Kleidern, in deren Hand diese jedoch sogleich verlöschte, und winkte Heilwig, mit ihr vorzutreten, welcher, in Todesschweiß gebadet, Folge leistete.

Da wendete sich die eherne Gestalt nach der blassen Braut und dem bebenden Bräutigam, in jeder Hand einen der Ringe haltend:

„Bertha von Lauf, wollt Ihr diesen Junggesellen zu Eurem ehelichen Gesponse?“ fragte der Erze-

ne nach einer Pauſe die Blaſſe, mit einer dumpfen, gleichtönenden Stimme, und ohne die Lippen zu bewegen.

Die Jungfrau nickte.

Da ſteckte er ihr einen der Ringe an den Finger, und wendete ſich zu Heilwig, indem er ſprach: „Ritter Heilwig von Hochberg, wollt Ihr die gegenwärtige Jungfrau zu Eurer ehelichen Geſponſin?“

Dem Ritter ſchnürte es die Kehle zu, der Todesſchweiß drang in dicken Tropfen aus ſeiner Stirne hervor; er konnte keinen Laut herausbringen.

Da runzelte der Erzene wie im Ingrimm ſeine Stirne; aber plötzlich erſcholl über ihnen ein einzelner langtönender Schall einer Glocke, dem ein gräßlicher Schrei aus dem Munde der blaſſen Jungfrau folgte.

In demſelben Augenblicke erloſchen die Kerzen am Altare, ein heulender Windſtoß riß die Thüre der Gruft, welche undurchdringliche Finſterniß füllte, weit auf, und brauste wimmernd durch die Gänge hinaus.

Heilwig, der an den leeren Särgen halb ohnmächtig niedergeſunken war, hörte noch, wie die Seidenſchleppe der blaſſen Jungfrau an ihm vorüberrauſchte, und die eherne Geſtalt ſich wieder langſam auf ihrem ſteinernen Pfühl niederlegte, dann aber ſchwand ihm die Beſinnung.

Als er ſich wieder von ſeiner Ohnmacht erhol
ſtand die Sonne hoch am Himmel, er aber lag in d
üppigen Graſe an dem Eingange der Familiengruft,
deren Gitterthüre er in der verfloſſenen Nacht ſein P
gebunden hatte, welches ihm nun freudig entge
wieherte.

Der Nachrichter zu Gent.

Flamändiſche Sage.

Und nun der Stab gebrochen, der Richter alſo ſpricht:
»Verdammt ſeid ihr zum Tode vom peinlichen Gericht,
Abwenden kann nur Einer von ſich das Todesbeil,
Der ſich das Amt des Freimanns erwählt zu ſeinem Theil.«

Joh. N. Vogl.

Es war eine trübe, regnichte, ſchauerkalte Nacht, als mitten auf dem Marktplatze der alten Stadt Gent, bei dem rothen Schimmer einer Fackel, ein Gerüſte aufgeſchlagen wurde, zur Hinrichtung zweier Eingebornen, welche, des Mordes und Kirchenraubes wegen, zum Tode durch das Beil verdammt worden waren.

Zwei Bürger, auf dem Heimwege begriffen, hatten ſich in einiger Entfernung von dem Schauplatze begegnet, und ſchauten, ſich dichter in ihre Mäntel hüllend, der nächtlichen Arbeit zu.

Da entſpann ſich zwiſchen Beiden folgendes Geſpräch, mit gedämpfter Stimme, ſo, daß es die Arbeiter am Gerüſte nicht vernehmen konnten.

Der erſte Bürger: „Ei, ſieh da Meiſter Martin, woher des Weges?“

Der zweite Bürger: „Komme so eben vom rothen Schiff, da sah ich drunten von dem Quergäßchen den Fackelschimmer, der lockte mich herbei."

Der erste Bürger: „Das gilt dem armen Alten."

Der zweite Bürger: „Sagt mir nur, Meister, ist es denn wahr, daß er morgen durch seinen eigenen Sohn hingerichtet werden soll?"

Der erste Bürger: „Das könnt Ihr immerhin glauben; ist ja doch der Nachrichter von Gent heute plötzlich gar schwer erkrankt, und sonst kein Mensch in der ganzen lieben Stadt, und außerhalb derselben, der das Urtheil an ihnen vollziehen wollte."

Der zweite Bürger: „Muß es denn aber schon morgen vollzogen werden?"

Der erste Bürger: „Freilich, nach unsern Landesgesetzen darf die Vollstreckung nicht aufgeschoben werden."

Der zweite Bürger: „Es ist aber doch etwas Unerhörtes, der Vater von dem eigenen Sohne!"

Der erste Bürger: „Ja wohl ist es unerhört, aber es ist nun einmal so. Man ließ freilich dem Alten zuerst die Wahl, ob er seinen Sohn mit dem Beile hinrichten, oder selbst durch das Beil fallen wolle; der aber verwarf den Antrag mit Abscheu, und wählte den Tod."

Der zweite Bürger: „Und sein Sohn konnte sich dazu entschließen?"

Der erste Bürger: „So ist's; die Liebe zum Leben siegte bei dem noch jungen kräftigen Manne über die Kindesliebe, und so schwer es ihm auch ankommen

mochte, verſprach er doch, ſeinen Vater morgen mit dem Beile hinzurichten."

Der zweite Bürger: „Schrecklich, ſchrecklich! Wer hat das je gehört! Und weiß der Vater, daß er durch die Hand ſeines eigenen Sohnes ſterben ſoll?"

Der erſte Bürger: „Er weiß von nichts. Jeder ſitzt abgeſondert in ſeinem Gefängniſſe, und wurde allein hinauf vor die Richter gebracht."

Der zweite Bürger: „Mich dauert der alte unglückliche Mann. Wie man ſagt, ſo ſoll er ja in allen Verhören auf ſeiner Unſchuld beharrt haben?"

Der erſte Bürger: „Es iſt, wie Ihr ſagt, und auch der Sohn wollte nichts bekennen, allein aller Verdacht iſt wider Beide. Man fand, wie Ihr wohl wiſſen werdet, den Küſter in ſeiner Wohnung mit mehreren Meſſerſtichen ermordet, die Kirche ausgeraubt, und an der erbrochenen Pforte derſelben ergriff die Nachtwache den Alten und ſeinen Sohn."

Der zweite Bürger: „So erzählte man mir; auch fand man zwei blutige Meſſer, eines auf der Kirchenſchwelle, das andere auf dem Friedhofe draußen."

Der erſte Bürger: „Ja, ja, es iſt ein alter Spruch: Die Nacht iſt keines Menſchen Freund. Nun es iſt Zeit, daß wir zu Bette gehen. Gute Nacht, Meiſter Martin; der arme alte Mann wird wohl heute Nacht ſchwerlich ein Auge zuthun."

Der zweite Bürger: „Dafür beginnt er von morgen an einen gar langen Schlaf; und Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig, wenn ſein letztes Stündlein kommt. Gute Nacht, Meiſter Ambros!"

Hierauf schieden die beiden Bürgersleute. Düster glühte die Fackel in die dicken Nachtnebel hinein, und die einzelnen Schläge der Äxte dröhnten noch lange eintönig und schauerlich durch die Todtenstille des Marktplatzes. Jetzt war das Werk vollendet, und die nächtigen Gestalten entschwanden, der Fackelschimmer verloschen, tiefe Nacht umhüllte das Blutgerüst.

Es verhielt sich in der That so, wie Meister Ambros dem Meister Martin erzählte. Vater und Sohn wurden eines Mordes und Kirchenraubes wegen verhaftet, und von dem Senate, als schuldig, zum Tode durch das Beil verurtheilt.

Da aber der Nachrichter von Gent am Tage vor der Hinrichtung plötzlich erkrankte, und daher sein Amt nicht handhaben konnte, so sahen sich die Richter gezwungen, Einem der beiden Verbrecher das Leben zu schenken, wenn er an dem andern das Amt des Nachrichters verrichten wolle. Der Sohn entschloß sich zu dem Schrecklichen.

Kaum noch erglühten die Thurmspitzen von Gent in dem ersten blutrothen Schimmer der Morgensonne, horch, da tönte schon das schauervolle Glöcklein mit grellem Tone durch die weite Stille, und nicht lange, so wallte durch die Gasse herab nach dem Marktplatze, wo das schauervolle Gerüste, wie ein gespenstiges Ungeheuer auf sein Opfer zu harren schien, der finstere Zug, in seiner Mitte der siebzigjährige Greis.

Ruhig und mit aller Fassung, welche nur das Bewußtsein der Unschuld in dem letzten Augenblicke einzuflößen vermag, bestieg er jetzt das Blutgerüste. Als er

aber die letzte Stufe desselben erreicht hatte, und sein Sohn, mit aufgestreiften Hemdeärmeln, das Richtschwert in der Linken, aus der Menge hervortrat, da überflog plötzlich Schneeblässe sein Antlitz, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen.

„Johannes!" rief er, mit einer Stimme, die das Herz des verhärtetsten Bösewichtes erschüttert haben würde; „Johannes, du, du der Henker deines Vaters!"

Der Sohn zuckte zusammen, und wagte es nicht, den Greis anzublicken; jedem der Anwesenden rieselte es kalt über den Rücken, und viele verließen in Eile die Richtstätte, um das Fürchterliche, was da noch kommen sollte und mußte, nicht zu sehen.

Nach einer Weile, während welcher der Alte seinen Sohn mit der größten Wehmuth angeblickt hatte, sprach er: „Johannes, thue was deines Amtes ist, ich fluche dir nicht."

Hastig, obwohl mit zitternden Händen, schlang ihm hierauf der Sohn die Binde um die Augen, und hieß ihn mit heiserer, bebender Stimme niederknieen. Halbohnmächtig sank der Greis in die Knie.

Schauder und Entsetzen machte die Volksmenge, welche die Blutbühne umdrängte, erstarren, als jetzt der Sohn mit der Rechten den Griff des Richtschwertes erfaßte.

Vergebens aber bemühte er sich, dasselbe aus der Scheide zu ziehen; es blieb wie eingenietet. Noch einmal erfaßte er das Schwert, aber seine Hand vermochte auch dießmal nicht die Klinge zu entblößen.

Todtenstille herrschte unter der Versammlung, man hörte deutlich das Athemholen des Alten und das convulsivische Keuchen des Sohnes; da ermahnte der Bannrichter, welcher über die Vollstreckung des Urtheils zu wachen hatte, den Sohn zur Eile.

Dieser faßte abermals mit verzweifelter Heftigkeit nach dem Schwerte, riß es mit wüthiger Kraft aus der Scheide, und ein flammender Blitz leuchtete über die Köpfe der Anwesenden dahin; es war die Klinge, der Sohn hatte das ledige Heft in der Hand.

„Gnade! Gnade! sie sind unschuldig!" erscholl es aus jedem Munde. Männer, Weiber, Kinder, Alles strömte nach dem Gerüste, drängte sich im bunten Gewühle über die Treppe, riß den Alten, der ohnmächtig zusammengesunken war, die Binde von den Augen, und suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Sogleich ward auch ein Bote nach dem General-Procurator von Gent gesendet, um diesen von dem wunderbaren Ereignisse zu benachrichtigen.

Er begnadigte Vater und Sohn.

Nach einem kurzen Zeitraume entdeckten sich die wirklichen Thäter, und endeten durch das Schwert.

Die Stadt Gent aber ließ zum Gedächtnisse jener Begebenheit, welche zu jener Zeit für ein Wunder gehalten wurde, auf der Brücke unweit des Fischmarktes zwei Steinbilder errichten, welche sich noch vor wenigen Jahren dort befanden, und Sohn und Vater vorstellten. Der letztere kniet mit verbundenen Augen und gefalteten Händen, der erstere steht als Nachrichter neben ihm, mit aufgestreiften Hemdeärmeln, und scheint eben das Schwert aus der Scheide ziehen zu wollen.

Der

Bettler von Bagdad.

Türkiſche Sage.

Was Gottes tiefe Weisheit hat beſchloſſen,
Beklagt ſo oft der Menſchenwitz, der feinſte,
Und faßt erſt dann, wenn Jahre ſind verfloſſen,
Daß aus zwei Übeln ſie gewählt das kleinſte.

Levitſchnigg.

Ein alter Mann, welcher nur Ein Auge, Einen Arm und Ein Bein beſaß, dafür aber einen ganz anſehnlichen Höcker auf dem Rücken hatte, ſaß täglich vor dem Thore von Bagdad auf einem Stein, und bettelte bei den Vorübergehenden um eine milde Gabe.

Seine Miene zeugte von ſeinem tiefen Mißmuthe, und nicht ſelten brach er in die lauteſten und heftigſten Verwünſchungen über ſein Schickſal aus, wenn er all die wohlgeſtalteten und fröhlichen Menſchen an ſich elendem Krüppel vorüberwandeln ſah.

Eines Tages wurde er von einem ehrwürdigen Greiſe, welcher ſeinen Klagen zugehört hatte, angeſprochen.

Der Fremde ſetzte ſich zu ihm auf den Stein, und Nahamir, ſo nannte ſich der Sohn des Jam-

mers, erzählte auf die Bitte des Alten seine Lebens- und Leidensgeschichte.

„Ich bin der Sohn eines Kaufmannes von Damascus," begann er, „welcher solche Reichthümer besaß, daß man ihn gewöhnlich nur den reichen Damascener zu nennen pflegte. In meiner Jugend hatte ich einen schlanken Wuchs, blühende Wangen, lebhafte Augen, und zwei Hände, die, ihre Kräfte betreffend, füglich für vier gelten konnten; das meiste aber war mein Reichthum an Gold, Juwelen und sonstigen Glücksgütern."

„Als ich zum Manne herangewachsen, verband ich mich mit einem jungen, liebenswürdigen und reichen Mädchen, welches mich mit sechs Kindern beschenkte."

„Aber ach, das Glück unserer Ehe war nur von kurzer Dauer. Ein bösartiges Fieber raubte mir meine Zuleika, und von diesem Augenblicke an schien alles Unglück, das nur je einen Menschen treffen konnte, auf mich loszustürmen."

„Gleich Anfangs folgten alle meine sechs Kinder ihrer Mutter in das Grab. Darauf lag ich an einer langwierigen Krankheit darnieder, nach welcher ich höckerig wurde. Einst, als ich in Träumen über mein Unglück versunken, eine Nacht auf der Terrasse meines Hauses zugebracht hatte, stand ich mit einem Auge weniger auf; der Gifthauch eines Insectes hatte mir das andere geblendet."

„Einmal bemerkte ich, von meinem Kjoski aus, zwei Männer, die sich auf der Gasse schlugen; ich eilte, sie zu versöhnen, strauchelte über einen Stein, und brach den Fuß. Ein andermal bat mich ein Mensch,

in Lumpen gehüllt, um Almoſen, ich gab ihm eine Zechine; in dieſem Augenblicke zog der Elende ein verborgenes Beil hervor, ſchlug mir einen Arm ab, und beraubte mich meines übrigen Geldes. Mein Reichthum wurde bald durch mehrere Unglücksfälle ſo ſehr vermindert, daß mir nichts als ein kleines Landhäuschen außer den Thoren von Damascus übrig blieb, in welches ich mich nunmehr zurückzog, um dort die letzten Tage meines Lebens zuzubringen."

„Habſüchtige und ausgeartete Verwandte, unterſtützt von einem ſpitzbübiſchen Kadi, fanden Mittel, mich auch aus dieſem letzten Zufluchtsorte, und endlich ſogar aus meiner Vaterſtadt zu vertreiben, und nun ſeht Ihr mich hier vor den Thoren von Bagdad, alt, mißgeſtaltet, einarmig, lahm und einäugig, um eine Gabe betteln, und nicht vermögend, dem Himmel zu verzeihen, der mich in dieſen Abgrund menſchlichen Elends ſtürzte."

„Betrachte einmal," erwiederte der Greis nach einer Pauſe, „den Grund deiner Klagen, und beim Mahomet, du wirſt finden, daß du nichts weniger als beklagenswerth biſt."

„Wie?" fuhr Nahamir heftig auf, „am Ende ſoll ich wohl gar die Vorſehung preiſen, daß ſie mich einäugig, höckerig, lahm und einarmig werden ließ!"

Der Greis. „Ja, das ſollſt du auch."

Nahamir. „Wenn Ihr meiner ſpottet, ſo" —

Der Greis. „Du irrſt, ich will dich tröſten, und dir beweiſen, daß du glücklich biſt."

„Glücklich!?“ rief Nahamir, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja,“ wiederholte der Greis mit hohem Ernste, „daß du glücklich bist.“

„Schaue die Wahrheit, und erkenne die gerechte Vorsehung, die du zu beschuldigen wagst. Du überlebtest deine ganze Familie, erkenne hierin die erste Gnade des Himmels.“

Nahamir. „Wie, das Leben —?“

Der Greis. „Achtest du es für nichts? Doch höre weiter; du hattest in deiner Jugend eine blühende Gestalt. Allein, welch' ein beklagenswerthes Geschick würde dir dieser geringe Vortheil bereitet haben! Die Frau eines Kadi hätte dich beim Bairamfeste gesehen; sie würde in Liebe zu dir entbrannt sein, du hättest ihren Reizen gehuldigt, man hätte dich bei einer Zusammenkunft mit ihr überrascht, und ein martervoller Tod würde deinem Leben ein Ende gemacht haben. Hier sieh die Rechtfertigung deines Höckers.“

Nahamir. „Allah sei gelobt, daß ich höckerig geworden bin. Aber mein linkes Auge, möchtet Ihr mir nicht beweisen, daß ich glücklicher sei, da ich es verloren habe?“

Der Greis. „Allerdings, mein Freund. In dem Augenblicke, als du dein linkes Auge verlorst, wollte dir der Kalife die Ehre erzeigen, dich in die Zahl seiner Haremswächter aufzunehmen; welch ein Loos dich dann erwartet hätte, brauche ich dir nicht zu sagen.“

Nahamir. „Nun meinetwegen, was den Höcker und das Auge betrifft, sei es dahingestellt, — aber das Bein, was werde ich da wohl hören?"

Der Greis. „Auch der Verlust deines Beines ist ein Beweis der Gnade des höchsten Wesens. Erinnerst du dich an jenen fürchterlichen Abgrund, in welchem du dir ohne Zweifel alle Glieder zerschmettert haben würdest, wenn dich dein Holzfuß nicht gehindert hätte, mit deinen Gefährten jenen Felsblock zu erklimmen, der sich plötzlich unter ihren Füßen ablöste, und sie in die Tiefe begrub?"

Nahamir. „Ich entsinne mich noch dunkel auf jenes Ereigniß."

Der Greis. „Dunkel? — Unwürdige Menschen! Kaum werdet ihr euch der Wunder erinnern, welche täglich zu eurem Wohle geschehen, wohl aber unterlaßt ihr es nicht, bei dem geringsten Unfalle, der euch begegnet, die Vorsehung anzuklagen."

Nahamir. „Unfall? Wahrhaftig, das ist das wahre Wort. Unfälle nennt Ihr also all' die Schicksalsschläge, die mich getroffen haben? — Sei es, ich will Euch zugestehen, daß es eine Gnade von Allah war, daß ich höckrig, einäugig und lahm geworden; aber wie entschuldigt Ihr wohl den Verlust meiner Hand, und noch dazu, bei welcher Gelegenheit ich diesen Verlust erlitt, da ich der Dürftigkeit beistand!"

Der Greis. „Auch dadurch hat dich der Himmel reichlich beschenkt. Du wirst dich wohl noch des glänzenden Festes erinnern, welches der reiche Hussein ver-

anstaltete, und bei welchem er dir eine empfindliche Beleidigung zufügte."

Nahamir. „Ich erinnere mich dessen."

Der Greis. „Wenn du den Gebrauch dieser Hand, die dir fehlte, gehabt hättest, würdest du den Säbel gezogen und deinen Beleidiger angegriffen haben; kannst du das läugnen? In demselben Momente aber hätten dich seine Sclaven zusammengehauen."

Nahamir. „Ihr seid ein sonderbarer Mann; bald werdet Ihr mich glauben machen, daß ich ein Günstling der Vorsehung bin. Nun, ich überlasse Euch meinen Höcker, mein Auge, mein Bein und meine Hand, wenn mir wenigstens Zuleika geblieben wäre."

Der Greis. „Dein Weib hätte in der Folge ihrer Ehre zuwider gehandelt, und der nagende Wurm des Grames würde deine übrigen Lebenstage verbittert haben."

Nahamir. „Aber meine Kinder?"

Der Greis. „Danke dem Propheten, daß sie unter dem steinernen Turban ruhen, denn sie würden den Untergang des Osmanischen Reiches bewirket haben."

Nahamir. „Aber meine Reichthümer, meine Juwelen?"

Der Greis. „Wenn du reich geblieben wärest, hättest du nach deinem Schicksale einen übeln und abscheulichen Gebrauch deines Goldes gemacht. Dein Herz wäre verdorben und fühllos geworden gegen die Leiden deiner Nebenmenschen. Du hättest dich allen Ausschwei-

fungen, allen Lastern überlassen, mit Einem Worte, du würdest ein Auswurf der Menschheit geworden sein."

Nahamir. Der Himmel hat mir aber nun Alles geraubt, was hat er mir dafür gelassen?"

Der Greis. „Die Tugend, — du hast dir keinen Vorwurf zu machen, du fühlest keine Gewissensbisse. Dieses Gefühl ist der größte Schatz der Sterblichen."

Hierauf legte ihm der Greis die Hand über das eine Auge, und Nahamir übersah einen Augenblick alle jene unzähligen Übel, die aus dem größten Theile jener Dinge entspringen, welche die Menschen als Glücksgüter betrachten; er sah all' die traurigen Schicksale, denen die Sterblichen unterworfen sind, und die Mittel, welche angewendet werden, diese zu verhindern.

„Nun, wagst du es noch, dich zu beklagen?" fragte der Greis, und seine Runzeln verzogen sich und verschwanden. Die Majestät eines Genius thronte auf seiner Stirne, ein blendender Schimmer umfloß seine jugendliche, schöne Gestalt, welche sich gleich einer riesigen und prächtigen Ceder erhob, aus seinen Augen sprühten Blitze; kurz, ein Genius aus Mahomed's Paradies zeigte sich in seinem vollstem Glanze. Nahamir stürzte mit dem Angesicht zur Erde, und der Verklärte sprach:

»»Bleib' auch künftig rein von Schuld,
Nahamir, — und mit Geduld
Leide, bis die Bahn vollendet;
Deine Palme winket dort!
Denk' an des Propheten Wort,
Der mich, dir zum Trost, gesendet.««

Der Genius entschwand, und Nahamir, nachdem er zum letzten Male gemurrt hatte, setzte sich wieder auf seinen Bettelstein, und dankte dem Himmel, daß er ihm Weib, Kinder und Reichthum genommen, und ihn höckerig, einäugig, lahm und einarmig werden ließ.

Greif an den Stein.

Österreich'sche Sage.

In Österreich am Donaustrand, am hohen Bergesgipfel,
Da schaut ein altes Schloß herab, im Schatten grüner Wipfel.
Das alte Schloß ist Greifenstein, und was sich dort begeben,
Das will ich Euch im schlichten Ton, zu künden mich bestreben.
Fitzinger.

In einem Schlosse an dem herrlichen Ufer der Donau hauste vor Zeiten Ritter Reinhard, ein rechtlicher aber starrsinniger Mann, frei und unabhängig, und gleich den meisten Edlen seiner Zeit, nur der Jagd und der Fehde lebend. Den größten Gegensatz sowohl zu der rauhen Gemüthsart als dem verwilderten Äußern Reinhards aber bildete seine Tochter Etelina.

Sie war es würdig, der Stern und die Zierde seines Hauses genannt zu werden, und die Minnesänger priesen sie als das schönste Mägdlein in ihren Liedern, so zwar, daß der Ruf von ihrem Liebreiz, von ihrer Zucht und Magdlichkeit durch alle Gauen Österreichs sich verbreitete.

Auch Reinhard konnte sein Töchterlein nicht ohne ausnehmendes Wohlgefallen betrachten, und da ihm das Glück nicht geworden war, sein Geschlecht in einem männlichen Sprossen fortblühen zu sehen, und Etelina die einzige Frucht seiner Ehe war, so beschloß er, mindestens diese mit einem der mächtigsten und reichsten Edeln seines Vaterlandes zu verbinden, und so seinen Stamm auf eine diesem würdige Weise zu verzweigen.

In Reinhards Schlosse lebte zu jener Zeit noch ein alter Diener, Emmerich genannt, den schon der Vater des Burgherrn als Castellan in dasselbe aufgenommen hatte. Dieser ehrwürdige Greis mußte der Gattin Reinhards auf dem Sterbelager geloben, ihr Töchterlein mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen, denn wohl wußte sie, daß ihr Gemal, immer in Fehden und Streit mit der Nachbarschaft verwickelt, wenig Zeit auf die Erziehung desselben verwenden würde.

So war unter der väterlichen Huth des wackern Emmerich das Kind nun herangeblüht zur lieblichen Jungfrau, und immer schöner entfaltete sich die reizvolle Blume unter Aufsicht ihres sorgsamen Pflegers, bis der Kummer einer geheimen und hoffnungslosen Liebe den Schimmer ihrer Wange bleichte.

Etelina hatte nämlich eine stille aber desto heftigere Leidenschaft zu einem jungen Edelknecht ihres Vaters, Namens Rudolf, gefaßt, dessen jugend-

liches Herz jedoch nicht minder für die Tochter seines Herrn erglühte.

Lange Zeit verbargen Beide ihr Geheimniß in ihrem Innern; als aber Reinhard einstmals wieder von seinem Herde abwesend, in einer Fehde mit dem benachbarten Kreuzensteiner begriffen war, und die Liebenden daher Gelegenheit hatten, sich öfter als sonst zu sehen und zu sprechen, da vermochten sie dasselbe nicht mehr in ihrem Innern zu verschließen, und alles Übrige außer sich vergessend, schwuren sie sich Liebe und Treue bis in den Tod.

Natürlich konnte diese gegenseitige Zuneigung auch dem scharfsichtigen Auge des erfahrenen Emmerich kein Geheimniß bleiben, und mit aller Beredsamkeit versuchte er, Etelina und Rudolf die schrecklichen Folgen dieser unseligen Neigung und aller daraus erwachsenden Übel vorzustellen. Zu spät; seine Vorstellungen hatten nur die Erklärung ihres beiderseitigen Vergehens zur Folge.

Nun gab es kein anderes Mittel, die Liebenden vor der Wuth Reinhards und ihrem Untergange zu retten, als Flucht, welche sie um so schneller zu bewerkstelligen sich veranlaßt sahen, da zu selber Zeit ein Bote von ihrem Vater, der sich eben an dem Hoflager zu Wien aufhielt, mit der Nachricht in dem Schlosse

ankam, daß dieſer nächſter Tage mit dem Eidam, den er für Etelina erkoren, daſelbſt eintreffen würde.

Als daher Alles in der Burg ſchlief, führte ſie Emmerich ſelbſt, ungeachtet ſeines Alters, durch einen Erdgang in den Wald hinaus, und verbarg ſie dort in einer Niemand außer ihm bekannten Felſenhöhle, deren Eingang ſie dicht mit Waldgezweig und Strauchwerk verdeckten, worauf er ſie mit dem Verſprechen verließ, ihnen jede Nacht die nöthigen Lebensmittel ſelbſt herbeizubringen, und alles zur Verſöhnung mit Etelinens Vater anzuwenden.

Kaum angelangt von einer ſeiner nächtlichen mühſeligen Wanderungen, hörte er den Thurmwächter in das Horn ſtoßen, die Zugbrücke raſſelte nieder, und an dem wüthigen Hineinbrauſen der Roſſe erkannte er ſogleich in dem Reiter den Burgherrn.

Herr Reinhard war mit ſeinem künftigen Eidam in den Waffenſaal getreten; verwundert, daß ſeine Tochter ihm nicht, wie ſie es ſonſt zu thun pflegte, entgegen eilte, frug er die Diener, wo ſich Etelina befinde, allein keiner von ihnen wußte ihm hierauf Antwort zu geben. Verlegen ſtotterten ſie, das Fräulein ſchon mehrere Tage hindurch nicht geſehen zu haben. Als er aber auch erfuhr, daß Rudolf, ſein Leibpage verſchwunden ſei, da erwachte ein gräßlicher Argwohn in ſeiner Bruſt. Vergebens durchſpürte er je-

den Winkel des Schloſſes, vergebens ſuchte er dem greiſen Emmerich ein Geſtändniß zu entlocken und endlich zu erzwingen; ſtandhaft bewahrte der edle Greis ſein Geheimniß.

Da gab es aber für die Wuth Reinhards keine Gränze mehr; er überhäufte den Caſtellan mit den bitterſten Schmähungen und befahl den Knechten, ihn in das Verließ der Burg hinabzulaſſen, aus welchem er nicht früher, als bis er Alles, was er von der Flüchtigen wiſſe, bekannt habe, befreit werden ſollte; an Etelina und ihrem Verführer aber ſchwur er Rache zu nehmen, wo er ſie finden würde, und ſollte er ihnen jemals vergeben wollen, ſo möge ein ſchneller Tod den Bruch dieſes Schwures rächen, und ſein Geiſt keine Ruhe finden in der Gruft ſeiner Ahnen.

So waren nun Monde um Monde verſtrichen, der Bräutigam ohne Braut war lange ſchon wieder heimgezogen von dem Donauſchloſſe, und der alte Emmerich ſchmachtete noch immer in dem grauſen Felſendunkel ſeines Kerkers. Rudolf und Etelina aber, welche Anfangs, obwohl vergebens, auf den Caſtellan mit den verſprochenen Nahrungsmitteln harrten, befanden ſich nun in der größten Kümmerniß, und ſahen ſich gezwungen, ihren Hunger an den ſparſamen Früchten und Beeren der Wildniß zu ſtillen; und ſo war auch die Stunde gekommen, in welcher Etelina Mutter werden ſollte. Ohne Beihülfe, ohne Pflege,

„Glücklich!?“ rief Nahamir, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja,“ wiederholte der Greis mit hohem Ernste, „daß du glücklich bist.“

„Schaue die Wahrheit, und erkenne die gerechte Vorsehung, die du zu beschuldigen wagst. Du überlebtest deine ganze Familie, erkenne hierin die erste Gnade des Himmels.“

Nahamir. „Wie, das Leben —?“

Der Greis. „Achtest du es für nichts? Doch höre weiter; du hattest in deiner Jugend eine blühende Gestalt. Allein, welch' ein beklagenswerthes Geschick würde dir dieser geringe Vortheil bereitet haben! Die Frau eines Kadi hätte dich beim Bairamfeste gesehen; sie würde in Liebe zu dir entbrannt sein, du hättest ihren Reizen gehuldigt, man hätte dich bei einer Zusammenkunft mit ihr überrascht, und ein martervoller Tod würde deinem Leben ein Ende gemacht haben. Hier sieh die Rechtfertigung deines Höckers.“

Nahamir. „Allah sei gelobt, daß ich höckerig geworden bin. Aber mein linkes Auge, möchtet Ihr mir nicht beweisen, daß ich glücklicher sei, da ich es verloren habe?“

Der Greis. „Allerdings, mein Freund. In dem Augenblicke, als du dein linkes Auge verlorst, wollte dir der Kalife die Ehre erzeigen, dich in die Zahl seiner Haremswächter aufzunehmen; welch ein Loos dich dann erwartet hätte, brauche ich dir nicht zu sagen.“

Nahamir. „Nun meinetwegen, was den Höcker und das Auge betrifft, sei es dahingestellt, — aber das Bein, was werde ich da wohl hören?"

Der Greis. „Auch der Verlust deines Beines ist ein Beweis der Gnade des höchsten Wesens. Erinnerst du dich an jenen fürchterlichen Abgrund, in welchem du dir ohne Zweifel alle Glieder zerschmettert haben würdest, wenn dich dein Holzfuß nicht gehindert hätte, mit deinen Gefährten jenen Felsblock zu erklimmen, der sich plötzlich unter ihren Füßen ablöste, und sie in die Tiefe begrub?"

Nahamir. „Ich entsinne mich noch dunkel auf jenes Ereigniß."

Der Greis. „Dunkel?— Unwürdige Menschen! Kaum werdet ihr euch der Wunder erinnern, welche täglich zu eurem Wohle geschehen, wohl aber unterlaßt ihr es nicht, bei dem geringsten Unfalle, der euch begegnet, die Vorsehung anzuklagen."

Nahamir. „Unfall? Wahrhaftig, das ist das wahre Wort. Unfälle nennt Ihr also all' die Schicksalsschläge, die mich getroffen haben? — Sei es, ich will Euch zugestehen, daß es eine Gnade von Allah war, daß ich höckrig, einäugig und lahm geworden; aber wie entschuldigt Ihr wohl den Verlust meiner Hand, und noch dazu, bei welcher Gelegenheit ich diesen Verlust erlitt, da ich der Dürftigkeit beistand!"

Der Greis. „Auch dadurch hat dich der Himmel reichlich beschenkt. Du wirst dich wohl noch des glänzenden Festes erinnern, welches der reiche Hussein ver-

anstaltete, und bei welchem er dir eine empfindliche Beleidigung zufügte."

Nahamir. „Ich erinnere mich dessen."

Der Greis. „Wenn du den Gebrauch dieser Hand, die dir fehlte, gehabt hättest, würdest du den Säbel gezogen und deinen Beleidiger angegriffen haben; kannst du das läugnen? In demselben Momente aber hätten dich seine Sclaven zusammengehauen."

Nahamir. „Ihr seid ein sonderbarer Mann; bald werdet Ihr mich glauben machen, daß ich ein Günstling der Vorsehung bin. Nun, ich überlasse Euch meinen Höcker, mein Auge, mein Bein und meine Hand, wenn mir wenigstens Zuleika geblieben wäre."

Der Greis. „Dein Weib hätte in der Folge ihrer Ehre zuwider gehandelt, und der nagende Wurm des Grames würde deine übrigen Lebenstage verbittert haben."

Nahamir. „Aber meine Kinder?"

Der Greis. „Danke dem Propheten, daß sie unter dem steinernen Turban ruhen, denn sie würden den Untergang des Osmanischen Reiches bewirket haben."

Nahamir. „Aber meine Reichthümer, meine Juwelen?"

Der Greis. „Wenn du reich geblieben wärest, hättest du nach deinem Schicksale einen übeln und abscheulichen Gebrauch deines Goldes gemacht. Dein Herz wäre verdorben und fühllos geworden gegen die Leiden deiner Nebenmenschen. Du hättest dich allen Ausschwei-

fungen, allen Lastern überlassen, mit Einem Worte, du würdest ein Auswurf der Menschheit geworden sein."

Nahamir. Der Himmel hat mir aber nun Alles geraubt, was hat er mir dafür gelassen?"

Der Greis. „Die Tugend, — du hast dir keinen Vorwurf zu machen, du fühlest keine Gewissensbisse. Dieses Gefühl ist der größte Schatz der Sterblichen."

Hierauf legte ihm der Greis die Hand über das eine Auge, und Nahamir übersah einen Augenblick alle jene unzähligen Übel, die aus dem größten Theile jener Dinge entspringen, welche die Menschen als Glücksgüter betrachten; er sah all' die traurigen Schicksale, denen die Sterblichen unterworfen sind, und die Mittel, welche angewendet werden, diese zu verhindern.

„Nun, wagst du es noch, dich zu beklagen?" fragte der Greis, und seine Runzeln verzogen sich und verschwanden. Die Majestät eines Genius thronte auf seiner Stirne, ein blendender Schimmer umfloß seine jugendliche, schöne Gestalt, welche sich gleich einer riesigen und prächtigen Ceder erhob, aus seinen Augen sprühten Blitze; kurz, ein Genius aus Mahomed's Paradies zeigte sich in seinem vollstem Glanze. Nahamir stürzte mit dem Angesicht zur Erde, und der Verklärte sprach:

»»Bleib' auch künftig rein von Schuld,
Nahamir, — und mit Geduld
Leide, bis die Bahn vollendet;
Deine Palme winket dort!
Denk' an des Propheten Wort,
Der mich, dir zum Trost, gesendet.««

Der Genius entschwand, und Nahamir, nachdem er zum letzten Male gemurrt hatte, setzte sich wieder auf seinen Bettelstein, und dankte dem Himmel, daß er ihm Weib, Kinder und Reichthum genommen, und ihn höckerig, einäugig, lahm und einarmig werden ließ.

Greif an den Stein.

Österreich'sche Sage.

In Österreich am Donauſtrand, am hohen Bergesgipfel,
Da ſchaut ein altes Schloß herab, im Schatten grüner Wipfel.
Das alte Schloß iſt Greifenſtein, und was ſich dort begeben,
Das will ich Euch im ſchlichten Ton, zu künden mich beſtreben.
Fitzinger.

In einem Schloſſe an dem herrlichen Ufer der Donau hauſte vor Zeiten Ritter Reinhard, ein rechtlicher aber ſtarrſinniger Mann, frei und unabhängig, und gleich den meiſten Edlen ſeiner Zeit, nur der Jagd und der Fehde lebend. Den größten Gegenſatz ſowohl zu der rauhen Gemüthsart als dem verwilderten Äußern Reinhards aber bildete ſeine Tochter Etelina.

Sie war es würdig, der Stern und die Zierde ſeines Hauſes genannt zu werden, und die Minneſänger prieſen ſie als das ſchönſte Mägdlein in ihren Liedern, ſo zwar, daß der Ruf von ihrem Liebreiz, von ihrer Zucht und Magdlichkeit durch alle Gauen Öſterreichs ſich verbreitete.

Auch Reinhard konnte sein Töchterlein nicht ohne ausnehmendes Wohlgefallen betrachten, und da ihm das Glück nicht geworden war, sein Geschlecht in einem männlichen Sprossen fortblühen zu sehen, und Etelina die einzige Frucht seiner Ehe war, so beschloß er, mindestens diese mit einem der mächtigsten und reichsten Edeln seines Vaterlandes zu verbinden, und so seinen Stamm auf eine diesem würdige Weise zu verzweigen.

In Reinhards Schlosse lebte zu jener Zeit noch ein alter Diener, Emmerich genannt, den schon der Vater des Burgherrn als Castellan in dasselbe aufgenommen hatte. Dieser ehrwürdige Greis mußte der Gattin Reinhards auf dem Sterbelager geloben, ihr Töchterlein mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen, denn wohl wußte sie, daß ihr Gemal, immer in Fehden und Streit mit der Nachbarschaft verwickelt, wenig Zeit auf die Erziehung desselben verwenden würde.

So war unter der väterlichen Huth des wackern Emmerich das Kind nun herangeblüht zur lieblichen Jungfrau, und immer schöner entfaltete sich die reizvolle Blume unter Aufsicht ihres sorgsamen Pflegers, bis der Kummer einer geheimen und hoffnungslosen Liebe den Schimmer ihrer Wange bleichte.

Etelina hatte nämlich eine stille aber desto heftigere Leidenschaft zu einem jungen Edelknecht ihres Vaters, Namens Rudolf, gefaßt, dessen jugend-

liches Herz jedoch nicht minder für die Tochter seines Herrn erglühte.

Lange Zeit verbargen Beide ihr Geheimniß in ihrem Innern; als aber Reinhard einstmals wieder von seinem Herde abwesend, in einer Fehde mit dem benachbarten Kreuzensteiner begriffen war, und die Liebenden daher Gelegenheit hatten, sich öfter als sonst zu sehen und zu sprechen, da vermochten sie dasselbe nicht mehr in ihrem Innern zu verschließen, und alles Übrige außer sich vergessend, schwuren sie sich Liebe und Treue bis in den Tod.

Natürlich konnte diese gegenseitige Zuneigung auch dem scharfsichtigen Auge des erfahrenen Emmerich kein Geheimniß bleiben, und mit aller Beredsamkeit versuchte er, Etelina und Rudolf die schrecklichen Folgen dieser unseligen Neigung und aller daraus erwachsenden Übel vorzustellen. Zu spät; seine Vorstellungen hatten nur die Erklärung ihres beiderseitigen Vergehens zur Folge.

Nun gab es kein anderes Mittel, die Liebenden vor der Wuth Reinhards und ihrem Untergange zu retten, als Flucht, welche sie um so schneller zu bewerkstelligen sich veranlaßt sahen, da zu selber Zeit ein Bote von ihrem Vater, der sich eben an dem Hoflager zu Wien aufhielt, mit der Nachricht in dem Schlosse

ankam, daß dieser nächster Tage mit dem Eidam, den er für Etelina erkoren, daselbst eintreffen würde.

Als daher Alles in der Burg schlief, führte sie Emmerich selbst, ungeachtet seines Alters, durch einen Erdgang in den Wald hinaus, und verbarg sie dort in einer Niemand außer ihm bekannten Felsenhöhle, deren Eingang sie dicht mit Waldgezweig und Strauchwerk verdeckten, worauf er sie mit dem Versprechen verließ, ihnen jede Nacht die nöthigen Lebensmittel selbst herbeizubringen, und alles zur Versöhnung mit Etelinens Vater anzuwenden.

Kaum angelangt von einer seiner nächtlichen mühseligen Wanderungen, hörte er den Thurmwächter in das Horn stoßen, die Zugbrücke rasselte nieder, und an dem wüthigen Hineinbrausen der Rosse erkannte er sogleich in dem Reiter den Burgherrn.

Herr Reinhard war mit seinem künftigen Eidam in den Waffensaal getreten; verwundert, daß seine Tochter ihm nicht, wie sie es sonst zu thun pflegte, entgegen eilte, frug er die Diener, wo sich Etelina befinde, allein keiner von ihnen wußte ihm hierauf Antwort zu geben. Verlegen stotterten sie, das Fräulein schon mehrere Tage hindurch nicht gesehen zu haben. Als er aber auch erfuhr, daß Rudolf, sein Leibpage verschwunden sei, da erwachte ein gräßlicher Argwohn in seiner Brust. Vergebens durchspürte er je-

den Winkel des Schloſſes, vergebens ſuchte er dem greiſen Emmerich ein Geſtändniß zu entlocken und endlich zu erzwingen; ſtandhaft bewahrte der edle Greis ſein Geheimniß.

Da gab es aber für die Wuth Reinhards keine Gränze mehr; er überhäufte den Caſtellan mit den bitterſten Schmähungen und befahl den Knechten, ihn in das Verließ der Burg hinabzulaſſen, aus welchem er nicht früher, als bis er Alles, was er von der Flüchtigen wiſſe, bekannt habe, befreit werden ſollte; an Etelina und ihrem Verführer aber ſchwur er Rache zu nehmen, wo er ſie finden würde, und ſollte er ihnen jemals vergeben wollen, ſo möge ein ſchneller Tod den Bruch dieſes Schwures rächen, und ſein Geiſt keine Ruhe finden in der Gruft ſeiner Ahnen.

So waren nun Monde um Monde verſtrichen, der Bräutigam ohne Braut war lange ſchon wieder heimgezogen von dem Donauſchloſſe, und der alte Emmerich ſchmachtete noch immer in dem grauſen Felſendunkel ſeines Kerkers. Rudolf und Etelina aber, welche Anfangs, obwohl vergebens, auf den Caſtellan mit den verſprochenen Nahrungsmitteln harrten, befanden ſich nun in der größten Kümmerniß, und ſahen ſich gezwungen, ihren Hunger an den ſparſamen Früchten und Beeren der Wildniß zu ſtillen; und ſo war auch die Stunde gekommen, in welcher Etelina Mutter werden ſollte. Ohne Beihülfe, ohne Pflege,

mers, erzählte auf die Bitte des Alten seine Lebens- und Leidensgeschichte.

„Ich bin der Sohn eines Kaufmannes von Damascus," begann er, „welcher solche Reichthümer besaß, daß man ihn gewöhnlich nur den reichen Damascener zu nennen pflegte. In meiner Jugend hatte ich einen schlanken Wuchs, blühende Wangen, lebhafte Augen, und zwei Hände, die, ihre Kräfte betreffend, füglich für vier gelten konnten; das meiste aber war mein Reichthum an Gold, Juwelen und sonstigen Glücksgütern."

„Als ich zum Manne herangewachsen, verband ich mich mit einem jungen, liebenswürdigen und reichen Mädchen, welches mich mit sechs Kindern beschenkte."

„Aber ach, das Glück unserer Ehe war nur von kurzer Dauer. Ein bösartiges Fieber raubte mir meine Zuleika, und von diesem Augenblicke an schien alles Unglück, das nur je einen Menschen treffen konnte, auf mich loszustürmen."

„Gleich Anfangs folgten alle meine sechs Kinder ihrer Mutter in das Grab. Darauf lag ich an einer langwierigen Krankheit darnieder, nach welcher ich höckerig wurde. Einst, als ich in Träumen über mein Unglück versunken, eine Nacht auf der Terrasse meines Hauses zugebracht hatte, stand ich mit einem Auge weniger auf; der Gifthauch eines Insectes hatte mir das andere geblendet."

„Einmal bemerkte ich, von meinem Kjoski aus, zwei Männer, die sich auf der Gasse schlugen; ich eilte, sie zu versöhnen, strauchelte über einen Stein, und brach den Fuß. Ein andermal bat mich ein Mensch,

in Lumpen gehüllt, um Almosen, ich gab ihm eine Zechine; in diesem Augenblicke zog der Elende ein verborgenes Beil hervor, schlug mir einen Arm ab, und beraubte mich meines übrigen Geldes. Mein Reichthum wurde bald durch mehrere Unglücksfälle so sehr vermindert, daß mir nichts als ein kleines Landhäuschen außer den Thoren von Damascus übrig blieb, in welches ich mich nunmehr zurückzog, um dort die letzten Tage meines Lebens zuzubringen."

„Habsüchtige und ausgeartete Verwandte, unterstützt von einem spitzbübischen Kadi, fanden Mittel, mich auch aus diesem letzten Zufluchtsorte, und endlich sogar aus meiner Vaterstadt zu vertreiben, und nun seht Ihr mich hier vor den Thoren von Bagdad, alt, mißgestaltet, einarmig, lahm und einäugig, um eine Gabe betteln, und nicht vermögend, dem Himmel zu verzeihen, der mich in diesen Abgrund menschlichen Elends stürzte."

„Betrachte einmal," erwiederte der Greis nach einer Pause, „den Grund deiner Klagen, und beim Mahomet, du wirst finden, daß du nichts weniger als beklagenswerth bist."

„Wie?" fuhr Nahamir heftig auf, „am Ende soll ich wohl gar die Vorsehung preisen, daß sie mich einäugig, höckerig, lahm und einarmig werden ließ!"

Der Greis. „Ja, das sollst du auch."

Nahamir. „Wenn Ihr meiner spottet, so" —

Der Greis. „Du irrst, ich will dich trösten, und dir beweisen, daß du glücklich bist."

„Glücklich!?“ rief Nahamir, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja,“ wiederholte der Greis mit hohem Ernste, „daß du glücklich bist.“

„Schaue die Wahrheit, und erkenne die gerechte Vorsehung, die du zu beschuldigen wagst. Du überlebtest deine ganze Familie, erkenne hierin die erste Gnade des Himmels.“

Nahamir. „Wie, das Leben —?“

Der Greis. „Achtest du es für nichts? Doch höre weiter; du hattest in deiner Jugend eine blühende Gestalt. Allein, welch' ein beklagenswerthes Geschick würde dir dieser geringe Vortheil bereitet haben! Die Frau eines Kadi hätte dich beim Bairamfeste gesehen; sie würde in Liebe zu dir entbrannt sein, du hättest ihren Reizen gehuldigt, man hätte dich bei einer Zusammenkunft mit ihr überrascht, und ein martervoller Tod würde deinem Leben ein Ende gemacht haben. Hier sieh die Rechtfertigung deines Höckers.“

Nahamir. „Allah sei gelobt, daß ich höckerig geworden bin. Aber mein linkes Auge, möchtet Ihr mir nicht beweisen, daß ich glücklicher sei, da ich es verloren habe?“

Der Greis. „Allerdings, mein Freund. In dem Augenblicke, als du dein linkes Auge verlorst, wollte dir der Kalife die Ehre erzeigen, dich in die Zahl seiner Haremswächter aufzunehmen; welch ein Loos dich dann erwartet hätte, brauche ich dir nicht zu sagen.“

Nahamir. „Nun meinetwegen, was den Höcker und das Auge betrifft, sei es dahingestellt, — aber das Bein, was werde ich da wohl hören?"

Der Greis. „Auch der Verlust deines Beines ist ein Beweis der Gnade des höchsten Wesens. Erinnerst du dich an jenen fürchterlichen Abgrund, in welchem du dir ohne Zweifel alle Glieder zerschmettert haben würdest, wenn dich dein Holzfuß nicht gehindert hätte, mit deinen Gefährten jenen Felsblock zu erklimmen, der sich plötzlich unter ihren Füßen ablöste, und sie in die Tiefe begrub?"

Nahamir. „Ich entsinne mich noch dunkel auf jenes Ereigniß."

Der Greis. „Dunkel? — Unwürdige Menschen! Kaum werdet ihr euch der Wunder erinnern, welche täglich zu eurem Wohle geschehen, wohl aber unterlaßt ihr es nicht, bei dem geringsten Unfalle, der euch begegnet, die Vorsehung anzuklagen."

Nahamir. „Unfall? Wahrhaftig, das ist das wahre Wort. Unfälle nennt Ihr also all' die Schicksalsschläge, die mich getroffen haben? — Sei es, ich will Euch zugestehen, daß es eine Gnade von Allah war, daß ich höckrig, einäugig und lahm geworden; aber wie entschuldigt Ihr wohl den Verlust meiner Hand, und noch dazu, bei welcher Gelegenheit ich diesen Verlust erlitt, da ich der Dürftigkeit beistand!"

Der Greis. „Auch dadurch hat dich der Himmel reichlich beschenkt. Du wirst dich wohl noch des glänzenden Festes erinnern, welches der reiche Hussein ver-

anstaltete, und bei welchem er dir eine empfindliche Beleidigung zufügte."

Nahamir. „Ich erinnere mich dessen."

Der Greis. „Wenn du den Gebrauch dieser Hand, die dir fehlte, gehabt hättest, würdest du den Säbel gezogen und deinen Beleidiger angegriffen haben; kannst du das läugnen? In demselben Momente aber hätten dich seine Sclaven zusammengehauen."

Nahamir. „Ihr seid ein sonderbarer Mann; bald werdet Ihr mich glauben machen, daß ich ein Günstling der Vorsehung bin. Nun, ich überlasse Euch meinen Höcker, mein Auge, mein Bein und meine Hand, wenn mir wenigstens Zuleika geblieben wäre."

Der Greis. „Dein Weib hätte in der Folge ihrer Ehre zuwider gehandelt, und der nagende Wurm des Grames würde deine übrigen Lebenstage verbittert haben."

Nahamir. „Aber meine Kinder?"

Der Greis. „Danke dem Propheten, daß sie unter dem steinernen Turban ruhen, denn sie würden den Untergang des Osmanischen Reiches bewirket haben."

Nahamir. „Aber meine Reichthümer, meine Juwelen?"

Der Greis. „Wenn du reich geblieben wärest, hättest du nach deinem Schicksale einen übeln und abscheulichen Gebrauch deines Goldes gemacht. Dein Herz wäre verdorben und fühllos geworden gegen die Leiden deiner Nebenmenschen. Du hättest dich allen Ausschwei-

fungen, allen Lastern überlassen, mit Einem Worte, du würdest ein Auswurf der Menschheit geworden sein."

Nahamir. Der Himmel hat mir aber nun Alles geraubt, was hat er mir dafür gelassen?"

Der Greis. „Die Tugend, — du hast dir keinen Vorwurf zu machen, du fühlest keine Gewissensbisse. Dieses Gefühl ist der größte Schatz der Sterblichen."

Hierauf legte ihm der Greis die Hand über das eine Auge, und Nahamir übersah einen Augenblick alle jene unzähligen Übel, die aus dem größten Theile jener Dinge entspringen, welche die Menschen als Glücksgüter betrachten; er sah all' die traurigen Schicksale, denen die Sterblichen unterworfen sind, und die Mittel, welche angewendet werden, diese zu verhindern.

„Nun, wagst du es noch, dich zu beklagen?" fragte der Greis, und seine Runzeln verzogen sich und verschwanden. Die Majestät eines Genius thronte auf seiner Stirne, ein blendender Schimmer umfloß seine jugendliche, schöne Gestalt, welche sich gleich einer riesigen und prächtigen Ceder erhob, aus seinen Augen sprühten Blitze; kurz, ein Genius aus Mahomed's Paradies zeigte sich in seinem vollstem Glanze. Nahamir stürzte mit dem Angesicht zur Erde, und der Verklärte sprach:

»»Bleib' auch künftig rein von Schuld,
Nahamir, — und mit Geduld
Leide, bis die Bahn vollendet;
Deine Palme winket dort!
Denk' an des Propheten Wort,
Der mich, dir zum Trost, gesendet.««

Der Genius entſchwand, und Nahamir, nachdem er zum letzten Male gemurrt hatte, ſetzte ſich wieder auf ſeinen Bettelſtein, und dankte dem Himmel, daß er ihm Weib, Kinder und Reichthum genommen, und ihn höckerig, einäugig, lahm und einarmig werden ließ.

Greif an den Stein.

Österreich'sche Sage.

In Österreich am Donaustrand, am hohen Bergesgipfel,
Da schaut ein altes Schloß herab, im Schatten grüner Wipfel.
Das alte Schloß ist Greifenstein, und was sich dort begeben,
Das will ich Euch im schlichten Ton, zu künden mich bestreben.
Fitzinger.

In einem Schlosse an dem herrlichen Ufer der Donau hauste vor Zeiten Ritter Reinhard, ein rechtlicher aber starrsinniger Mann, frei und unabhängig, und gleich den meisten Edlen seiner Zeit, nur der Jagd und der Fehde lebend. Den größten Gegensatz sowohl zu der rauhen Gemüthsart als dem verwilderten Äußern Reinhards aber bildete seine Tochter Etelina.

Sie war es würdig, der Stern und die Zierde seines Hauses genannt zu werden, und die Minnesänger priesen sie als das schönste Mägdlein in ihren Liedern, so zwar, daß der Ruf von ihrem Liebreiz, von ihrer Zucht und Magdlichkeit durch alle Gauen Österreichs sich verbreitete.

Auch Reinhard konnte sein Töchterlein nic
ohne ausnehmendes Wohlgefallen betrachten, und d
ihm das Glück nicht geworden war, sein Geschlecht i
einem männlichen Sprossen fortblühen zu sehen, un
Etelina die einzige Frucht seiner Ehe war, so b
schloß er, mindestens diese mit einem der mächtigste
und reichsten Edeln seines Vaterlandes zu verbinden
und so seinen Stamm auf eine diesem würdige Wei
zu verzweigen.

In Reinhards Schlosse lebte zu jener Zeit no
ein alter Diener, Emmerich genannt, den schon d
Vater des Burgherrn als Castellan in dasselbe aufg
nommen hatte. Dieser ehrwürdige Greis mußte d
Gattin Reinhards auf dem Sterbelager geloben
ihr Töchterlein mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen, den
wohl wußte sie, daß ihr Gemal, immer in Fehde
und Streit mit der Nachbarschaft verwickelt, wen
Zeit auf die Erziehung desselben verwenden würde.

So war unter der väterlichen Huth des wacker
Emmerich das Kind nun herangeblüht zur liebliche
Jungfrau, und immer schöner entfaltete sich die rei
volle Blume unter Aufsicht ihres sorgsamen Pflegers
bis der Kummer einer geheimen und hoffnungslosen Lie
be den Schimmer ihrer Wange bleichte.

Etelina hatte nämlich eine stille aber desto hef
tigere Leidenschaft zu einem jungen Edelknecht ihre
Vaters, Namens Rudolf, gefaßt, dessen jugend

liches Herz jedoch nicht minder für die Tochter seines Herrn erglühte.

Lange Zeit verbargen Beide ihr Geheimniß in ihrem Innern; als aber Reinhard einstmals wieder von seinem Herde abwesend, in einer Fehde mit dem benachbarten Kreuzensteiner begriffen war, und die Liebenden daher Gelegenheit hatten, sich öfter als sonst zu sehen und zu sprechen, da vermochten sie dasselbe nicht mehr in ihrem Innern zu verschließen, und alles Übrige außer sich vergessend, schwuren sie sich Liebe und Treue bis in den Tod.

Natürlich konnte diese gegenseitige Zuneigung auch dem scharfsichtigen Auge des erfahrenen Emmerich kein Geheimniß bleiben, und mit aller Beredsamkeit versuchte er, Etelina und Rudolf die schrecklichen Folgen dieser unseligen Neigung und aller daraus erwachsenden Übel vorzustellen. Zu spät; seine Vorstellungen hatten nur die Erklärung ihres beiderseitigen Vergehens zur Folge.

Nun gab es kein anderes Mittel, die Liebenden vor der Wuth Reinhards und ihrem Untergange zu retten, als Flucht, welche sie um so schneller zu bewerkstelligen sich veranlaßt sahen, da zu selber Zeit ein Bote von ihrem Vater, der sich eben an dem Hoflager zu Wien aufhielt, mit der Nachricht in dem Schlosse

ankam, daß dieſer nächſter Tage mit dem Eidam, den er für Etelina erkoren, daſelbſt eintreffen würde.

Als daher Alles in der Burg ſchlief, führte ſie Emmerich ſelbſt, ungeachtet ſeines Alters, durch einen Erdgang in den Wald hinaus, und verbarg ſie dort in einer Niemand außer ihm bekannten Felſenhöhle, deren Eingang ſie dicht mit Waldgezweig und Strauchwerk verdeckten, worauf er ſie mit dem Verſprechen verließ, ihnen jede Nacht die nöthigen Lebensmittel ſelbſt herbeizubringen, und alles zur Verſöhnung mit Etelinens Vater anzuwenden.

Kaum angelangt von einer ſeiner nächtlichen mühſeligen Wanderungen, hörte er den Thurmwächter in das Horn ſtoßen, die Zugbrücke raſſelte nieder, und an dem wüthigen Hineinbrauſen der Roſſe erkannte er ſogleich in dem Reiter den Burgherrn.

Herr Reinhard war mit ſeinem künftigen Eidam in den Waffenſaal getreten; verwundert, daß ſeine Tochter ihm nicht, wie ſie es ſonſt zu thun pflegte, entgegen eilte, frug er die Diener, wo ſich Etelina befinde, allein keiner von ihnen wußte ihm hierauf Antwort zu geben. Verlegen ſtotterten ſie, das Fräulein ſchon mehrere Tage hindurch nicht geſehen zu haben. Als er aber auch erfuhr, daß Rudolf, ſein Leibpage verſchwunden ſei, da erwachte ein gräßlicher Argwohn in ſeiner Bruſt. Vergebens durchſpürte er je-

den Winkel des Schlosses, vergebens suchte er dem greisen Emmerich ein Geständniß zu entlocken und endlich zu erzwingen; standhaft bewahrte der edle Greis sein Geheimniß.

Da gab es aber für die Wuth Reinhards keine Gränze mehr; er überhäufte den Castellan mit den bittersten Schmähungen und befahl den Knechten, ihn in das Verließ der Burg hinabzulassen, aus welchem er nicht früher, als bis er Alles, was er von der Flüchtigen wisse, bekannt habe, befreit werden sollte; an Etelina und ihrem Verführer aber schwur er Rache zu nehmen, wo er sie finden würde, und sollte er ihnen jemals vergeben wollen, so möge ein schneller Tod den Bruch dieses Schwures rächen, und sein Geist keine Ruhe finden in der Gruft seiner Ahnen.

So waren nun Monde um Monde verstrichen, der Bräutigam ohne Braut war lange schon wieder heimgezogen von dem Donauschlosse, und der alte Emmerich schmachtete noch immer in dem grausen Felsendunkel seines Kerkers. Rudolf und Etelina aber, welche Anfangs, obwohl vergebens, auf den Castellan mit den versprochenen Nahrungsmitteln harrten, befanden sich nun in der größten Kümmerniß, und sahen sich gezwungen, ihren Hunger an den sparsamen Früchten und Beeren der Wildniß zu stillen; und so war auch die Stunde gekommen, in welcher Etelina Mutter werden sollte. Ohne Beihülfe, ohne Pflege,

„Glücklich!?“ rief Nahamir, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja,“ wiederholte der Greis mit hohem Ernste, „daß du glücklich bist.“

„Schaue die Wahrheit, und erkenne die gerechte Vorsehung, die du zu beschuldigen wagst. Du überlebtest deine ganze Familie, erkenne hierin die erste Gnade des Himmels.“

Nahamir. „Wie, das Leben —?“

Der Greis. „Achtest du es für nichts? Doch höre weiter; du hattest in deiner Jugend eine blühende Gestalt. Allein, welch' ein beklagenswerthes Geschick würde dir dieser geringe Vortheil bereitet haben! Die Frau eines Kadi hätte dich beim Bairamfeste gesehen; sie würde in Liebe zu dir entbrannt sein, du hättest ihren Reizen gehuldigt, man hätte dich bei einer Zusammenkunft mit ihr überrascht, und ein martervoller Tod würde deinem Leben ein Ende gemacht haben. Hier sieh die Rechtfertigung deines Höckers.“

Nahamir. „Allah sei gelobt, daß ich höckerig geworden bin. Aber mein linkes Auge, möchtet Ihr mir nicht beweisen, daß ich glücklicher sei, da ich es verloren habe?“

Der Greis. „Allerdings, mein Freund. In dem Augenblicke, als du dein linkes Auge verlorst, wollte dir der Kalife die Ehre erzeigen, dich in die Zahl seiner Haremswächter aufzunehmen; welch ein Loos dich dann erwartet hätte, brauche ich dir nicht zu sagen.“

Nahamir. „Nun meinetwegen, was den Höcker und das Auge betrifft, sei es dahingestellt, — aber das Bein, was werde ich da wohl hören?"

Der Greis. „Auch der Verlust deines Beines ist ein Beweis der Gnade des höchsten Wesens. Erinnerst du dich an jenen fürchterlichen Abgrund, in welchem du dir ohne Zweifel alle Glieder zerschmettert haben würdest, wenn dich dein Holzfuß nicht gehindert hätte, mit deinen Gefährten jenen Felsblock zu erklimmen, der sich plötzlich unter ihren Füßen ablöste, und sie in die Tiefe begrub?"

Nahamir. „Ich entsinne mich noch dunkel auf jenes Ereigniß."

Der Greis. „Dunkel? — Unwürdige Menschen! Kaum werdet ihr euch der Wunder erinnern, welche täglich zu eurem Wohle geschehen, wohl aber unterlaßt ihr es nicht, bei dem geringsten Unfalle, der euch begegnet, die Vorsehung anzuklagen."

Nahamir. „Unfall? Wahrhaftig, das ist das wahre Wort. Unfälle nennt Ihr also all' die Schicksalsschläge, die mich getroffen haben? — Sei es, ich will Euch zugestehen, daß es eine Gnade von Allah war, daß ich höckrig, einäugig und lahm geworden; aber wie entschuldigt Ihr wohl den Verlust meiner Hand, und noch dazu, bei welcher Gelegenheit ich diesen Verlust erlitt, da ich der Dürftigkeit beistand!"

Der Greis. „Auch dadurch hat dich der Himmel reichlich beschenkt. Du wirst dich wohl noch des glänzenden Festes erinnern, welches der reiche Hussein ver-

anſtaltete, und bei welchem er dir eine empfindliche Beleidigung zufügte."

Nahamir. „Ich erinnere mich deſſen."

Der Greis. „Wenn du den Gebrauch dieſer Hand, die dir fehlte, gehabt hätteſt, würdeſt du den Säbel gezogen und deinen Beleidiger angegriffen haben; kannſt du das läugnen? In demſelben Momente aber hätten dich ſeine Sclaven zuſammengehauen."

Nahamir. „Ihr ſeid ein ſonderbarer Mann; bald werdet Ihr mich glauben machen, daß ich ein Günſtling der Vorſehung bin. Nun, ich überlaſſe Euch meinen Höcker, mein Auge, mein Bein und meine Hand, wenn mir wenigſtens Zuleika geblieben wäre."

Der Greis. „Dein Weib hätte in der Folge ihrer Ehre zuwider gehandelt, und der nagende Wurm des Grames würde deine übrigen Lebenstage verbittert haben."

Nahamir. „Aber meine Kinder?"

Der Greis. „Danke dem Propheten, daß ſie unter dem ſteinernen Turban ruhen, denn ſie würden den Untergang des Osmaniſchen Reiches bewirket haben."

Nahamir. „Aber meine Reichthümer, meine Juwelen?"

Der Greis. „Wenn du reich geblieben wäreſt, hätteſt du nach deinem Schickſale einen übeln und abſcheulichen Gebrauch deines Goldes gemacht. Dein Herz wäre verdorben und fühllos geworden gegen die Leiden deiner Nebenmenſchen. Du hätteſt dich allen Ausſchwei-

fungen, allen Lastern überlassen, mit Einem Worte, du würdest ein Auswurf der Menschheit geworden sein."

Nahamir. Der Himmel hat mir aber nun Alles geraubt, was hat er mir dafür gelassen?"

Der Greis. „Die Tugend, — du hast dir keinen Vorwurf zu machen, du fühlest keine Gewissensbisse. Dieses Gefühl ist der größte Schatz der Sterblichen."

Hierauf legte ihm der Greis die Hand über das eine Auge, und Nahamir übersah einen Augenblick alle jene unzähligen Übel, die aus dem größten Theile jener Dinge entspringen, welche die Menschen als Glücksgüter betrachten; er sah all' die traurigen Schicksale, denen die Sterblichen unterworfen sind, und die Mittel, welche angewendet werden, diese zu verhindern.

„Nun, wagst du es noch, dich zu beklagen?" fragte der Greis, und seine Runzeln verzogen sich und verschwanden. Die Majestät eines Genius thronte auf seiner Stirne, ein blendender Schimmer umfloß seine jugendliche, schöne Gestalt, welche sich gleich einer riesigen und prächtigen Ceder erhob, aus seinen Augen sprühten Blitze; kurz, ein Genius aus Mahomed's Paradies zeigte sich in seinem vollstem Glanze. Nahamir stürzte mit dem Angesicht zur Erde, und der Verklärte sprach:

»»Bleib' auch künftig rein von Schuld,
Nahamir, — und mit Geduld
Leide, bis die Bahn vollendet;
Deine Palme winket dort!
Denk' an des Propheten Wort,
Der mich, dir zum Trost, gesendet.««

Der Genius entschwand, und Nahamir, nachdem er zum letzten Male gemurrt hatte, setzte sich wieder auf seinen Bettelstein, und dankte dem Himmel, daß er ihm Weib, Kinder und Reichthum genommen, und ihn höckerig, einäugig, lahm und einarmig werden ließ.

Greif an den Stein.

Österreich'sche Sage.

In Österreich am Donaustrand, am hohen Bergesgipfel,
Da schaut ein altes Schloß herab, im Schatten grüner Wipfel.
Das alte Schloß ist Greifenstein, und was sich dort begeben,
Das will ich Euch im schlichten Ton, zu künden mich bestreben.
Fitzinger.

In einem Schlosse an dem herrlichen Ufer der Donau hauste vor Zeiten Ritter Reinhard, ein rechtlicher aber starrsinniger Mann, frei und unabhängig, und gleich den meisten Edlen seiner Zeit, nur der Jagd und der Fehde lebend. Den größten Gegensatz sowohl zu der rauhen Gemüthsart als dem verwilderten Äußern Reinhards aber bildete seine Tochter Etelina.

Sie war es würdig, der Stern und die Zierde seines Hauses genannt zu werden, und die Minnesänger priesen sie als das schönste Mägdlein in ihren Liedern, so zwar, daß der Ruf von ihrem Liebreiz, von ihrer Zucht und Magdlichkeit durch alle Gauen Österreichs sich verbreitete.

Auch Reinhard konnte sein Töchterlein nicht ohne ausnehmendes Wohlgefallen betrachten, und da ihm das Glück nicht geworden war, sein Geschlecht in einem männlichen Sprossen fortblühen zu sehen, und Etelina die einzige Frucht seiner Ehe war, so beschloß er, mindestens diese mit einem der mächtigsten und reichsten Edeln seines Vaterlandes zu verbinden, und so seinen Stamm auf eine diesem würdige Weise zu verzweigen.

In Reinhards Schlosse lebte zu jener Zeit noch ein alter Diener, Emmerich genannt, den schon der Vater des Burgherrn als Castellan in dasselbe aufgenommen hatte. Dieser ehrwürdige Greis mußte der Gattin Reinhards auf dem Sterbelager geloben, ihr Töchterlein mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen, denn wohl wußte sie, daß ihr Gemal, immer in Fehden und Streit mit der Nachbarschaft verwickelt, wenig Zeit auf die Erziehung desselben verwenden würde.

So war unter der väterlichen Huth des wackern Emmerich das Kind nun herangeblüht zur lieblichen Jungfrau, und immer schöner entfaltete sich die reizvolle Blume unter Aufsicht ihres sorgsamen Pflegers, bis der Kummer einer geheimen und hoffnungslosen Liebe den Schimmer ihrer Wange bleichte.

Etelina hatte nämlich eine stille aber desto heftigere Leidenschaft zu einem jungen Edelknecht ihres Vaters, Namens Rudolf, gefaßt, dessen jugend-

liches Herz jedoch nicht minder für die Tochter seines Herrn erglühte.

Lange Zeit verbargen Beide ihr Geheimniß in ihrem Innern; als aber Reinhard einstmals wieder von seinem Herde abwesend, in einer Fehde mit dem benachbarten Kreuzensteiner begriffen war, und die Liebenden daher Gelegenheit hatten, sich öfter als sonst zu sehen und zu sprechen, da vermochten sie dasselbe nicht mehr in ihrem Innern zu verschließen, und alles Übrige außer sich vergessend, schwuren sie sich Liebe und Treue bis in den Tod.

Natürlich konnte diese gegenseitige Zuneigung auch dem scharfsichtigen Auge des erfahrenen Emmerich kein Geheimniß bleiben, und mit aller Beredsamkeit versuchte er, Etelina und Rudolf die schrecklichen Folgen dieser unseligen Neigung und aller daraus erwachsenden Übel vorzustellen. Zu spät; seine Vorstellungen hatten nur die Erklärung ihres beiderseitigen Vergehens zur Folge.

Nun gab es kein anderes Mittel, die Liebenden vor der Wuth Reinhards und ihrem Untergange zu retten, als Flucht, welche sie um so schneller zu bewerkstelligen sich veranlaßt sahen, da zu selber Zeit ein Bote von ihrem Vater, der sich eben an dem Hoflager zu Wien aufhielt, mit der Nachricht in dem Schlosse

ankam, daß dieser nächster Tage mit dem Eidam, den er für Etelina erkoren, daselbst eintreffen würde.

Als daher Alles in der Burg schlief, führte sie Emmerich selbst, ungeachtet seines Alters, durch einen Erdgang in den Wald hinaus, und verbarg sie dort in einer Niemand außer ihm bekannten Felsenhöhle, deren Eingang sie dicht mit Waldgezweig und Strauchwerk verdeckten, worauf er sie mit dem Versprechen verließ, ihnen jede Nacht die nöthigen Lebensmittel selbst herbeizubringen, und alles zur Versöhnung mit Etelinens Vater anzuwenden.

Kaum angelangt von einer seiner nächtlichen mühseligen Wanderungen, hörte er den Thurmwächter in das Horn stoßen, die Zugbrücke rasselte nieder, und an dem wüthigen Hineinbrausen der Rosse erkannte er sogleich in dem Reiter den Burgherrn.

Herr Reinhard war mit seinem künftigen Eidam in den Waffensaal getreten; verwundert, daß seine Tochter ihm nicht, wie sie es sonst zu thun pflegte, entgegen eilte, frug er die Diener, wo sich Etelina befinde, allein keiner von ihnen wußte ihm hierauf Antwort zu geben. Verlegen stotterten sie, das Fräulein schon mehrere Tage hindurch nicht gesehen zu haben. Als er aber auch erfuhr, daß Rudolf, sein Leibpage verschwunden sei, da erwachte ein gräßlicher Argwohn in seiner Brust. Vergebens durchspürte er je-

den Winkel des Schlosses, vergebens suchte er dem greisen Emmerich ein Geständniß zu entlocken und endlich zu erzwingen; standhaft bewahrte der edle Greis sein Geheimniß.

Da gab es aber für die Wuth Reinhards keine Gränze mehr; er überhäufte den Castellan mit den bittersten Schmähungen und befahl den Knechten, ihn in das Verließ der Burg hinabzulassen, aus welchem er nicht früher, als bis er Alles, was er von der Flüchtigen wisse, bekannt habe, befreit werden sollte; an Etelina und ihrem Verführer aber schwur er Rache zu nehmen, wo er sie finden würde, und sollte er ihnen jemals vergeben wollen, so möge ein schneller Tod den Bruch dieses Schwures rächen, und sein Geist keine Ruhe finden in der Gruft seiner Ahnen.

So waren nun Monde um Monde verstrichen, der Bräutigam ohne Braut war lange schon wieder heimgezogen von dem Donauschlosse, und der alte Emmerich schmachtete noch immer in dem grausen Felsendunkel seines Kerkers. Rudolf und Etelina aber, welche Anfangs, obwohl vergebens, auf den Castellan mit den versprochenen Nahrungsmitteln harrten, befanden sich nun in der größten Kümmerniß, und sahen sich gezwungen, ihren Hunger an den sparsamen Früchten und Beeren der Wildniß zu stillen; und so war auch die Stunde gekommen, in welcher Etelina Mutter werden sollte. Ohne Beihülfe, ohne Pflege,

in gänzlicher Ergebung in den Willen des Herrn, ge
nas sie eines munteren, gesunden Knäbleins.

Noch größere Angst aber als Rudolf un
Etelina marterte ihren Pflegevater in dem Burgver
ließe. Mit unsäglichem Bangen gedachte er immer a
die Verlassenen, die in ihrer Wüste nun dem wahr
scheinlichen Hungertode preisgegeben sein mochten.

Seine einzige Zerstreuung in seiner freudenlose
Einsamkeit war eine Schlange, die er zähmte, und m
welcher er sein karges Mahl theilte, und stundenlan
mit ihr kos'te und spielte.

Als aber die Schlange immer mehr zunahm a
Größe, und immer mehr der Nahrung forderte zu
Sättigung, da sah er sich gezwungen, auch diese, sein
einzige Freundin, mit seinem Stabe zu erschlagen.

Schon färbte der Spätherbst die Gipfel des Kahle
berges mit gelben und rothen Tinten, und die Blume
waren alle von den Fluren verschwunden, bis auf d
traurige Sternblume; auch die munteren Sänger d
Waldes waren fortgezogen in wärmere Himmelsstrich
als Herrn Reinhard eine Bärenjagd in die Näh
jener Felsenhöhle brachte, in welche seine Härte d
beiden Liebenden getrieben hatte. Sein Zorn war b
reits durch die Zeit gemildert, und hatte einer bitte

Wehmuth Platz gemacht, die dem rauhen Herzen dieses Mannes bis jetzt fremd geblieben.

Immer hatte er das Bild seiner Tochter, seiner geliebten Etelina, vor Augen. Eben jetzt hatte er ihrer wieder gedacht, als es in dem Gezweige rauschte, und eine braune, sonnenverbrannte Mannsgestalt, mit langen struppigen Haaren, halb in alte Lappen, halb in Thierfelle gehüllt, vor ihm stand, eine gewaltige Keule in ihrer Rechten.

Der Ritter wußte nicht, was er von dieser seltsamen Erscheinung denken sollte, und glaubte schon ein Waldgespenst zu sehen, wie es der Aberglaube jener Zeit in den Wildnissen hausen, und den Wanderer verlocken ließ. Die Gestalt winkte ihm zu folgen. Mit pochendem Herzen schritt ihr Reinhard nach; da führte ihn der Mann mit der Keule durch die Wildniß fort, zu der Felsenhöhle der Liebenden, und riß das Gestrippe hinweg, welches den Eingang derselben verdeckte. In dieser Höhle lag, ebenfalls in Thierfelle gehüllt, ein Weib mit gramgebleichten Wangen, ein Knäblein im Schooße, und nagte an den Gebeinen einer erschlagenen Wölfin.

„Sieh hin, Reinhard", rief jetzt der Mann in dem Thierfelle, „das ist deine Tochter Etelina, und hier, Rudolf, dein Edelknecht; nun richte

über uns; der dort oben wird dich richten in der letzten Stunde deines Lebens."

Reinhard starrte lange sprachlos auf die Jammergestalt seiner Tochter, gewaltig hob sich seine Brust und rang in dem Kampfe von streitenden Gefühlen, endlich aber siegte das Vaterherz; heiße Thränen rollten über die gefurchten Wangen des Ritters, weit aus breitete er seine Arme, mit erstickter Stimme Vergebung rufend, und seine Kinder flogen mit dem Enkel, der freundlich dem blanken Rittersmann die Ärmchen entgegen streckte, an seine Brust.

Hastig ergriff hierauf Reinhard sein Harsthorn, und ließ es laut erschallen durch die Wildniß, und sieh, da kam es herangesprengt und gerannt durch Dick und Dünn, denn Alles meinte, der Herr habe einen guten Fang gethan; aber erstaunt hörten sie nun aus seinem Munde, wie er seine Kinder wieder gefunden, und noch erstaunter, daß er ihnen verziehen habe.

Ein lautes Jubelgeschrei erscholl durch die Klüfte hin, und endigte nicht früher, als bis der Jägertroß die Wiedergefundenen und Freudigversöhnten im Triumphe in die Burg gebracht hatte.

Kaum hier angelangt, beschloß der Burgherr sogleich, den treuen Emmerich, nach welchem sich

Etelina und Rudolf in sorglicher Haft erkundigt hatten, und den sie als ihren Retter und Erhalter priesen, zu befreien.

Er eilte selbst aus dem Saale, in welchem eben der Versöhnungsbecher geleert wurde, um ihn aus dem Kerker in den freudigen Kreis der Seinen zu holen. Schon hatte er die Treppe erreicht, die in den Burghof führte, da strauchelte sein Fuß, und er stürzte die steile Höhe herab. Der Schrei, den er bei dem Sturze ausstieß, rief sogleich alle Schloßbewohner herbei, allein zu spät; Reinhard lag todt am Ende der Treppe, seine rechte Hand krampfhaft an den Schlußstein derselben geklammert, ein Opfer seines übereilten Schwures.

Seit dieser grauenvollen Begebenheit, erzählten sich die Bewohner der Umgegend, soll Reinhards Geist des Nachts in dem Schlosse umherirren, und manchem dort übernachtenden Wanderer verkündet haben, er werde erst dann die Ruhe finden, wenn der Stab, mit welchem Emmerich die Schlange erschlagen hatte, und den er, als man ihn seiner Haft entledigte, zum Denkmal in einen Eisenring seines Kerkers gehangen, aus demselben ohne Zuthun einer Menschenhand fallen werde, und der Stein an der Treppe, an welchen sich seine Hand im Todeskrampfe geklammert hatte, verwittert sein würde.

Die Nachkommen Etelinens und Rudolfs machten es daher zum Gesetze, bei jedesmaligem Eintritte in die Burg, den verhängnißvollen Stein mit der Hand zu berühren, und nannten die Burg von jener Zeit an den Greifenstein. (Greif an den Stein.)

Hans in der Schule.

Oberösterreich'sche Sage.

Halt allwei zimmt mi, allawei
A weng geht's gfahlt bei mir,
Dö junga Jahrl gehn vabei,
Und gscheida wir i nir.

F. Stelzhammer.

In einem armseligen Dörfchen lebte ein Mann, Namens Hans, mit seinem Weibe, oder vielmehr lebte ein Weib mit Hans, seinem Manne, da auf der Ärmsten allein die ganze Sorge der Haus- und Feldwirthschaft lag, der gute Hans aber hingegen alles verkehrt machte, was er nur angriff, und dadurch den Beinamen: „der dumme Hans" erhielt.

Eines Morgens sagte Grethe, (so hieß Hansens Weib) zu ihrem Manne: „Hans, du mußt dich sogleich aufmachen, und die Milch in die Stadt tragen, ich habe die Kübel schon alle in die Butte gestellt. Sieh aber, daß du nichts verschüttest, und sie zu gutem Preise an Mann bringst."

„Ei, dafür will ich wohl sorgen," dachte sich Hans, nahm die Butte auf die Schulter, und trollte sich mit derselben seines Weges.

Wirklich war er schon eine gute Strecke fortgewandert, und die Kirchthürme der Stadt blickten ihm bereits freundlich über die letzten Hügel entgegen, als er vor sich etwas Schimmerndes auf dem Straßenwege erblickte.

Hans ging darauf zu, und sah eine kleine Silbermünze auf der Erde liegen. „Ein gutes Zeichen," dachte er und bückte sich, das Geldstück aufzulesen, aber — o Himmel, er hatte ganz vergessen, daß er die Butte mit den Milchgefäßen auf dem Rücken trug, und Kübel um Kübel kollerte mit weißen Milchströmen über den Kopf hinüber.

Hans meinte im ersten Augenblicke, die Welt ginge zu Grunde, so unversehens brach das Spektakel über seinem Haupte los; als er aber die Ursache desselben merkte, wurde ihm nicht wohl zu Muthe, noch mehr aber ärgerte er sich, als er sah, daß das vermeinte Geldstück nichts weiter als ein abgerissener Knopf sei.

„Ach, was wird Grethe wieder sagen," dachte er, indem er sich hinter den Ohren kratzte, „wenn sie dieses neue Unglück erfährt?"

Es blieb ihm jedoch nichts übrig, als die leeren Kübel zusammenzuholen, und ohne Milch und ohne Geld wieder zurückzukehren.

Die Strafpredigt, welche ihm Grethe bei der Heimkunft über seine Unvorsichtigkeit gehalten hatte, war bereits lange wieder vergessen, als sie ihn abermals in die Stadt schickte, um frische Butter und gepöckel-

tes Fleisch einem Pathen als Nahmenstaggeschenk zu überbringen.

„Mach' es aber dießmal klüger als sonst," sprach sie, „und nimm einmal deine fünf Sinne zusammen."

„Ich werde schon," brummte Hans, nahm den Korb mit Fleisch und Butter, und eilte singend und wohlgemuth dem Ziele seiner Wanderung entgegen.

Er war aber dießmal nicht sehr weit gekommen, als es in einem nahen Busche rauschte, und ein ziemlich großer Pudelhund aus demselben hervorsprang.

Hans, welcher außer den Haushunden in seinem Dörfchen noch keinen anderen Hund gesehen hatte, wurde von einem panischen Schrecken befallen, denn er vermeinte nichts anderes, als ein Löwe stünde vor ihm. Er hielt es also für das Beste, wenn er ihm, um sich zu retten, Fleisch und Butter vorwürfe.

Wie gedacht, so gethan. Hans warf ihm rasch Butter und Schinken hin, und sah zu seiner Freude, daß der vermeintliche Löwe keine weitere Notiz von ihm, wohl aber desto größere von den vorgeworfenen Leckerbissen nahm, über welche er mit wahrem Löwenhunger herfiel.

Sich glücklich preisend, sein Bischen Leben gerettet zu haben, lief er nun, so schnell er konnte, nach seiner Hütte, und erzählte seinem Weibe das Vorgefallene.

Wer aber schildert sein Erstaunen, als ihm dieses erklärte, daß das Thier, welches ihm begegnet, kein Löwe, sondern ein Pudel gewesen sei, und daß er abermals einen dummen Streich gemacht.

Ganz betrübt darüber, daß ihm doch alles so verkehrt ausfiele, nahm er Tags darauf, auf den Befehl seines Weibes, die Hacke, und ging in das nahe Wäldchen, um Holz zu hauen. Dort angelangt, hatte er sich einen schönen, starken Baum ausgesucht und hieb muthig darauf los. Er hatte bereits die untersten Äste abgehauen, und dachte nun auch die obern wegzuschlagen.

In dieser Absicht kletterte er an dem Baumstamm hinauf, und setzte sich auf den ersten starken Ast, der er erreichen konnte, kaum aber hatte er angefangen, mit seiner Hacke nach dem Ende desselben, wo dieser an dem Baumstamm angewachsen war, loszuhauen als er plötzlich eine Stimme unter sich vernahm. Hans blickte hinab, und sah einen Jägersmann, den er noch niemals gesehen hatte."

„Ei Hans," sprach dieser, „wenn du also fortfährst zu hauen, wirst du vom Baume herunterfallen."

„He he," lachte Hans, „woher wißt Ihr denn das, seid ihr etwa ein Wahrsager?"

„Zuweilen," antwortete der Jäger.

„Wenn Ihr ein Wahrsager seid", fuhr Hans fort, „so könnt Ihr mir ja auch sagen, wann ich sterben werde, das möchte ich gar gerne wissen."

„Das kann ich wohl," sprach der Jäger, welcher seinen Mann sogleich erkannte, und sich mit ihm einen Spaß machen wollte.

„Bitte, bitte, sagt mir es doch," rief Hans.

„Antworte früher auf meine Frage," sprach jener: „Niesest du auch zuweilen?"

„O ja," antwortete Hans, „so oft ich in die Sonne sehe."

„Das ist ein schlimmes Zeichen," sprach der Jäger wieder. „Wisse also, daß du dann sterben wirst, sobald du wieder drei Mal nach einander niesest."

„O weh," seufzte Hans, „da bin ich ja schon so viel als halbtodt zu nennen."

Hierauf hatte sich der Jäger unter lautem Lachen entfernt. Hans aber dachte sich: „Ei, wer weiß ob der Kerl wirklich ein Wahrsager ist", nahm darauf wohlgemuth seine Hacke zur Hand, und fing seine Arbeit wieder von vorne an. Nach wenigen Schlägen war der Ast durchgehauen und fiel zur Erde, aber mit ihm auch zugleich der arme Hans, der auf ihm gesessen hatte.

„Jetzt ist er doch ein Wahrsager," seufzte er, las sodann sein Holz zusammen, und schlich mit demselben, ganz kleinmüthig über sein nahes Ende, seiner Hütte zu.

„Was hat denn der Dummkopf wieder?" fragte ihn sein Weib, als er trübselig in die Hütte trat.

„Ach, mit mir ist es aus," sprach Hans unter heftigem Schluchzen, „mein Sterbestündlein ist vor der Thüre, ein Jäger hat es mir prophezeit."

„Du bist ein Narr und der Jäger ein Spaßvogel," erwiederte das Weib.

„Ja, das habe ich mir Anfangs auch gedacht, aber als er mir prophezeite, daß ich von dem Baume herunterfallen würde, und ich darauf wirklich herabfiel, da habe ich es eingesehen, daß der Jäger ein Wahrsa-

ger war, du wirst schon sehen, daß auch das andere zutreffen wird."

„Setze dir nicht solche Albernheiten in den Kopf," erwiederte Grethe, „du kannst vor Dummheit nicht sterben!"

„Ach, das wäre das erste Mal," seufzte Hans, „daß meine Dummheit zu etwas in der Welt gut wäre."

Tags darauf sprach Grethe: „Hans, du mußt diesen Sack voll Korn in die Mühle tragen, um es mahlen zu lassen."

„Gut," sagte Hans, nahm den Sack auf den Rücken, und ging nach der Mühle.

Er war sehr traurig den ganzen Weg entlang, denn er dachte immer daran, daß er bald sterben würde. Jetzt hatte er einen Steig erreicht, welcher über einen kleinen Hügel zur Mühle hinanführte. Hans stieg langsam mit dem Sacke aufwärts, bemerkte aber im Hinaufsteigen zu seinem nicht geringen Schrecken, daß ihm die Sonne gerade in das Gesicht schien, und der Gedanke, daß er niesen müsse, trieb ihm den Angstschweiß in hellen Tropfen aus der Stirne. Wirklich war er kaum einige Stufen hinangestiegen, als die Sonne ihre Wirkung an ihm zeigte, und Hans gewaltig zu niesen begann. Er blieb eine Weile betroffen stehen, stieß dann einen schweren Seufzer aus, stieg langsam wieder weiter, aber nach einem kurzen Zeitraume mußte er, so sehr er es zu verhindern suchte, abermals niesen.

„Das ist mein letzter Gang!" stöhnte Hans und stieg abermals weiter; aber nicht lange, so nieste er zum

dritten Male, stürzte aber auch zugleich vor Schrecken nieder, wodurch der Sack von seinen Schultern fiel und den Steig hinab kollerte.

Hans dachte nun bei sich: „Jetzt bin ich todt!“ und blieb regungslos liegen. Der Sack aber war durch den Fall aufgesprungen, und bald hatten sich die Schweine des Müllers bei demselben eingefunden, und schmausten weidlich von dem abgeschütteten Korne.

Grethe hatte indessen zu Hause immer auf ihren Hans gewartet, aber dieser wollte nicht kommen. Schon war es Abend geworden, und Hans noch immer nicht zu Hause, da dachte sie: „Der hat gewiß wieder einen dummen Streich gemacht,“ und lief nach der Mühle, um zu sehen, warum doch ihr Hans so lange außen bliebe.

An dem Mühlensteig aber angelangt, sah sie nicht ohne Schrecken ihren Hans wie leblos auf der Erde liegen. Sie rüttelte ihn und rief: „Hans! Hans! Was ist dir begegnet?“

„Ach, liebe Grethe,“ schluchzte Hans, „siehst du denn nicht, daß ich todt bin?“

„Ein Narr bist du,“ rief Grethe, „aber nicht todt; rasch, stehe auf und schäme dich, daß du so albern bist.“

„Aber ich habe ja drei Mahl genieſt,“ sprach Hans.

„Das magst du immerhin gethan haben,“ erwiederte Grethe, „aber du sprichst ja und hörst und siehst, und ein Todter kann weder sprechen, noch hören und sehen.“

„So bin ich nicht todt?“ fragte Hans ganz erfreut.

„Wenn wir zu Hause sind, soll dich mein Küchenbesen überzeugen, daß du lebst.“

„Ach, du lieber Himmel,“ rief Hans, „ich will ja gerne alles leiden, weil ich nur wieder lebe.“

„Aber wo hast du denn den Sack mit dem Korn, den du in die Mühle tragen solltest? — ist das Korn schon gemahlen?“ fragte Grethe weiter.

„Den Sack, ja den Sack,“ stotterte Hans bestürzt, „der ist mir, als ich das dritte Mal niesen mußte, von den Schultern gefallen, und wahrscheinlich den Steig hinabgerollt.“

Da schlug Grethe die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ach du Dummkopf, nun ist wohl all' das schöne Korn verloren!“ Zugleich lief sie den Mühlensteig hinab, aber sie kam zu spät und fand nichts mehr als die leeren Hülsen, denn das Korn hatten die Schweine rein aufgefressen.

Voll Zorn über die unverbesserliche Dummheit ihres Mannes, eilte sie nun, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, nach Hause; als er aber nachgeschlichen kam in die Stube, ergriff sie versprochener Massen das benannte Korrektionswerkzeug, und wußte es so nachdrücklich auf Hansens Rücken zu appliziren, daß er durchaus an seiner Existenz nicht mehr zweifeln konnte, so gern er es auch jetzt gethan hätte.

Einige Tage darauf wollte Grethe den gesammelten Honig nach der Stadt zum Verkaufe an ihre gewöhnlichen Kunden schicken, getraute sich aber nicht ih-

em Hans zu ſagen, daß Honig in dem Gefäße ſei, in der Furcht, er möchte davon naſchen.

Sie gab ihm daher das Gefäß mit dem Honig, und ſagte zu ihm: „Hans, trage dieſes Gefäß in die Stadt, und überliefere es dem Kaufmann, welcher uns gewöhnlich den Honig abnimmt. Es iſt aber dieſes Mal kein Honig, ſondern ein furchtbares, ſicher tödtendes Gift.“

„Gift?“ fragte Hans erſchrocken.

„Ja Gift,“ erwiederte Grethe.

„Der Kaufmann weiß es auch ſchon, daß er welches von dir zu bekommen hat, darum beeile dich nur und ſieh, daß das Gefäß ſo ſchnell als möglich in ſeine Hände kommt.“

„Er ſoll es in kürzeſter Friſt erhalten,“ ſprach Hans, nahm das Gefäß und trollte ſich mit demſelben fort.

Auf dem Wege nach der Stadt aber kamen ihm ganz ſonderliche und ſchwermüthige Gedanken. „Es iſt doch ein wahrhaftes Unglück mit dir,“ dachte er ſich, „was du nur angreifſt, mißlingt dir, und wenn du dir auch vornimmſt, keinen dummen Streich zu machen, ſo iſt doch, bevor du dir's nur verſiehſt, ſchon wieder einer geſchehen. Das Beſte für dich wäre es, wenn du todt wäreſt, dann würdeſt du wenigſtens keinen dummen Streich mehr machen. — Wie wäre es, wenn ich jetzt dieſes Gift hier verzehrte, dann wäre alles Leiden zu Ende. Friſch Hans, dir iſt nicht anders zu helfen,“ rief er jetzt, in lautes Weinen ausbrechend, „iß zu deinem Tod in dich hinein, das iſt das Klügſte!“

Nach diesem Monologe begann er unter heftigem Schluchzen tapfer von dem Honig zu essen, und aß, so lange noch ein Stückchen desselben in dem Gefäße übrig war.

Endlich hatte er alles aufgezehrt, und ging nun langsam und in der vollsten Überzeugung, daß er sich vergiftet habe, nach Hause. Nicht wenig wunderte es ihn jedoch, als er bereits eine halbe Stunde fortgewandert war, daß das Gift noch immer seine Wirkung an ihm nicht äußern wolle, da er doch dasselbe in solcher Menge zu sich genommen.

Endlich aber gelangte er zu seiner Hütte, und trat traurig in die Wohnstube.

„Nun, hast du das Gift dem Kaufmann übergeben?" fragte Grethe.

Hans schüttelte mit dem Kopfe und setzte sich auf die Ofenbank.

„Nicht," schrie Grethe, „so hast du es wieder zurückgebracht?"

Hans schüttelte abermals mit dem Kopfe.

„Auch nicht?" fragte Grethe mit glühenden Wangen, „wo hast du es also hingethan?"

„Ich habe es gegessen," antwortete Hans mit dumpfer Stimme.

„Gegessen?" fragte Grethe versteinert.

„Ja," antwortete Hans, „ich bin meiner Dummheit müde, und habe mich selbst vergiftet."

„O du Ausbund aller Dummköpfe!" rief Grethe. „Nein, das ist zu viel! verschlingt der Tölpe den ganzen vortrefflichen Honig!"

„Honig?“ fragte Hans ganz verwundert.

„Nun ja freilich Honig, und zwar den besten, den ich aus den Bienenstöcken genommen, hast du gegessen. Ich sagte dir, es sei Gift, damit du nicht nach deiner saubern Gewohnheit davon naschen möchtest, und nun hast du den ganzen Honig aufgezehrt!“

„Also bin ich nicht vergiftet?“ fragte Hans, den sein heroischer Entschluß doch wieder gereut haben mochte, mit neuer Freundlichkeit, „ich werde also nicht sterben?“

„Besser wäre es, du stürbest, wenn du schon nicht klüger werden willst. Aber das muß anders werden,“ fuhr Grethe fort, „und zwar von morgen angefangen, du mußt in die Schule gehen.“

„Was?“ stotterte Hans, auf das Heftigste erschrocken, „ich in die Schule?“

„Ja“, erwiederte Grethe, „ich werde jetzt gleich zu dem Schullehrer gehen und mit ihm sprechen, daß er vor allen andern ein vorzügliches Auge auf dich habe.“

„Aber bedenke nur, Grethe“, versetzte Hans bittend, „ich soll unter die kleinen Kinder?“ —

„Da hilft nichts, du mußt vom Grunde aus anfangen, sonst bringst du die Dummheit niemals mehr aus dir.“

„Ach Grethe, du wirst sehen, es ist zu spät!“

„So sprechen alle dummen Leute, die nichts lernen und nur auf dem Faulpelz liegen wollen. Es ist niemals zu spät, wenn es auch eine größere Mühe erfordert als in der Jugend.“

„Aber Grethe", flehte Hans.

Grethe aber hörte nicht auf ihn und eilte schnurstracks zu dem Schulmeister des Dorfes, welchem sie ihr Anliegen vorbrachte.

Der Schulmonarch wunderte sich nicht wenig, als er hörte, welch einen alten Schulknaben er unter seine Zucht bekommen sollte, doch zeigte er sich nicht abgeneigt, Hansen aufzunehmen, und versprach Grethen alles zu thun, was in seinen Kräften läge, um ihren Mann auf den rechten Weg zu bringen.

Einigermassen getröstet, ging Grethe nach Hause, und verkündete ihrem Hans, daß bereits alles in die Ordnung gebracht sei, und er mit dem nächsten Tage in die Schule gehen müsse, worüber der arme Hans ganz melancholisch wurde.

Als der Morgen angebrochen war, und Grethe die ersten Nachbarkinder mit ihren Fibeltäfelchen und Büchern an ihrem Fenster vorübergehen sah, rief auch sie ihrem Manne: „Hans! Hans! es ist Zeit in die Schule zu gehen. Sieh, alle Kinder sind schon auf dem Wege."

Hierauf nahm sie die Fibel, die sie Tags vorher von dem Schullehrer gekauft hatte, steckte sie Hansen unter den Arm, und schob ihn zur Stubenthür hinaus. Hans mochte nun wollen oder nicht, er mußte in die Schule.

Die kleinen Kinder, unter welche der Schullehrer Hansen setzte, ergötzten sich nicht wenig an ihrem neuen Schulgenossen, und hatten tausend Spaß mit ihm. Mit dem Lernen aber wollte es nicht recht vor

wärts gehen, so sehr sich Hans dabei den Kopf zerbrach und sich schämte, wenn der griesgrame Schulde-spot ihm seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, oder ihm gar mit dem gefürchteten Bakulum drohte.

Bereits acht Tage war Hans die Dornenbahn nach der Schule gewandelt, ohne um etwas Merkbares klüger geworden zu sein, ja er hatte sich noch nie so elend befunden als eben jetzt, und fiel sichtbar vom Fleische. Denn nicht genug, daß er vier Stunden täglich mit den andern Dorfkindern in der dumpfigen Schulstube schwitzen mußte, nein, er mußte es sich auch noch gefallen lassen, daß ihm Grethe tagtäglich am Abende seine Lektion abhörte und ihn derb ausschmälte, wenn er sich einen Fehler dabei zu Schulden kommen ließ, und das Erlernte nicht wie ein Staar herzusagen wußte.

„Liebe Grethe, lasse mich doch aus der Schule bleiben, ich bin zu alt, du wirst es sehen, es geht nicht mehr vorwärts," bat Hans aufs Rührendste.

Grethe mochte aber nichts hören und sprach: „Geh' du nur in die Schule, wie sauer es dich auch ankommen mag. Durch die Schule wirst du noch glücklich werden," und Hans mußte wieder seine Fibel nehmen und in die Schule wandeln.

Ein Monat war bereits vergangen, seit Hans die Schule besuchte, als einstmals, da er eben aus dieser nach Hause ging, ein schöner Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, an ihm vorüberrasselte, in demselben Augenblicke aber ein Koffer, welcher hinten an demselben befestigt war, sich ablöste und herunterfiel.

„He! aufgehalten!“ schrie Hans aus Leibeskräften, „ihr habt etwas verloren!“ aber Niemand hörte auf ihn, und der Wagen rollte mit Pfeilesschnelle fort.

Hans besann sich daher nicht lange, lud sich den Koffer, der ein bedeutendes Gewicht hatte, auf die Schultern, und trug ihn nach Hause.

„Was hast du denn da?“ fragte Grethe neugierig, als Hans unter seiner Last keuchend in die Hütte trat.

„Das habe ich gefunden,“ antwortete Hans, „als ich aus der Schule ging. Das Ding fiel von einem Wagen herunter, dem ich wohl nachschrie, aber von Niemand gehört wurde.“

„Laß doch sehen, was darinnen ist,“ sagte Grethe, und Beide versuchten es nun den Koffer zu öffnen, aber ihre Versuche blieben lange fruchtlos, bis sie endlich eine Hacke zu Hilfe nahmen, und den eisenbeschlagenen Deckel gewaltsam auffsprengten.

Voll Erstaunen aber und beinahe erschrocken fuhren beide bei dem Anblicke, welcher sich ihnen jetzt darbot, zurück, denn der Koffer war bis zum Rande mit blanken Thalern und schimmernden Goldstücken angefüllt.

„Ach Grethe, welche Menge Geld!“ rief Hans.

„Wenn dieses alles uns gehörte!“ seufzte Grethe.

„Nu, wem soll es denn sonst gehören,“ sagte Hans und lachte, „habe nicht ich es gefunden?“

„Wenn auch,“ versetzte Grethe, „darum ist es doch nicht unser Eigenthum. Die Leute, welche das

Geld verloren haben, werden gewiß wieder kommen, es abzuholen."

„Ach ja," seufzte Hans, „das werden sie wohl thun."

„Höre Hans," sagte Grethe, „wir dürfen es durchaus nicht läugnen, daß wir den Koffer gefunden haben, und wenn Jemand kommt und dich darum befragt, so mußt du ihm gleich die Wahrheit sagen."

„Je nu, wenn es sein muß, so will ich es schon thun," sagte Hans.

Hierauf schlossen sie den Koffer wieder, ohne nur ein Geldstück herauszunehmen, und stellten ihn in einen Winkel ihrer Hütte.

Nach dem Mittagsessen ging Hans, da eben ein Rekreationstag für die liebe Schuljugend, also auch für Hansen war, nach dem Küchengarten, welcher eine gute Strecke von seiner Hütte entfernt war, um dort Kohl auszunehmen.

Er hatte jedoch noch nicht die hölzerne Gartenplanke erreicht, als er einen rothgekleideten, reichgalonirten Lakai bemerkte, welcher in größter Hast den Weg herangerannt kam, auf welchem Vormittags der Wagen verschwunden war.

„Aha," dachte sich Hans, „der sucht gewiß den verlornen Kasten."

Und in der That winkte der Lakai, als er Hansen ansichtig wurde, diesem mit seinem Sacktuche.

„Was soll es?" fragte Hans.

„Habt Ihr keinen Koffer hier gefunden?" fragte der Lakai, sich den Schweiß von der Stirne trocknend.

„O ja," erwiederte Hans, „als ich in die Schule ging."

„Dummkopf!" schrie der Bediente, in der Meinung, daß ihn Hans zum Besten haben wolle, und eilte des Weges weiter.

„He! so hört doch — es ist ja noch nicht so lange her, daß ich aus der Schule bin!" rief ihm Hans nach, aber wer nicht auf Hansen hörte, und bald aus dessen Augen verschwand, war der eilige Lakai.

„Nu, wenn er durchaus den Koffer nicht mehr haben will," sprach Hans zu sich, „so kann ich ihn wohl auch behalten."

Sodann eilte er nach Hause und erzählte Grethen das Vorgefallene. Grethe aber meinte noch immer, daß die Eigenthümer des Koffers sich melden würden, aber es verging ein Tag nach dem andern, eine Woche um die andere, ohne daß Jemand mehr nach dem verlornen Schatze fragte.

Der Koffer verblieb daher ihr Eigenthum, und machte Grethens Prophezeiung: Hans würde noch durch die Schule sein Glück machen, wenn auch in anderm Sinne, als sie selbst meinte, wahr.

Hans aber wurde nicht viel mehr klüger, und machte seine dummen Streiche nach wie vor, nur daß ihn jetzt, da er so viel Geld besaß, Niemand hierüber wieder zu schmälen wagte, uud man ihn nicht mehr wie vordem, den dummen Hans, sondern immer nur den reichen Hans benannte.

Der Unverwesliche.

Hanseatische Sage.

Zogst den Schläfer aus der Kammer,
Weckteſt ihn aus ſeiner Ruh';
Trag' ihn doch zurück aufs Lager,
Biſt zurück in einem Nu.

F. Bernſtein.

Es mochte ſchon nahe an Mitternacht ſein, als noch drei luſtige Brüder in dem Schenkhauſe zur feinen Mark in Lübeck, unferne der Katharinenkirche, ſaßen, und noch immer dem Grog tapfer zuſprachen.

Dieſe drei durſtigen Geſellen waren der alte Todtengräber vom Katharinenfriedhofe, Namens Graber, der Hochzeit- und Leichenbitter Schneeweiß, und der Küſter an der eben erwähnten Kirche, Falſarius.

Der Todtengräber hatte ſeinen beiden Gefährten eben mehre ſchauerliche Ereigniſſe erzählt, welche ſich, während er ſeinem nächtigen Berufe als Grabbeſorger vorſtand, zugetragen hatten, und worunter freilich ſo manches lief, welches dem herrſchenden Aberglauben in der Hanſa entſprang, und nun für bare Münze gelten mußte, demungeachtet ſeine volle Wirkung auf die beiden Zuhörer machte.

„Daß es seine Richtigkeit hat," fuhr der erzählende Todtengräber im Flusse seiner Rede fort, „daß auch noch den Sünder in seinem Grabe die Zuchtruthe der ewigen Gerechtigkeit zu finden weiß, daran ist nicht mehr zu zweifeln, hatten wir doch drüben in der Katharinenkirche einen offenkundigen Beweis an dem sogenannten Unverweslichen, wie ihn die Leute nannten. Du wirst dich der Geschichte noch erinnern?" fragte er den Küster.

„Nicht so ganz," antwortete Falsarius, „obwohl ich die Stelle genau zu finden weiß, an welcher sein Sarg sich befindet."

„Erzähle doch," sprach der Leichenbitter, „was hat es für eine Bewandtniß mit ihm?"

„Nun seht," begann Graber, „dieser Unverwesliche war einmal ein reicher, mächtiger Graf, welcher sich ganz und gar einem ausschweifenden und gottlosen Lebenswandel hingab, und dadurch seine Eltern in die tiefste Betrübniß setzte.

Vergebens ermahnten ihn diese, die Bahn des Lasters zu verlassen, sein Ohr blieb für ihre Ermahnungen verschlossen, so wie sein Herz für ihr Flehen.

Unausgesetzt häufte der Mißrathene Verbrechen auf Verbrechen, so, daß seine Eltern einen Fluch über ihn ausstießen, und endlich aus Gram in die Grube fuhren."

„So ist es," bemerkte der Küster, „sie liegen Beide hinter dem Hochaltare der Katharinenkirche begraben, wo auch ihr Leichenstein zu sehen ist."

„Der unnatürliche Sohn aber nahm ſich dieſes wenig zu Herzen, und lebte nach wie vor, ſein Gewiſſen durch Saus und Braus betäubend.

Kaum aber war ein Jahr nach dem Tode ſeiner Eltern verfloſſen, ſo ſtarb auch der wilde Geſelle eben ſo unerwartet als plötzlich, und wurde in derſelben Kirche, aber in der ſogenannten Todtenkapelle zur Rechten des Eingangs beigeſetzt.

Niemand achtete des Verſtorbenen weiter, und ſein Gedächtniß erloſch unter den Lebenden, bis etwa fünfzig Jahre darauf ein zufälliges Ereigniß ihn und ſeine Frevel dem Volke wieder in das Gedächtniß rief.

Es geſchah nämlich um dieſe Zeit, daß ſein Sarg von Leichenräubern erbrochen wurde, welche aber voll Entſetzen über den Anblick, der ſich ihnen darbot, entflohen, ohne ihren Raub vollführt zu haben.

Sie fanden nämlich den Grafen noch gänzlich unverſehrt, als ob er eben erſt in das Grab verſenkt worden wäre, doch war ſein Haar emporgeſträubt, ſein Antlitz wie vom tiefſten Todesſchmerz verzerrt, und das Auge offen und ſtarr.

Das Gerücht von dieſer Erſcheinung verbreitete ſich durch ganz Lübeck, und Niemand verließ die Hanſeſtadt, ohne den Unverweslichen geſehen zu haben.

Da ergab es ſich nun, daß in einer Nacht, ſo wie heute, mein früherer Vorgänger, der Todtengräber vom Katharinenfriedhofe mit dem damaligen Küſter und mehren Befreundeten hier in der feinen Mark ſaß, wie wir jetzt da ſitzen. Sie waren luſtig und guter Dinge,

und wußten sich besonders groß mit ihrer Unerschro
heit zu machen."

„Bei allen Todtenschädeln, die unter me
Spaten kamen," rief mein Vorgänger, dem der C
bereits stark zusetzte, „ich habe schon manche P
meines Muthes gegeben, und wenn ihr zwei Th
stücke daran setzt, so steige ich jetzt noch in die Ka
rinengruft hinab, und stoße dieses Messer in den
ten Sarg."

„Pah, das ist nichts," lallte der Küster, „ich
he hinüber in die Todtenkapelle, und gieße dem Un
weslichen dieses volle Glas in das Maul."

„Wettet ihr um drei Drittelstücke," nahm hie
das Dienstmädchen das Wort, „so hole ich euch
Unverweslichen selbst herüber."

„Du?" riefen die Zecher, wie aus einem M
de, „haha, du hast das Herz dazu!"

„Hier ist mein Drittelstück," sagte der Tod
gräber, und warf die Münze auf den Tisch."

„Und hier das meine," sagte der Küster, und r
auch seine Münze hin.

„Und da das dritte," ergänzte ein Anderer.

„Nun geh, und hole den Unverweslichen!"

„Alsogleich," sagte Anna lachend, nahm
Kirchenschlüssel, welche der Küster neben sich liegen
te, und sprang aus der Stube.

Ein allgemeines Gelächter folgte dem Mädch
da jeder wohl wußte, daß sie nur einen Scherz ma
Während diesem war der Schenkwirth zu den fröhli
Kumpans getreten, und hatte ihre Krüge wieder v

gefüllt, und die Lustbarkeit der Gesellschaft schien ihren Gipfel erreicht zu haben.

Da prallte plötzlich die Thüre auf, und Anna stand, den Unverweslichen im Arme, unter der Schwelle.

„Hier habt ihr ihn," sagte sie, und stellte die Leiche vor die Zecher, welchen die Lustbarkeit mit einem Male entschwunden war.

Wirklich nahm sich auch der Unverwesliche mit seinen starren struppigen Haaren, den erloschenen Augen und dem fahlen pergamentenen Antlitze doppelt gräulich und gespenstisch unter den weinrothen Gesichtern aus, welche jetzt mit erschrockenen, weit aufgerissenen Augen und aufgesperrten Mäulern auf ihn hinstarrten.

Anna aber strich sogleich die gewonnenen Drittelstücke in ihre Schürze, und sprach: „Die Wette ist gewonnen, zurückbringen könnt ihr nun euren Gast selbst." Mit diesen Worten wollte sie aus der Stube.

Mit Blitzesschnelle aber erfaßte sie der Küster am Rocke und rief: „Halt, das liegt außer dem Spiel. Du mußt ihn auch wieder hinübertragen."

„Mit nichten," antwortete Anna, „ich wettete nur, daß ich ihn bringen würde, und ihr habt selbst Muth genug, das andere zu vollbringen."

„Mach' keine Albernheit," erwiederte der Küster, den die Angst merklich bläßer gemacht hatte. „Wenn die Sache verrathen wird, so komme ich um den Dienst. Hier hast du noch ein Thalerstück, nun aber trage das Scheusal wieder zurück in seinen Sarg."

„Und hier ist noch einer von mir," sagte der Todtengräber, „aber mache, daß wir der Gesellschaft bald los werden."

„Das ist etwas anderes," erwiederte Anna, ergriff den Todten und eilte mit ihm aus der Stube.

Die Laterne, welche sie vor der Thüre auf dem Hausflur stehen gelassen, in der rechten Hand, den schauerlichen Unverweslichen im linken Arme, eilte sie rasch durch die Finsterniß der Nacht zur Katharinenkirche hinüber.

Sie hatte die Kirchenthüre offen gelassen, und trat nun eiligst mit ihrer Last in das Schiff des öden Gotteshauses.

Die Stille, welche darinnen herrschte, die Finsterniß, welche in demselben verbreitet war, und durch den unsicheren Schimmer der Laterne nur noch gesteigert und schauerlicher wurde, schien ihr dießmal um Vieles grauenhafter als bei ihrem ersten Gange. Ohne sich jedoch aufzuhalten, eilte sie an den langen Reihen der Betstühle vorüber in die Seitenkapelle, um ihrer Last wieder ledig zu werden

Jetzt hatte sie den Sarg des Unverweslichen erreicht, und wollte den Todten in selben hineinlegen, da fühlte sie, daß sich dieser fest an sie geklammert hatte, und ein gräßlicher Angstschrei, welcher hundertfach aus den Hallen, Gängen und Gewölben der Kirche widerhallte, entrang sich ihrer Kehle.

„Gnade, Gnade," kreischte die auf den Tod erschrockene Dirne.

„Nur unter einer Bedingung," erscholl eine dumpfe Stimme, welche aus dem Munde des gräßlichen Unverweslichen, der sie noch immer umklammert hielt, zu kommen schien.

„Alles, Alles, nur laß mich!"

„Bist du noch reinen Herzens?" fragte die Stimme wieder.

„Ich bins," stöhnte Anna.

„Wohlan, so gehe hinter den Altar der Kirche," fuhr er fort, „und bitte meine Eltern mit lauter Stimme um meine Verwesung."

Anna raffte hierauf alle ihre Kräfte zusammen, ergriff mit bebender Hand ihre Laterne, und ging, von Fieberfrost geschüttelt, hinter den Altar.

Dort sank sie an den Leichensteinen, welche in die Wand eingemauert waren, auf die Kniee, und sprach mit lauter Stimme: „Ich bitte euch um die Verwesung eures Sohnes."

Grabesstille herrschte rings herum, aber keine Antwort erfolgte.

Von Todesängsten durchschauert, tappte sich Anna nach einer Weile zur Kapelle zurück. „Sie geben keine Antwort," stammelte sie.

„Bitte noch einmal," erwiederte der Unverwesliche.

Und Anna schwankte nochmals hinter den Altar, fiel auf die Knie und sprach: „Ich bitte euch, um des Heiles meiner Seele willen, um die Verwesung eures Sohnes!"

Aber auch dießmals harrte sie vergebens, keine Antwort erfolgte.

Und wieder wankte sie hinaus, aber der S
sprach: „Bitte zum dritten und letzten Male."

Kaum mehr ihrer Glieder mächtig, schleppt
Anna zum dritten Male hinter den Altar, sank
mals auf die Kniee und rief: „Ich bitte euch u
Barmherzigkeit Gottes willen, um die Verwesun
res Sohnes!"

„Er möge verwesen!" scholl es dießmal, d
wie ein fernes Echo, aus der Tiefe herauf, un
Anna mit vieler Anstrengung wieder den Sarg er
te, lag der Unverwesliche mit geschlossenen Auge
gänzlich veränderten friedlichen Mienen in dem
ausgestreckt.

Anna aber floh nun, so rasch es ihre Erschö
zuließ, aus der Kirche, und erzählte den Gästen,
che sich noch hier befanden, diesen Vorfall.

Von Grauen erfaßt, verließen diese bald d
die feine Mark, als aber der Küster am nächsten
gen den Sarg in der Kapelle eröffnete, fand er
der Unverwesliche Staub geworden.

So lautete die Erzählung des Todtengräbers
rüber seine beiden Zuhörer sichtbarlich bläßer un
Vieles ernsthafter als früher geworden waren; ja
sie sodann die Weinstube verließen, und in ihre M
gewickelt, an dem nächtigen Dome vorübergi
konnte sich keiner von ihnen, bei dem Gedanken a
Unverweslichen, eines flüchtigen Schauers erwehr

Die Geschichte von dem unverwesbaren E
aber wird noch jetzt, mit wenigen geringfügiger
weichungen, in Lübeck erzählt.

Die

Rothglocke zu Zürich.

Schweizersage.

Dort wo sich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufsteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben,
Da hat das Wunder sich begeben,
Daß durch mag'sche Kraft gebunden
Carl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet.

Fr. Schlegel.

s der Kaiser Carlomann, dem man den Beina- des Gerechten gab, in der Stadt Zürich sein lager aufgeschlagen hatte, ließ er vor dem Hause, ches er allda bewohnte, eine Denksäule zu Ehren heiligen Märtyrer Felix und Regula errichten, und dieselbe eine Glocke befestigen, von welcher ein ang herabhing, so, daß ihn männiglich ohne Mü- rlangen, und die Glocke erschallen lassen konnte.

Es hatten sich auch, als dieses ins Werk gesetzt de, viele Leute um die Arbeiter bei der Säule ver- melt, Hohe und Niedere, welche die Glocke begaff-

ten; aber Niemand von ihnen wußte, aus was Ursach und Zweck sie errichtet würde, und sie zerbrachen sich fast die Köpfe darüber.

Da aber trat ein Mann unter sie in einem goldgestickten Wappenrocke, der einen Stab in der Rechten hielt, und von zwei Kriegsmännern mit Hellebarden begleitet war; der Mann aber sprach zu dem versammelten Volke: „Der Herr und Kaiser hat eine Glocke errichten lassen allhier vor seinem Hofhalt, daß es ihm Jeder kund thue durch dieselbe, der in Nöthen ist, und seiner Hilfe oder seines Beistandes bedürftig, und lässet er dahero diesen seinen Willen durch mich bekannt geben den Insassen der Stadt Zürich, und selbe vermahnen, daß sie den Glockenstrang ziehen sollten, wenn es ihre Umstände erheischten, sei es des Morgens oder des Mittags oder des Nachts; denn so ist es der Wille Carlomanns."

Hierauf ging der Herold, von dem frohen Getümmel der Anwesenden und dem freudigen Jubelrufe: „Es lebe Carlomann, der Gerechte!" begleitet, seiner Wege, und that auf den anderen Plätzen und Straßen von Zürich den Leuten, welche noch nicht um die Errichtung der Glocke wußten, deren Endzweck und Errichtung kund, und überall begleitete ihn und folgte ihm derselbe Jubel.

Auch sah man bald, daß die Glocke nicht umsonst aufgerichtet war zwischen den beiden Säulen; denn es lebten in der Stadt Zürich Viele, die der Hilfe Carlomanns bedurften. Es verging wohl auch kein Tag, an welchem nicht der Strang der Glocke mehr denn

zwölfmal gezogen wurde, und Carlomann ließ es sich nicht verdrießen, ihrem jedesmaligen Rufe zu folgen, das Flehen der Bedrängten anzuhören, und wenn es nur einigermassen thunlich, dem Übel Abhilfe angedeihen zu lassen.

Da geschah es einstmals, eben als Carlomann mit seiner erlauchten Gemalin und vielen Rittern und Edlen an der Tafel saß, daß der Glockenstrang vor dem Hause heftig angezogen wurde.

Augenblicks erhob sich der milde Fürst von seinem Sitze, setzte den Goldpokal, den er eben aufgehoben hatte, ungekostet bei Seite, und ging hinab, zu sehen, wer seiner Hilfe so dringlich bedürfe.

Als er aber vor das Thor gekommen war, da sah er wohl den Glockenstrang noch in schwingender Bewegung, aber so weit sein Auge reichen mochte, entdeckte er Niemand, der ihn gezogen haben konnte. — Da verwunderte er sich höchlichst darüber, und ging wieder zur Tafel zurück.

Kaum aber hatte er dort seinen Sitz eingenommen, als die Glocke zum zweiten Male ertönte. Da befahl Carlomann seinen Pagen nachzusehen, wer die Glocke gezogen habe; die Pagen aber kamen mit der Nachricht zurück, daß sie Niemand ansichtig geworden, obgleich sie den Glockenstrang noch in schwingender Bewegung gesehen.

Da gebot ihnen der Kaiser, sie sollten sich draußen verborgen halten hinter dem Gesträuche, und wohl Acht haben auf die Glocke, ob sie nicht, und von wem sie zum dritten Male angezogen würde.

Die Pagen eilten sogleich hinaus, dem Befehle ihres Herrn zu folgen, die Edlen der Tafelrunde aber harrten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den Schall der Glocke, und — horch! — die Glocke erscholl zum dritten Male.

Gleich darauf stürzten die beiden Pagen mit blassen Gesichtern in den Speisesaal, und meldeten, daß eine große braune Schlange, von grauenhaftem Aussehen, an dem Glockenstrang herabhinge, und ihn gezogen habe, daß die Glocke also geklungen.

Carlomann aber erhob sich sogleich und sprach: „Ob Mensch oder Thier, ich versprach jedem Bedürftigen beizustehen, ich will sehen, ob es in meinen Kräften liegt, der Schlange zu helfen." Und als er nun hinaustrat mit seinem Hofstaate, da zog sich die Schlange, welche noch immer an dem Glockenstrange straff herniederhing, plötzlich zusammen, ließ den Strang los, und kroch mit schnellen Schiebungen, nach Art dieser Thiere, den vorderen Theil ihres Leibes weit ausstreckend, während sie den mittleren und letzten Theil desselben zusammenzog in seine gefügigen Ringe, zu Carlomann, vor dessen Füße sie sich, gleichsam als ob sie ihm huldigen wolle als ihrem Herrn, niederlegte.

Carlomann und seine Ritter sahen verwundert auf das grauenhafte und dennoch so seltsam schöne Thier; ersterer aber sprach: „Wenn du meiner Hilfe bedarfst, so thue es mir auf irgend eine Art kund, damit ich ersehen möge, ob und wie dir zu helfen sei." Darauf hob sich die Schlange mit einem Satze empor,

und ringelte sich eine Strecke fort, den klugen Kopf oftmals nach Carlomann wendend, als wollte sie ihm damit andeuten, daß er ihr folgen solle, und Carlomann und seine Edlen folgten der Schlange.

Sie waren über mehrere Wald- und Felspfade gewandert, in verschiedenen Krümmungen, als sich ihnen im tiefen Dunkel einer Thalschlucht, unferne dem Ufer der Limmat, der Eingang einer Felsenhöhlung aufthat, welche sie alsbald für die Wohnung der Schlange hielten, und sich in ihrer Meinung nicht beirrten.

Die Schlange aber blieb vor dem Eingange derselben zu einem Knäuel gewickelt liegen, nur zuweilen den Kopf erhebend, und zornfunkelnde Blicke in das Dunkel der Höhle sendend, wobei sie immer einen gellend zischenden Laut von sich stieß.

Carlomann aber gebot seinen Rittern ihm zu folgen, und schritt gebückt durch den niedern, von Waldgeflechten umrankten Eingang, in die Felskluft. Bald auch entdeckte er in derselben den Bedränger der Schlange, gegen welchen diese seinen Beistand aufforderte. Es war dieser Bedränger eine giftgeschwollene, rothfleckichte Kröte von ungewöhnlicher Größe, welche träge und breit auf den Eiern der Schlange lag, gleich einer verwunschenen Menschengestaltung, und mit grünglühenden häßlichen Augen den Eintretenden entgegenglotzte.

Immer bereit und entschlossen Gerechtigkeit zu üben, zog Carlomann sein Schwert, durchbohrte die grauenhafte Mißgestalt, und schleuderte sie hinab in den finsteren Abgrund außer der Höhle; die Schlan-

ge aber, welche sich indessen unruhig und mit ängstlichem Gezische am Eingange derselben auf- und niederbewegte, erhob sich hierauf in lebhafter Freude, und leckte mit ihrem schwarzen bewegten Zünglein die Füße ihres Wohlthäters, der sich mit seinem Gefolge, erfreut über den kleinen Dienst, welchen er ihr erwiesen hatte, und verwundert über das Sonderbare dieses Vorfalles, nun wieder zurück nach Zürich verfügte.

Es war zur selben Stunde des nächstfolgenden Tages, da Carlomann wieder mit seiner Gemalin und seinen Rittern bei der Tafel saß, als plötzlich in der Vorhalle sich ein gellendes Gekreisch erhob, welches die Aufmerksamkeit der Tischgenossen auf sich zog, nach dessen Ursache sie aber nicht lange zu forschen brauchten, denn beinahe in demselben Augenblicke wälzte sich schon die Schlange, welcher Carlomann Tags vorher Hilfe geleistet, mit wunderbarer Schnelligkeit herein.

Kaum in dem Saal angelangt, eilte sie dem Tische zu, schwang sich mit einem Satze über den Rücken eines der Untenansitzenden auf die Tafel, und schlängelte sich hier geschickt um die vielen Schüsseln, Pokale und Krüge, gerade auf Carlomann zu.

Hier bog sie sich mit einer Art von Zierlichkeit über dessen Goldpokal, indem sie etwas, was sie früher im Munde gehalten, in denselben hineinfallen ließ, und entschwand sodann den Augen der Staunenden mit eben der Schnelligkeit, mit welcher sie denselben erschienen war.

In dem Pokale fand Carlomann aber einen Edelstein von solcher Schönheit, wie er Zeit seines Lebens noch keinen zweiten gesehen hatte, und der jedes andere Juwel an Glanz und Reinheit weit übertraf. Carlomann, den die Dankbarkeit dieses Thieres mehr noch erfreute, als die köstliche Spende selber, welche es ihm gemacht hatte, ließ sogleich einen berühmten Goldschmied zu sich berufen, dem er den Auftrag ertheilte: den Stein in einen goldenen Reif zu fassen. Als dieses geschehen, verehrte er das seltsame Kleinod seiner Gemalin, welche ein sonderliches Wohlgefallen an demselben geäußert hatte. Zugleich auch ließ er auf jener Stelle, wo sich dieses seltsame Ereigniß zugetragen, eine Kirche erbauen, welche sich noch heut zu Tage, mit dem hiernach benannten Dörfchen Wasserkirch, alldort befindet.

Von dem Augenblicke an aber, als Carlomann den Ring seiner Gemalin geschenkt hatte, schien es, als sei das launenhafte Glück mit unzerreißbaren Banden an das hohe Kaiserpaar gefesselt, denn Carlomanns Herz, früher fast leidenschaftlich erglühend für das edle Weidwerk, und für wagliche und tolle Kampf- und Ritterspiele, hing nun einzig und allein mit unendlicher Liebe an seiner Gemalin, welche mit aller Hingebung, Lieblichkeit und Sanftmuth einer deutschen Hausfrau seines Zeitalters, dieses Gefühl erwiederte, und nichts war im Stande die Eintracht und den Frieden ihres Stillebens auch nur auf kurze Zeit zu trüben, noch minder zu stören.

Auf dieſe Weiſe entfloß dem beglückten erlauchten Paare ein Jahr um das andere in ungetrübter, ungeſtörter Heiterkeit, wie ein munterer ſonnenheller Strom durch blumichte Ufern, als mit einem Male die Kaiſerin ſchwer erkrankte.

Wer denkt ſich die Beſorgniß, die Trauer Carlomanns, welcher faſt nie von ihrem Krankenlager wich; wer malt ſeine Angſt, da er das Siechthum der geliebten Gattin mit jedem Tage ſich verſchlimmern ſah?

Die Kaiſerin aber, von der Furcht gepeinigt, daß jenes köſtliche Kleinod, an welches das Glück ihrer Ehe geknüpft zu ſein ſchien, ihr verloren gehen, und in die Hände eines anderen Weibes gerathen könne, verbarg dasſelbe ſorgſam unter ihrer Zunge; ach, ſie dachte nicht, daß der Tod den ſo üppig blühenden Freudenkranz ihres Lebens mit grauſamer Hand von ihrem jugendlichen Haupte reißen würde.

Mit herzzerreißendem Schmerze lag Carlomann auf der Leiche ſeiner geliebten Gemalin, ein Opfer der Verzweiflung; und nur mit großer Mühe brachten die Seinen ihn auf ſo lange von der Todten hinweg, bis dieſe wohl und kunſtgerecht einbalſamirt und in einen Sarg von Glas verſchloſſen ward.

Unmöglich aber war es Carlomann, ſich gänzlich von dem Sarge zu trennen, der ſein Theuerſtes umſchloß, und an den er mit ſtiller Schwärmerei, wie durch Zauberkraft gekettet ſchien.

In jeder Nacht eilte er in das Gewölbe, in welchem der Sarg ſtand, öffnete den Glasdeckel desſelben, warf ſich auf die geliebte Leiche, wuſch ſie mit ſeinen

Thränen, und brach in herzzerschneidenden Jammer und laute Klagen aus über den Verlust seiner Gattin.

Nicht länger aber vermochte er in der Umgebung von Zürich zu bleiben, in welcher er mit der Verlornen so glückliche Tage verlebt, und in der die Erinnerung an all' die genossenen Freuden seinen Schmerz nur noch vermehren mußte. Ohne sich ein Ziel seiner Reise zu bestimmen, gebot er zum Aufbruche, und verließ die schöne Stadt an der Limmat.

Jahrelang durchschweifte er hierauf, unstät wie Ahasverus, der ewig wandernde Jude, nur mit wenigen Getreuen die herrlichen Rheingegenden, den gläsernen Sarg, in welchem seine Gemalin ruhte, immer in seinem Geleite.

Da begann aber den Seinen immer banger zu werden um ihren vielgeliebten Herrn, und sie verfielen auf den Gedanken, daß es nicht mit gerechten und natürlichen Dingen zugehen könne, daß Carlomann noch immer mit der alten Heftigkeit und demselben Schmerze an der Leiche seiner Gemalin hänge, da doch die Zeit jede Wunde zu heilen pflegt.

Sie beriethen sich daher unter einander, was da zu thun, und beschlossen einstimmig, einen weisen Mann darüber zu befragen, welcher Turpinus genannt wurde, und der schon durch ein halbes Jahrhundert eine Felsenhöhle am Rheinstrom bewohnte.

Allsogleich suchten die besorgten Diener jene Felsenhöhle auf, in welcher sie den Weisen, einen hagern Greis mit schneeweißem Haare und Bart, aber jugendlich leuchtenden Augen, fanden.

Sie eröffneten ihm sogleich die Ursache ihres Besuches, erzählten alles Vorgefallene, und baten ihn schließlich um Rath und Hilfe.

Nachdem Turpinus ihrem Berichte aufmerksam zugehört, und hierauf eine Weile über das Ereigniß nachgedacht hatte, versprach er ihnen, die geheime Zauberkraft an der Leiche zu erforschen.

In einer Nacht, in welcher der allzugroße Schmerz mit betäubender Macht auf Carlomann gewirkt, und ihn in einen tiefen Schlaf versenkt hatte, ließ sich Turpinus von ihnen zu der Leiche führen, und den gläsernen Sarg eröffnen.

Sobald dieses geschehen, befahl er ihnen hinauszutreten, und draußen zu harren, bis er sie rufen würde.

Wie die Hofleute aber draußen vor der Thüre standen, da däuchte es ihnen, als spräche Turpinus mit der todten Kaiserin, und als gäbe ihm diese Antwort auf seine Fragen; als Turpinus sie aber wieder hineinberief, da lag die Todte wie vordem in ihrem gläsernen Sarge.

Turpinus aber übergab ihnen ein güldenes Reiflein, in welchem ein prachtvoller Edelstein funkelte, und sprach: „Dieses Reiflein ist der Talisman, der euren Herrn und Kaiser gefesselt hielt an die todte Frau, denn er besitzt die Kraft eines Liebestrankes, und es kann daraus ein großes Heil, aber auch ein großes Unheil entstehen für euren Herrn, wie ihr wohl selbst genugsam in Erfahrung gebracht. Nehmt daher dieses Zauberwerk, damit nicht durch Unvorsichtigkeit ein

neues Unglück mit selben geschehe, und vernichtet es noch in dieser Stunde." — Und die Hofleute beschlossen, den Ring in einen nahen Moorgrund zu versenken, welches sie auch unverzüglich in das Werk setzten.

Als Carlomann aus seinem Schlafe erwacht war, und seiner Gewohnheit gemäß wieder den Glasschrein eröffnete, um sich an dem Anblicke der theuren Überreste zu weiden, und das liebe Antlitz der Todten wie sonst mit seinen Thränen zu waschen, da schauderte er vor der Leiche zurück, an der er jetzt zum ersten Male alles Grauen des Grabes, alle Schrecken der Verwesung erblickte, und gepeitscht von Entsetzen eilte er hinweg, ohne selbst zu wissen, wohin sein Fuß ihn bringen würde.

Auf diese Weise gelangte er zu jenem Sumpfe, in dem die Hofleute das Zauberkleinod versenkt hatten, und von welchem Orte er sich nun eben so wenig, als früher von seiner Gemalin und dann von ihrer Leiche trennen mochte, und er beschloß von nun an alldort seinen Hofhalt aufzuschlagen, und eine feste Stadt sich zu erbauen, und ein herrliches Münster.

Und bald erhuben sich, wo sonst nur in Schilf und Binsen der Wind gerauscht, herrliche Gebäude, und wo grüne Wasserlinsen schwammen auf der Fläche des Moorgrundes, stand bald ein hoher Dom mit künstlichem Gesäule und hochragenden Thürmen, und immer mehr und mehr der Häuser und Gebäude reiheten sich an die früheren, bis eine große, volkreiche Stadt sich ausstreckte über die Fläche; selbe Stadt aber steht noch

heut zu Tage, und ist die alte, herrliche, weltbekannte Reichsstadt Aachen mit ihrem wundervollen Münster.

Carlomann aber lebte noch viele Jahre in stiller Zufriedenheit, und liebte sein schönes Aachen über Alles, und als er fühlte, daß er Abschied nehmen müsse von dieser Welt, da erwählte er sich eine eigene Stelle in dem Dome zu seiner Urstätte; diese Stelle aber war keine andere, als eben jene, an welcher seine Getreuen den Talisman versenkt hatten.

Selbst in der Folge schien es, als ob Carlomanns Liebe zu dieser Stadt sich von Kaiser auf Kaiser fortgepflanzt habe auf eine wunderbare Art, und so ward sie das Herz des deutschen Reiches, und die Krönungsstadt der römischen Kaiser.

Die

Entstehung des Plattensee's.

Ungarische Sage.

Ein Auge nur das Wunderbare hat gesehen,
Das Auge brach, und nach ihm schaut' es keines mehr;
Die Andern mahnt es aber, daß es einst geschehen,
Wenn über'm See der Sturm rauscht wie ein Traum daher.

L. Foglar.

Der größte See im Königreiche Ungarn ist wie bekannt, der Plattensee, auch Balaton oder das ungarische Meer genannt.

Er hat von Südwest nach Nordost eine Länge von mehr als 40,000 und eine Breite von 3 bis 8000 Klaftern. Sein Wasser ist immer frisch und klar, seine Farbe hell und weiß, und wird nur dann dunkel und bläulich, wenn er tobt und schäumt, welches an jedem Abend geschieht, oder wenn ein Ungewitter im Anzuge ist.

Die Entstehung dieses wahrhaft wunderbaren See's erzählten dem Herausgeber dieser Sagen die Fischer jener Gegend auf folgende Weise:

In Ungarn lebte einst ein alter Hirte, dessen Name nicht auf die Nachwelt gekommen, und der seines Geizes, seiner Trägheit und Härte wegen weit und breit verrufen und gemieden war.

Er behandelte seine Nachbarsleute auf solch eine mürrische, seine Knechte und Mägde aber auf solch eine grausame Art, daß die ersteren es vorzogen, ihre Tscharda zu verlassen, und sich anderswo niederzulassen; die letzteren aber ihren geringen Lohn im Stiche ließen, und von ihm entflohen, so, daß er sich endlich ganz allein und verlassen sah, und gezwungen war, seine Herde nun selbst zu hüten.

Fluchend und grollend darüber, daß nun Niemand mehr um ihn sei, an dem er sein Müthchen kühlen könne, gelangte er einstmals mit seinen Ziegen an eine von jenen Stellen, über welche jetzt der Balaton seine Wellen rollt.

Da gewahrte er, daß sich eine Ziege zu weit von den übrigen entfernt habe, und um ihr nicht nachlaufen zu dürfen, und sie zurückzutreiben, suchte er nach einem Stein, um sie mittelst eines Wurfes zum Umkehren zu bewegen, welches die Hirten öfters zu thun pflegen, wenn sich ein Stück ihrer Herde verläuft.

Er ſuchte lange vergebens in dem fetten, ſchwarzen Erdreiche; endlich erſah ſein Auge einen Stein von ziemlicher Größe. Er wollte ihn aufheben, aber ſiehe da, er war in dem Boden feſtgeramt.

Mit großer Anſtrengung gelang es ihm endlich, den Stein aus der Erde zu bringen. Wer beſchreibt aber ſeinen Schrecken, als zugleich auch eine helle Waſſerſäule aus der Öffnung, die der Stein in der Erde zurückließ, herausſprudelte, und ihn mit Blitzesſchnelle, gleich einer geſpenſtiſchen Schlange, in weiten Ringen umkreiſte, dabei aber immer größer und größer wurde, bis ſie ſich in eine ungeheure Rieſenſchlange verwandelt hatte.

Voll Erſtaunen ſtarrte der Gulias auf dieſes ſeltſame Schauſpiel, aber ſein Erſtaunen verwandelte ſich in Entſetzen, als das Waſſer ſeine Herde umſchlang, und mit ſich fort riß im rauſchenden Wirbel.

Vergebens ſuchte er der vernichtenden Fluth zu entrinnen, ſchon ſah er ſich von ihr ergriffen, und trotz allem Widerſtande in die vernichtenden Wirbel gezogen, in welchen ihm bald Bewußtſein und Leben entſchwand.

Noch jetzt, wenn ein Ungewitter über den Plattenſee zieht, und die bleigrauen Wolken an den tobenden, weißſchäumenden Wellen des dunklen Sees

dahinſtreifen, ſcheint es, als ob der finſtre Hirte, in ſeiner dunklen Bunda, über den See dahinſchreite, ſeine Herde vor ſich hertreibend.

Die Bewohner jener Gegend vermeinen dann ſogar, die Köpfe der Ziegen den Wellen entragen, und ihre weißen Bärte in dem Schimmer derſelben auf der Oberfläche des See's ſchwimmen und erglänzen zu ſehen.

Das

rothe Käpplein.

Österreich'sche Sage.

(Spinnstube. Winterabend. Gretchen, Röse, Lischen, Klärchen, Käthchen, Nettchen und Gertrud mit ihren Rädchen um den knisternden Kamin.)

Gretchen.

Nickst du schon wieder, Röse?

Röse.

Ei fürwahr;
Fast hätte mich der Schlummer überfallen.
Ist's auch ein Wunder; sagt es doch nur selbst,
Ihr redet ja kein Wörtchen, schnurrten nicht
Die Rädchen noch, so dächte wohl kein Mensch,
Daß hier ein Dutzend junger Dirnen säßen.

Lischen.

Nun wohl, so lasset Mährchen uns erzählen,
Dabei vergeht die Zeit, man weiß nicht wie,
Und sind sie vollends noch was schauerlich,
So bleibt sich's überdieß hübsch wach dabei.

Klärchen.

Recht, recht, und Steffens Käthe soll sogleich
Den Anfang machen.

Röſe.

Ja, ſie ſchuldet's noch
Von geſtern, wo ſie nichts zum Beſten gab.

Gertraud.

Ja heute muß ſie ihre Schuld bezahlen.

Klärchen.

Die Röſe hat das Mährchen uns erzählt
Von den drei Kaufmannstöchtern, Margareth'
Von dem verwunſchnen Prinzen, und Gertraud
Gab uns vom Spuck des Feuermanns die Kunde,
Nun iſt's an dir, nun ſträube dich nicht länger.

Liſchen.

Verſprochen haſt du es ſchon lange her,
Vom Käpplein uns das Mährchen zu erzählen.

Alle Mädchen.

Ja ja, vom rothen Käpplein, nur heraus.

Käthchen.

Es ſei, ich will es euch zum Beſten geben,
Doch rücket näher euch zuſammen, denn
Gar grauſig hört ſich dieſes Mährlein an,
Und ſicher läuft es kalt euch über'm Rücken.

Klärchen.

Hu hu, mich friert, bevor du noch beginnſt.

Röſe.

Nun friſch begonnen.

Gertraud.

Alle ſind wir Ohr.

Käthchen.

In einem Dörfchen an der Donau lebte
Vor langer Zeit, ſo wie man mir erzählt,

Die Tochter eines Schenken, Namens Ännchen,
So für das schönste Mädchen weit und breit
Gehalten wurde; doch wie schön sie auch
Und lieblich von Gestalt, so fühllos war
Und kalt ihr Herz, und nimmer hatte noch
Die Liebe es zu rascher'm Schlag bewegt.
Manch wackrer Jüngling warb um ihre Hand
Und ward mit Leichtsinn von ihr abgewiesen,
Vergebens wurden Ständchen ihr gebracht,
Und Blumensträuße, prächtig aufgeputzt
Mit bunten Flittern, gold'nen Pomeranzen,
Zu Namens- und Geburtstag ihr gespendet,
Sie achtete der Huldigungen nicht,
Und keiner mochte Ännchens Gunst erringen.

Auf gleiche Weise ging's dem armen Jakob,
Dem jungen Müller aus der nahen Bucht,
Der ernstlich um das Mädchen sich bewarb,
Und wohl der Würdigste von allen war
Die um sie freiten. Blühend von Gestalt
Und gottesfürchtig war er, schlicht und bieder,
Betrieb auch sein Gewerb mit viel Geschick,
Denn seit er auf der Mühle, malte man
Dort dreimal mehr, als sonsten man gemalen.
Die Nachbarn liebten ihn, manch' hübsches Kind
Sah still erröthend nach dem schlanken Jakob,
Nur Ännchen blieb für seine Blicke blind,
Und hatte für sein Flehen taube Ohren.
Das nahm der junge Mann sich zu Gemüth,
Und grämte heimlich sich, so Tag als Nacht

Bis ihm der Gram zuletzt das Herz gebrochen.
Es war im Februar, und Ännchen eben
Auf einer Hochzeit in der Nachbarschaft,
Als man zu Grab den armen Jakob trug,
Und als vom luſt'gen Hochzeitsreigen ſie
Nun wieder heim ins ſtille Dörfchen kam,
Da lag ſchon dichter Schnee auf ſeinem Hügel.
Sie ahnte nichts, der Vater ſelbſt verſchwieg
Die Kunde aus zu großer Sorgfalt ihr. —
Da kam es denn, daß ſie im Dämmerlicht,
Am Tag der Heimkehr noch zu einer Baſe,
Nicht allzu fern vom Dörfchen ſich begab,
So auf den Tod erkrankt darnieder lag.
Schon war die frühe Nacht hereingebrochen,
Als ſie der ſiechen Baſe Haus verließ,
Hell prangte Stern an Stern am reinen Himmel
Und über Dorf und Garten, Wald und Feld
Goß rings der Mond ſein bläulich Silberlicht.
Mit ſchnellern Schritten eilte Ännchen d'rum,
Den wohlbekannten Weg zurückzulegen,
Der, an dem nächtigöden Friedhof ſie
Vorüber, zu des Vaters Wohnung führte.

Klärchen.

Nun fängts ſchon an, ein wenig mich zu fröſteln.

Röſe.

Nur ſtille, ſtille!

Gertraud.

Ach, ſie dachte wohl
Nichts weniger, als daß der Jakob dort
Begraben liege.

Lischen.

Hätte sie's gedacht,
Sie wäre nimmermehr vorbei gegangen.

Gretchen.

So schweigt doch endlich!

Röse.

St! Kein Wörtchen mehr.

Käthchen.

Als Ännchen nun zu dem Gemäuer kam,
Zum alternden, das hier den Plan umschloß —
Sieh' doch, wer schaute da vom niedern Rand,
Das Kinn auf beiden Händen, auf dem Haupt
Ein rothes Käpplein, gleich als wär's ein Bild
Aus Stein gehauen, hohl und regungslos
Zum Friedhofssteig heraus? — Erschrocken bebt
Schön Ännchen vor dem Nächtigen zurück,
Allein im selbem Nu, den Müller jetzt
In ihm erkennend, ruft vom Zorn entflammt,
Die allzuraſche Dirne: „Ei ihr Thor!
Ihr denkt wohl gar, mit eurem Faſtnachtsſpuck
Mich hier zu ſchrecken auf dem nächt'gen Pfad,
Doch habt ihr euch betrogen, und zum Lohn,
Daß ihr's gewagt, ſolch plumpen Spaß zu treiben,
Sollt ihr mir barhaupts nun zur Mühle heim."

Und mit den Worten riß ſie, raſchen Sprungs,
Sein rothes Käpplein ihm vom Kopf, und rannte
Den Steig hinab, — hier rief ſie noch zurück:
„Wollt ihr das Käpplein wieder, hohlt's euch ſelbſt!"
Und huſch ging's über Dorn und Stein von dannen. —

„Da seht nur Vater, was ich heimgebracht,"
Begann sie jetzt, als sie mit heißer Wang'
Zu diesem in die düstre Stube trat,
Und nun erzählte sie dem Alten, wie
Der Müller sie am öden Friedhofssteig
Erschrecken wollte, aber sie ihn gleich
Im Mondenlicht erkannt, und d'rauf im Nu
Das rothe Käpplein ihm vom Kopf entführt.
„Dem Müller Jakob?" rief betroffen nun
Der alte Vater, — „Kind, du sprichst im Traum!"
„Nicht doch," versetzt das Mädchen, „glaubt es mir,
Ich werde wohl den Müllerjakob kennen."
„Ich sage dir," fällt jener ihr ins Wort,
„Du hast geträumt, denn seit drei Tagen liegt,
Daß du's nur weißt, der Müllerjakob ja
Auf dem Liebfrauenkirchhof schon begraben."

Das trifft gleichwie ein Blitzstrahl Annchens Herz
Und kalter Frost durchschüttelt ihre Glieder.
Hin, nach dem Kämmerlein im Erdgeschoß
Bringt sie der Vater, spricht ihr tröstend zu:
Es könne wohl ein Freund gewesen sein
Des Müllerjakobs, welcher seinen Tod
An ihr, der Spröden, also rächen wollte,
Und sänftigt so der Ängstlichen Gemüth,
Bis endlich sich der Schlaf, der beste Tröster
Auf ihre matten Augenlieder senkt —
Da weckt sie plötzlich dumpfer Glockenschlag.

Die Mädchen.

O weh!

Käthchen.

S' iſt Mitternacht, und in der weiten Stille
Verſummet eben jetzt der letzte Klang,
Da tippt es draußen ſachte an das Fenſter,
Und wie erſchreckt nun hin ihr Auge ſchaut,
So ſteht der Jakob, wie er leibt' und lebt',
Im weißen Lacken, langen, ſtrupp'gen Haars
Und blaß vom Antlitz, übergoſſen ganz
Vom hellen Mondlicht, auf dem nächt'gen Flur,
Und ruft mit heiſ'rer Stimme: „Ännchen lieb,
Gib mir das Käpplein, gib mir's nur zurück,
Muß wieder heim zum Liebenfrauenkirchhof."

Da flirrt's vor Ännchens Blick, und tiefe Nacht
Umhüllet ihre Sinne, Morgens erſt
Fand ſie der Vater, leblos hingeſtreckt,
Gelöſt das Haar, mit todtenbleicher Wang'
Am Boden liegen. Alles wird verſucht,
Was zu verſuchen iſt, um neues Leben
In die erſtarrte Bruſt zurückzubringen.
Nun endlich glückt's, ſie kommt zu ſich, ſie ſchaut
Die ſie umgeben an, mit ſtarrem Blick,
Doch iſt ihr Geiſt noch irr', bis allgemach
Sie vollends ſich erholt. Nun kündet ſie
Dem Vater, was ihr Mitternachts begegnet,
Doch dieſer ſchreibt es bloß dem Schrecken zu,
Der Phantaſie, von wildem Blut erhitzt,
Und tröſtet ſie, bis ſie beruhigter
Sich ſelber lügt: es war ein eitler Traum.

So ſenkt ſich wieder auf die eiſ'ge Flur
Die düſtre Nacht; durchs Schneegewölbe ſchaut
Der volle Mond, ein blaſſes Leichenbild,
Und wieder ſchallt der letzte Glockenſchlag
Vom Kirchthurm her, und wecket Ännchen auf.
Erſchrocken ſpringt vom Lager ſie empor,
Da tippt's ans Fenſter wieder ſachte, ruft:
„Gib mir mein Käpplein, Ännchen, gib's zurück
Muß wieder heim zum Liebenfrauenkirchhof."
Und lautaufſchreiend ſinkt ſie wieder hin,
Erſt ſpät in ihres Vaters Arm erwachend,
Der auf den Hilferuf herbeigeeilt.

Als vollends nun der Tag die Nacht beſiegt,
Da wird zum greiſen Pfarrherrn hingeſchickt,
Daß Troſt und Hilfe er der Armen bringe.
Er naht ſogleich; was ſich ereignet, wird
Dem Würd'gen kundgethan, lang ſinnt er nach,
Doch endlich ſpricht er: „Faſſe Muth, es wird
Mit Gottes Hilfe alles gut ſich enden.
Noch iſt ein Mittel übrig, welches dir
Zu Leib- und Seelenrettung dienen kann.
Bevor die zwölfte Stunde, heute Nachts,
Die ſchreckensvolle, von dem Kirchthurm dröhnt,
Will ich dich ſelbſt zum Friedhof hingeleiten,
Wo du die Mütze ihm vom Kopfe nahmſt,
Dort ſollſt du auf das Grab des Müllers ſie
Mit eig'nen Händen legen." Angſt ergreift
Wohl Ännchens Seele, doch ſie ſieht, es gibt

Kein zweites Mittel, um in nächster Nacht
Dem schrecklichen Besuch zuvorzukommen.

Mit Beten bringt sie nun den Tag dahin,
Und immer heft'ger wallet ihre Brust,
Als sich die Abendnebel rings verbreiten,
Und immer bleicher wird ihr Angesicht.
Da naht der wackre Pfarrherr, spricht ihr Trost
Und Hoffnung zu, und wecket ihr Vertrauen.
Nun schlägt es eilf, und nun beginnt das Paar
Die schreckensvolle, grause Pilgerschaft.
Die Nacht ist finster, dichtverhüllt der Mond,
Ein scharfer Nord durchsauset Ännchens Locken,
Und stöhnt um sie, wie banger Geisterruf —
Jetzt stehen sie am schwarzen Friedhofsgitter.

Gretchen.

Ach Gott, mir starrt das Blut in allen Adern.

Klärchen.

Du armes Ännchen, wie wird's dir ergeh'n?!

Käthchen.

Der Greis erfaßt die Klinke, knarrend auf
Geht jetzt das schwere Thor, und in das Reich
Des Todes treten Beide nun hinein.
Welch tiefe Stille! — hochbeschneit umher
Steh'n Kreuz' und Grabesbilder, Geistern gleich,
Und eine dürre Trauerweide nickt
An grauer Wand gespenstisch ihnen zu.
Erbebend an dem Arm des Priesters naht

Das arme Ännchen ſich dem Grab des Müllers,
Einknickt ihr Knie, ein düſt'rer Nebel hüllt
Das Auge ihr, und halb bewußtlos legt
Sie jetzt das rothe Käpplein auf das Grab.
Und ſieh — da heult's mit einmal durch die Nacht,
Und ringsum lebt's und regt ſich's, wirr und wild,
Es ſchlägt um ſie gleichwie mit Eulenflügeln,
Und laut, vernehmlich tönt es an ihr Ohr:
„Das war dein Glück, daß du das Käpplein brachteſt!"—
Der Pfarrherr ſchlägt ein Kreuz, d'rauf wird es ſtill,
Und halb in Ohnmacht, aber glücklich bringt
Er Ännchen in des Vaters Haus zurück. —

Röſe.

Und ferner zeigte ſich kein neuer Spuck
Vom Müllerjakob?

Käthchen.

Niemand ſah ihn mehr,
Auch Ännchen nicht, doch war ihr Lebensglück
Für immerdar dahin, ihr froher Sinn
War ihr entſchwunden, ſichtbar welkte ſie
Zum Grabe hin, zu welchem man ſie auch,
Die gold'ne Jungfrau'nkrone auf dem Sarg,
Nach zweimal ſieben kurzen Monden trug.

Gretchen.

Ja ja, das kommt vom vielen Sprödethun,
Hätt' ſie den wackern Jakob gleich gefreit,
Sie hätte ſich und ihm erſpart das Leid.

Röſe.

Ach Gott, wie ſchaut's doch gar ſo rabenſchwarz
Durch's Fenſter dort. — Ach, dürft' ich armes Kind
Nur heute nicht am Friedhof mehr vorüber!

Gretchen (erſchreckt).

Horch! — Horch! — es pochte draußen an das Fenſter.

Käthchen.

Schau' doch hinaus.

Gretchen.

Das thu' ich wahrlich nicht.

Gertraud.

Ich auch nicht.

Märtchen.

Weder ich.

Liſchen.

Noch ich.

Nettchen.

Noch ich.

(Stimmen von außen.)

So öffnet doch, und ſeid ſo zaghaft nicht —
Wir ſind ja keine Diebe. — Kennt ihr uns
Denn nicht an unſern Stimmen? — Thut doch auf!

Gretchen.

Das iſt mein Heinrich!

Röſe.

Ja, ſie ſchuldet's noch
Von geſtern, wo ſie nichts zum Beſten gab.

Gertraud.

Ja heute muß ſie ihre Schuld bezahlen.

Klärchen.

Die Röſe hat das Mährchen uns erzählt
Von den drei Kaufmannstöchtern, Margareth'
Von dem verwunſchnen Prinzen, und Gertraud
Gab uns vom Spuck des Feuermanns die Kunde,
Nun iſt's an dir, nun ſträube dich nicht länger.

Liſchen.

Verſprochen haſt du es ſchon lange her,
Vom Käpplein uns das Mährchen zu erzählen.

Alle Mädchen.

Ja ja, vom rothen Käpplein, nur heraus.

Käthchen.

Es ſei, ich will es euch zum Beſten geben,
Doch rücket näher euch zuſammen, denn
Gar grauſig hört ſich dieſes Mährlein an,
Und ſicher läuft es kalt euch über'm Rücken.

Klärchen.

Hu hu, mich friert, bevor du noch beginnſt.

Röſe.

Nun friſch begonnen.

Gertraud.

Alle ſind wir Ohr.

Käthchen.

In einem Dörfchen an der Donau lebte
Vor langer Zeit, ſo wie man mir erzählt,

Die Tochter eines Schenken, Namens Ännchen,
So für das schönste Mädchen weit und breit
Gehalten wurde; doch wie schön sie auch
Und lieblich von Gestalt, so fühllos war
Und kalt ihr Herz, und nimmer hatte noch
Die Liebe es zu rascher'm Schlag bewegt.
Manch wackrer Jüngling warb um ihre Hand
Und ward mit Leichtsinn von ihr abgewiesen,
Vergebens wurden Ständchen ihr gebracht,
Und Blumensträuße, prächtig aufgeputzt
Mit bunten Flittern, gold'nen Pomeranzen,
Zu Namens- und Geburtstag ihr gespendet,
Sie achtete der Huldigungen nicht,
Und keiner mochte Ännchens Gunst erringen.

Auf gleiche Weise ging's dem armen Jakob,
Dem jungen Müller aus der nahen Bucht,
Der ernstlich um das Mädchen sich bewarb,
Und wohl der Würdigste von allen war
Die um sie freiten. Blühend von Gestalt
Und gottesfürchtig war er, schlicht und bieder,
Betrieb auch sein Gewerb mit viel Geschick,
Denn seit er auf der Mühle, malte man
Dort dreimal mehr, als sonsten man gemalen.
Die Nachbarn liebten ihn, manch' hübsches Kind
Sah still erröthend nach dem schlanken Jakob,
Nur Ännchen blieb für seine Blicke blind,
Und hatte für sein Flehen taube Ohren.
Das nahm der junge Mann sich zu Gemüth,
Und grämte heimlich sich, so Tag als Nacht

Bis ihm der Gram zuletzt das Herz gebrochen.
Es war im Februar, und Ännchen eben
Auf einer Hochzeit in der Nachbarschaft,
Als man zu Grab den armen Jakob trug,
Und als vom lust'gen Hochzeitsreigen sie
Nun wieder heim ins stille Dörfchen kam,
Da lag schon dichter Schnee auf seinem Hügel.
Sie ahnte nichts, der Vater selbst verschwieg
Die Kunde aus zu großer Sorgfalt ihr. —
Da kam es denn, daß sie im Dämmerlicht,
Am Tag der Heimkehr noch zu einer Base,
Nicht allzu fern vom Dörfchen sich begab,
So auf den Tod erkrankt darnieder lag.
Schon war die frühe Nacht hereingebrochen,
Als sie der siechen Base Haus verließ,
Hell prangte Stern an Stern am reinen Himmel,
Und über Dorf und Garten, Wald und Feld
Goß rings der Mond sein bläulich Silberlicht.
Mit schnellern Schritten eilte Ännchen d'rum,
Den wohlbekannten Weg zurückzulegen,
Der, an dem nächtigöden Friedhof sie
Vorüber, zu des Vaters Wohnung führte.

Klärchen.

Nun fängts schon an, ein wenig mich zu frösteln.

Röse.

Nur stille, stille!

Gertraud.

Ach, sie dachte wohl
Nichts weniger, als daß der Jakob dort
Begraben liege.

Lischen.

Hätte sie's gedacht,
Sie wäre nimmermehr vorbei gegangen.

Gretchen.

So schweigt doch endlich!

Röse.

St! Kein Wörtchen mehr.

Käthchen.

Als Ännchen nun zu dem Gemäuer kam,
Zum alternden, das hier den Plan umschloß —
Sieh' doch, wer schaute da vom niedern Rand,
Das Kinn auf beiden Händen, auf dem Haupt
Ein rothes Käpplein, gleich als wär's ein Bild
Aus Stein gehauen, hohl und regungslos
Zum Friedhofssteig heraus? — Erschrocken bebt
Schön Ännchen vor dem Nächtigen zurück,
Allein im selbem Nu, den Müller jetzt
In ihm erkennend, ruft vom Zorn entflammt,
Die allzurasche Dirne: „Ei ihr Thor!
Ihr denkt wohl gar, mit eurem Fastnachtsspuck
Mich hier zu schrecken auf dem nächt'gen Pfad,
Doch habt ihr euch betrogen, und zum Lohn,
Daß ihr's gewagt, solch plumpen Spaß zu treiben,
Sollt ihr mir barhaupts nun zur Mühle heim."

Und mit den Worten riß sie, raschen Sprungs,
Sein rothes Käpplein ihm vom Kopf, und rannte
Den Steig hinab, — hier rief sie noch zurück:
„Wollt ihr das Käpplein wieder, hohlt's euch selbst!"
Und husch ging's über Dorn und Stein von dannen. —

„Da seht nur Vater, was ich heimgebracht,"
Begann sie jetzt, als sie mit heißer Wang'
Zu diesem in die düstre Stube trat,
Und nun erzählte sie dem Alten, wie
Der Müller sie am öden Friedhofssteig
Erschrecken wollte, aber sie ihn gleich
Im Mondenlicht erkannt, und d'rauf im Nu
Das rothe Käpplein ihm vom Kopf entführt.
„Dem Müller Jakob?" rief betroffen nun
Der alte Vater, — „Kind, du sprichst im Traum!
„Nicht doch," versetzt das Mädchen, „glaubt es mir
Ich werde wohl den Müllerjakob kennen."
„Ich sage dir," fällt jener ihr ins Wort,
„Du hast geträumt, denn seit drei Tagen liegt,
Daß du's nur weißt, der Müllerjakob ja
Auf dem Liebfrauenkirchhof schon begraben."

Das trifft gleichwie ein Blitzstrahl Annchens Her
Und kalter Frost durchschüttelt ihre Glieder.
Hin, nach dem Kämmerlein im Erdgeschoß
Bringt sie der Vater, spricht ihr tröstend zu:
Es könne wohl ein Freund gewesen sein
Des Müllerjakobs, welcher seinen Tod
An ihr, der Spröden, also rächen wollte,
Und sänftigt so der Ängstlichen Gemüth,
Bis endlich sich der Schlaf, der beste Tröster
Auf ihre matten Augenlieder senkt —
Da weckt sie plötzlich dumpfer Glockenschlag.

Die Mädchen.

O weh!

Käthchen.

S' iſt Mitternacht, und in der weiten Stille
Verſummet eben jetzt der letzte Klang,
Da tippt es draußen ſachte an das Fenſter,
Und wie erſchreckt nun hin ihr Auge ſchaut,
So ſteht der Jakob, wie er leibt' und lebt',
Im weißen Lacken, langen, ſtrupp'gen Haars
Und blaß vom Antlitz, übergoſſen ganz
Vom hellen Mondlicht, auf dem nächt'gen Flur,
Und ruft mit heiſ'rer Stimme: „Ännchen lieb,
Gib mir das Käpplein, gib mir's nur zurück,
Muß wieder heim zum Liebenfrauenkirchhof."

Da flirrt's vor Ännchens Blick, und tiefe Nacht
Umhüllet ihre Sinne, Morgens erſt
Fand ſie der Vater, leblos hingeſtreckt,
Gelöſt das Haar, mit todtenbleicher Wang'
Am Boden liegen. Alles wird verſucht,
Was zu verſuchen iſt, um neues Leben
In die erſtarrte Bruſt zurückzubringen.
Nun endlich glückt's, ſie kommt zu ſich, ſie ſchaut
Die ſie umgeben an, mit ſtarrem Blick,
Doch iſt ihr Geiſt noch irr', bis allgemach
Sie vollends ſich erholt. Nun kündet ſie
Dem Vater, was ihr Mitternachts begegnet,
Doch dieſer ſchreibt es bloß dem Schrecken zu,
Der Phantaſie, von wildem Blut erhitzt,
Und tröſtet ſie, bis ſie beruhigter
Sich ſelber lügt: es war ein eitler Traum.

So senkt sich wieder auf die eis'ge Flur
Die düstre Nacht; durchs Schneegewölbe schaut
Der volle Mond, ein blasses Leichenbild,
Und wieder schallt der letzte Glockenschlag
Vom Kirchthurm her, und wecket Ännchen auf.
Erschrocken springt vom Lager sie empor,
Da tippt's ans Fenster wieder sachte, ruft:
„Gib mir mein Käpplein, Ännchen, gib's zurück
Muß wieder heim zum Liebenfrauenkirchhof."
Und lautaufschreiend sinkt sie wieder hin,
Erst spät in ihres Vaters Arm erwachend,
Der auf den Hilferuf herbeigeeilt.

Als vollends nun der Tag die Nacht besiegt,
Da wird zum greisen Pfarrherrn hingeschickt,
Daß Trost und Hilfe er der Armen bringe.
Er naht sogleich; was sich ereignet, wird
Dem Würd'gen kundgethan, lang sinnt er nach,
Doch endlich spricht er: „Fasse Muth, es wird
Mit Gottes Hilfe alles gut sich enden.
Noch ist ein Mittel übrig, welches dir
Zu Leib- und Seelenrettung dienen kann.
Bevor die zwölfte Stunde, heute Nachts,
Die schreckensvolle, von dem Kirchthurm dröhnt,
Will ich dich selbst zum Friedhof hingeleiten,
Wo du die Mütze ihm vom Kopfe nahmst,
Dort sollst du auf das Grab des Müllers sie
Mit eig'nen Händen legen." Angst ergreift
Wohl Ännchens Seele, doch sie sieht, es gibt

Kein zweites Mittel, um in nächster Nacht
Dem schrecklichen Besuch zuvorzukommen.

Mit Beten bringt sie nun den Tag dahin,
Und immer heft'ger wallet ihre Brust,
Als sich die Abendnebel rings verbreiten,
Und immer bleicher wird ihr Angesicht.
Da naht der wackre Pfarrherr, spricht ihr Trost
Und Hoffnung zu, und wecket ihr Vertrauen.
Nun schlägt es eilf, und nun beginnt das Paar
Die schreckensvolle, grause Pilgerschaft.
Die Nacht ist finster, dichtverhüllt der Mond,
Ein scharfer Nord durchsauset Ännchens Locken,
Und stöhnt um sie, wie banger Geisterruf —
Jetzt stehen sie am schwarzen Friedhofsgitter.

Gretchen.

Ach Gott, mir starrt das Blut in allen Adern.

Klärchen.

Du armes Ännchen, wie wird's dir ergeh'n?!

Käthchen.

Der Greis erfaßt die Klinke, knarrend auf
Geht jetzt das schwere Thor, und in das Reich
Des Todes treten Beide nun hinein.
Welch tiefe Stille! — hochbeschneit umher
Steh'n Kreuz' und Grabesbilder, Geistern gleich,
Und eine dürre Trauerweide nickt
An grauer Wand gespenstisch ihnen zu.
Erbebend an dem Arm des Priesters naht

Das arme Ännchen sich dem Grab des Müllers,
Einknickt ihr Knie, ein düst'rer Nebel hüllt
Das Auge ihr, und halb bewußtlos legt
Sie jetzt das rothe Käpplein auf das Grab.
Und sieh — da heult's mit einmal durch die Nacht,
Und ringsum lebt's und regt sich's, wirr und wild,
Es schlägt um sie gleichwie mit Eulenflügeln,
Und laut, vernehmlich tönt es an ihr Ohr:
„Das war dein Glück, daß du das Käpplein brachtest!" —
Der Pfarrherr schlägt ein Kreuz, d'rauf wird es still,
Und halb in Ohnmacht, aber glücklich bringt
Er Ännchen in des Vaters Haus zurück. —

Röse.

Und ferner zeigte sich kein neuer Spuck
Vom Müllerjakob?

Käthchen.

Niemand sah ihn mehr,
Auch Ännchen nicht, doch war ihr Lebensglück
Für immerdar dahin, ihr froher Sinn
War ihr entschwunden, sichtbar welkte sie
Zum Grabe hin, zu welchem man sie auch,
Die gold'ne Jungfrau'nkrone auf dem Sarg,
Nach zweimal sieben kurzen Monden trug.

Gretchen.

Ja ja, das kommt vom vielen Sprödethun,
Hätt' sie den wackern Jakob gleich gefreit,
Sie hätte sich und ihm erspart das Leid.

Röſe.

Ach Gott, wie ſchaut's doch gar ſo rabenſchwarz
Durch's Fenſter dort. — Ach, dürft' ich armes Kind
Nur heute nicht am Friedhof mehr vorüber!

Gretchen (erſchreckt).

Horch! — Horch! — es pochte draußen an das Fenſter.

Käthchen.

Schau' doch hinaus.

Gretchen.

Das thu' ich wahrlich nicht.

Gertraud.

Ich auch nicht.

Märtchen.

Weder ich.

Liſchen.

Noch ich.

Nettchen.

Noch ich.

(Stimmen von außen.)

So öffnet doch, und ſeid ſo zaghaft nicht —
Wir ſind ja keine Diebe. — Kennt ihr uns
Denn nicht an unſern Stimmen? — Thut doch auf!

Gretchen.

Das iſt mein Heinrich!

Lischen.

Und der Leopold!

Käthchen.

Mein Joseph auch.

Nettchen.

Mein Niklas war's, der

Röse.

Der Hans ist auch dabei, nun darf ich doch
Nicht ganz allein vorbei den Friedhof wandern.

Der

Steinblock zu Carrara.

Massanische Sage.

Reich an Erfahrungen ist unser Leben,
Und jede ist für dich ein leitend Licht,
Doch merk' die eine dir genau, die spricht:
Man muß nicht alles zu erforschen streben.

Joh. N. Vogl.

Carrara ist eine kleine Stadt im Herzogthume Massa, in welchem viele kluge Leute wohnen, und in dem schöner Marmor gebrochen wird.

Diese klugen Leute liebten es nun sehr, wenn die Tagesarbeit in den Marmorbrüchen vollendet war, sich in Osterien der Stadt zu versammeln, und bei einer Polenta und bei einem Pokale Vino commune über dieß und jenes ihre Gedanken auszutauschen.

An einem solchen Abende saßen Paolo, Cecco, Andrea und Maso, die Honoratioren jener Stadt, und auch die Klügsten derselben, bei ihren vollen Weinpokalen.

Bei dieser Gelegenheit kam nun zufällig die Rede auch auf einen Marmorblock, welcher seit undenklichen Jahren bei einem der Steinbrüche von Carrara zu sehen war, und der schon längst die Aufmerksamkeit der Einheimischen und Fremden, welche ihn betrachteten, durch eine sonderbare Inschrift, die sich Niemand zu erklären wußte, rege gemacht hatte.

Auf dem Steinblocke waren nämlich die Worte: „Glücklich derjenige, welcher mich umwendet," eingegraben.

Angeeifert durch diese Worte, versuchten Manche bereits den Stein umzuwälzen; da aber derselbe ihren Bemühungen trotzte, so geschah es, daß er bis auf den eben erwähnten Abend wieder in Vergessenheit gerieth.

„Hört, ihr Freunde," nahm eben jetzt Paolo das Wort, „ich bin heute an dem Blocke vorbeigegangen, der draußen an den Steinbrüchen liegt, und seine Aufschrift hat in mir wieder ganz sonderbare Gedanken erweckt."

„Ja," erwiederte Andrea, „auch unsere Neugierde hat er schon längst angeregt."

„Ich denke immer," sprach Cecco, „daß ein großes Geheimniß unter ihm verborgen sein müsse."

„Vielleicht ein Schatz," fügte Maso, der Krämer, hinzu.

„Ach," sagte Paolo, der Goldschmied, „ich sehe schon die Goldstangen schimmern, und die Silberbarren."

„Es könnten wohl auch Diamanten dabei sein," meinte Andrea, der Juwelenhändler.

„Und alte, seltene Münzen," sprach Cecco, der Alterthümler.

„Ja, aber wie dazu gelangen?" fragte Paolo. „Wir Alle, wie wir da sind, bringen den Stein nicht von der Stelle."

„Nicht zwei Mal so viele, als wir," sagte Cecco.

„Und die Arbeiter kosten Geld," fügte Maso mit einem Seufzer hinzu.

„Viel Geld," ergänzte Paolo, die Stirne in mächtige Falten ziehend.

„Aber der Schatz könnte Alles ersetzen, was wir dafür auslegen," sagte Andrea.

„Und noch viel mehr," fuhr Cecco fort.

„Er könnte uns Alle zu reichen Männern machen," sprach Maso.

„Zu Millionären," ergänzte Paolo.

„Freilich, freilich," meinten mehrere. „Was also thun?" fragten die Übrigen.

„Wenn ihr meiner Meinung seid," sprach Paolo, „so wenden wir morgen den Steinblock."

„Morgen noch nicht," fiel ihm Cecco in die Rede, „morgen ist ein Freitag."

„Recht, und an einem Freitag soll man nichts von Wichtigkeit unternehmen, das hat schon mein Vater gesagt," fuhr Maso fort, „und der war, wie ihr wißt, einer der klügsten Männer in Carrara."

„Auch dächte ich," sprach Andrea, „wir befragten doch vorerst unsere Hausfrauen um ihre Meinungen?"

„Ein kluger Einfall," erwiederte Cecco, „die Weiber haben, was einen guten Rath betrifft, eine eigene Stärke."

„Und meine Lucia," sagte Andrea, „ist gewiß eine der Klügsten in Carrara."

„Auch meine Ninetta läßt sich nicht so leicht ein X für ein U machen," fuhr Cecco fort.

„Der Verstand meiner Lucretia ist bekannt," sagte Maso nicht ohne Stolz.

„So wie der meiner Giulietta," ergänzte Paolo.

„Es bleibt also bei unserer Verabredung," nahm jetzt Andrea das Wort. „Wir wollen noch heute vor dem Schlafengehen unsere Weiber befragen, und wenn sie unserer Meinung sind, morgen die Summe für die

Arbeiter zusammenlegen, und übermorgen rüstig ans Werk gehen."

Bei diesem Resultate verblieb es, und nachdem die sehr klugen Herren von Carrara noch ein Langes und Breites über diesen Gegenstand gesprochen hatten, und auch die Nacht mächtig vorgerückt war, verfügten sie sich in ihre Behausungen, um mit ihren Ehehälften über die Sache zu consultiren.

Wunderbarer Weise stimmte dieses Mal die Meinung der Hausfrauen, was nur selten zu geschehen pflegte, mit jener ihrer Gatten überein, ja die ersteren munterten diese sogar auf, die Sache möglichst zu beschleunigen, und wußten sie dahin zu bringen, daß sie sich ihre vorgefaßte abergläubische Meinung hinsichtlich des Freitags aus dem Sinne schlugen, und sich entschlossen, schon mit dem nächsten Morgen den Steinblock umzuwenden.

Den Grund aber, warum die lieben Frauen ihre Männer so sehr zu ihrem Unternehmen aneiferten, lag darin, daß jede von ihnen hoffte, ihr Schmuckkästlein um ein Bedeutendes bereichert zu sehen, und sich schon in Gedanken an dem Neid der Andern ergötzte, da sich jede schmeichelte, das Vorzüglichste des zu behebenden Schatzes von ihrem Gatten zu erhalten.

Am Morgen darauf aber sah man einen langen Zug, mit Stangen, Spaten, Brecheisen und Hebeln bewaffnet, aus Carrara nach den Steinbrüchen wandern.

Wem dieser Zug zufällig auf seinem Wege begegnete, der meinte, das rüstige Häuflein zöge aus, irgend eine Raubveste zu belagern.

Dem war aber ganz anders, denn der Zug bestand aus einigen zwanzig Taglöhnern, geführt von Paolo, Cecco, Andrea und Maso, deren Absicht es war, den verhängnißvollen Stein zu heben, und den Schatz darunter sich zuzueignen.

Jetzt waren sie auf dem Platze angekommen, die Taglöhner warfen ihre Röcke von sich, jene, welche Hemden anhatten, streiften die Hemdeärmel über die Ellenbogen, und griffen zu ihren Werkzeugen. Paolo und seine Freunde standen um sie her; und verwendeten kein Auge von dem Steinblocke.

Der Schweiß floß den Arbeitern bereits in reichen Strömen von den Stirnen herab, und noch immer wollte der Block seine Stelle nicht verlassen. Nun strengten sie aber alle im Verein ihre Kräfte an, jede Armsehne schwoll um das Doppelte; da regte sich die kolossale Steinmasse langsam, jetzt bog sie schwerfällig über — ein allgemeines Ha! erscholl, auf welches ein dumpfer, weithineindröhnender Fall erfolgte.

Eine dichte Staubwolke entzog für Augenblicke die Stelle dem Auge der Anwesenden.

Allmälig zertheilte sich jedoch dieselbe; wie Geier auf ihren lange verfolgten Raub stürzten Paolo, Cecco, Andrea und Maso zum umgewälzten Steinblocke hin.

Wer aber ſchildert ihr Erſtaunen, als ſie ſahen, daß der Steinblock auf flacher Erde gelegen habe, auf welcher keine Spur von Goldſtangen, Silberbarren oder Edelſteinen zu ſehen war.

Wohl aber fanden ſie auf der Kehrſeite des Steines eine zweite Inſchrift, welche alſo lautete: „Ich danke; immer auf einer Seite zu liegen, iſt mir längſt ſchon unbequem.“

Paolo, Andrea, Cecco und Maſo ſtanden wie vom Blitze getroffen, und wollten ihren Augen nicht trauen, als ſie dieſe Worte laſen; aber das ſchallende Gelächter der Taglöhner, welche die Stelle verließen, überzeugte ſie nur zu ſehr, daß ſie nicht unrecht geſehen und geleſen hatten.

Nach einer guten Weile, welche die Schwergetäuſchten zu ihrer Erholung bedurften, verließen ſie ſtumm und niedergeſchlagen die Stelle wieder, um ſich nach ihren Wohnungen zu verfügen, wo ſie eben nicht den beſten Willkomm von Seiten ihrer Ehegattinen zu erwarten hatten.

Als ſie aber in die Nähe von Carrara gekommen, faßte Paolo ſeine Freunde und Leidensgenoſſen geheimnißvoll bei der Hand, und ſprach, nachdem er vorſichtig nach allen Seiten umgeblickt hatte, ob es auch Niemand höre, mit wichtiger Miene zu ihnen: „Liebe Freunde, obgleich wir in unſeren Hoffnungen auf eine eben nicht angenehme Weiſe getäuſcht wurden, ſo keh-

ren wir nach meiner Anſicht nicht ganz unbelohnt von dieſem Gange nach Hauſe."

„Wie ſo?" fragten voll Erſtaunen die Übrigen.

„Weil wir durch ihn belehrt worden ſind," erwiederte Paolo, „daß man nicht Alles in der Welt umkehren müſſe."

Das

Geſicht im Walde.

Toskaniſche Sage.

Was dort ihm einſt in Einſamkeit geſcheh'n,
Erzählten Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß' ich vor euch auch das Gebild entſteh'n.

La Motte Fouqué.

In dem von der Natur ſo reich geſegneten Lande Toskana lebte der Markgraf Hugo in einem herrlichen Schloſſe am thyrrheniſchen Meere. — Abgeſehen, daß ſchon die Lage dieſes Schloſſes und ſeine prachtvolle Bauart Jeden, der es zu Geſichte bekam, auf das Angenehmſte überraſchte, ſo bezauberte nicht minder die reizende Umgebung desſelben das Auge des Beſchauers, und machte in jedem Herzen den Wunſch rege, hier die noch übrige Lebensfriſt zubringen zu können.

Zur Linken des Schloſſes dehnte ſich das herrliche mittelländiſche Meer, hier das thyrrheniſche oder tusciſche genannt, bis zur fernſten Ferne, wo es der Horizont begränzte, während ſich zur Rechten jene runden, mit friſchgrünen Mandel-, Citronen- und Kaſtanienbäumen bewachſenen Hügel erhoben, welche ſich über dieſes ganze glückliche Land verbreiten.

Nicht minder herrlich war es in dem Inneren des Schlosses selbst. Was die Pracht und der Geschmack jener Zeit nur aufzubieten vermochte, erblickte man hier im schönsten Vereine.

Prachtvolle Säle und Gemächer, von Gold und Seide strotzend, luftige Erker und Altanen mit bunten Baldachinen und duftenden Blumen wechselten mit einander, und gewährten die herrlichsten Überblicke über die Umgegend, weßwegen das Schloß auch Bel-Riguardo genannt wurde.

In diesem wahrhaft paradiesischen Aufenthalte lebte nun Markgraf Hugo nach dem Tode seiner Mutter Vivilla, ein Leben, welches mit dem Aufenthalte ganz im Einklange stand, denn das einzige Ziel, welches er sich vorgesetzt zu haben schien, war: Lebensgenuß.

Tagtäglich hörte man die Jagdhörner durch die Kastanienwälder erschallen, begleitet von Hundegebell und Peitschenknall. Allnächtlich erblickte man die hohen Bogenfenster des Schlosses erleuchtet, und sah die Umrisse der Tanzenden wie Schatten von flüchtigen Elfen an denselben vorüberfliegen, während lustige Weisen und lärmende Toaste hinunterklangen zu dem stillern Gemurmel der Wellen und dem Rauschen der finsteren Wälder.

Nur im Zwielichte, wenn das Ave-Maria-Glöcklein in Bel-Riguardo erklang, schien der Frohsinn alldort eine kleine Pause zu machen, denn mit dem ersten Glockenschalle begab sich Hugo in die Schloßkapelle, und verrichtete, so wie er früher, als seine Mutter noch lebte, zu thun gewohnt war, sein Gebet zur heiligen Jungfrau.

Kaum aber hatte er dieſes verrichtet, verfügte er ſich wieder zu den Gäſten, von welchen das Schloß niemals leer wurde, und wetteiferte mit Jedem, den Becher der Freude bis auf den Grund zu leeren.

Einen treuen Spießgeſellen und Helfershelfer in dieſem wüſten Treiben hatte Hugo in einem Sizilianer Namens Velino gefunden, welcher ſich durch ſeine fröhliche Laune ſowohl als durch ſein einſchmeichelndes Benehmen dem Markgrafen unentbehrlich gemacht hatte, und ſich bei den verliebten Abenteuern desſelben zu allen Dienſtleiſtungen verwenden ließ, zu welchen ihn Hugo nur immer gebrauchen wollte.

Nur zu ſeiner täglichen Andacht mochte Velino den Markgrafen nie geleiten, und zog es vor, indeſſen ſeine Zeit bei dem Becher zuzubringen.

Eines Tages geſchah es nun, daß Markgraf Hugo, auf der Jagd von ſeinen luſtigen Gefährten abgekommen, ſich im Walde verirrt hatte, und den Weg nicht wieder nach Bel-Riguardo finden konnte.

Die Sonne begann bereits zu ſinken, und noch immer irrte er in der Düſterniß des Waldes umher, vergebens nach einem Ausweg ſpähend.

Die Zunge klebte ihm bereits vor Durſt an den Gaumen, und wie es gewöhnlich bei Leuten, welche ſich zu ſehr der Weichlichkeit hingeben, zu geſchehen pflegt, wenn ihnen etwas Widerwärtiges begegnet, hatte ſich auch ſeiner der Unmuth ſo ſehr bemächtiget, daß er dem ermüdeten Pferde die Sporen tief in die Weichen ſtieß, um es zu ſchnellerem Gange zu zwingen.

Umſonſt! bald konnte das Pferd nicht mehr weiter, und Hugo ſah ſich gezwungen, eine Weile auf dem Grasboden auszuruhen.

Horch! — Da erklang ganz aus der Ferne das Ave-Maria-Glöckchen einer Einſiedelei, und Hugo, ſeiner Gewohnheit gemäß, entblößte das Haupt, und ſank auf die Knie, um ſein Gebet zu verrichten.

Sieh, da blitzten die letzten Abendſtrahlen noch einmal durch die Wildniß, und verbreiteten über dieſelbe einen wunderbaren Schimmer. Vor dem Markgrafen aber ſtand plötzlich eine hohe Jungfrau in einem blendend weißen Kleide mit einem überaus lieblichen Antlitze. Blonde Haare fielen in natürlichen Locken zu beiden Seiten desſelben auf die Schultern nieder, und das tiefe Blau ihrer Augen wetteiferte mit der unbeſchreiblichen Farbe des Himmels jenes Landſtriches.

In den zartgeformten Händen ein Gefäß haltend, in welchem ſich herrliche Früchte befanden, näherte ſich die wunderbare Erſcheinung dem erſtaunten Jäger.

„Nimm von dieſen Früchten," ſprach ſie ſodann, „und erquicke dich."

Hugo folgte der Einladung, und nahm eine Frucht aus dem Gefäße; kaum aber hatte er ſie zum Munde gebracht, ſo fand er ſie ungenießbar und bitter.

„Was ſoll das?" fragte er hierauf, indem er die Stirne runzelte, und die Frucht von ſich ſchleuderte.

„So wie dieſe Frucht," antwortete die heilige Erſcheinung, „iſt dein Gebet zu mir. Gleißend von Außen, gehaltlos von Innen. Wie kannſt du wähnen, daß ſolch eine Huldigung mir gefallen könne?"

Nach dieſen Worten war die Erſcheinung verſchwunden, und dunkle Nacht umfing den erſchrockenen Markgrafen.

Als er ſich von ſeiner Überraſchung wieder erholt hatte, faßte er ſein Roß am Zügel, und ſuchte, in Gedanken über das Vorgefallene verſunken, abermals nach einem Ausweg aus dem Walde.

Nicht lange, ſo begann dieſer lichter zu werden, und der aufgehende Mond zeigte ihm einen Pfad nach Bel-Riguardo.

Wirklich begann Hugo über ſeine Ausſchweifungen Reue zu fühlen, und beſchloß, einem beſſeren, edleren Ziele nachzuſtreben, und nicht bloß der Sinnlichkeit, dem Genuſſe, zu leben; aber nicht lange währten dieſe frommen Geſinnungen in dem ſchwachen Markgrafen.

Velino hatte ihn bald wieder in ſeine Garne verwickelt, und das fröhlichſte Treiben herrſchte noch toller als früher auf dem Schloſſe.

Bei einem glänzenden Feſte, welches Hugo veranſtaltete, erſchien auch ein Nobile der Nachbarſchaft mit ſeiner Tochter Ismelda, einer leuchtenden Schönheit in der Frauenwelt, welche alſogleich eine wildlodernde Flamme in Hugo's Innerem erweckte.

Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, verließ Hugo, in einem Taumel von Leidenſchaft, die Geſellſchaft, und ſuchte Velino.

„Velino," rief er, als er dieſen gefunden hatte, ihn heftig an der Schulter faſſend, „dieſe Ismelda mein, und ich gebe die Hälfte meiner Reichthü-

mer. Du warst immer mein Rathgeber, mein Helfer, rathe, hilf auch jetzt, und ich will dich mit Gold überschütten."

„Ich werde sehen," antwortete Velino. „Ladet das Fräulein und ihren Vater zum nächsten Feste, vielleicht gelingt es mir, bis dahin eine List auszuhecken, welche sie Euch in die Arme führt."

Nach diesem Zweigespräche verfügte sich Hugo wieder zur Gesellschaft, und versuchte, alle seine geistigen als körperlichen Vorzüge vor Ismelda auf das Glänzendste strahlen zu lassen, um diese für sich zu gewinnen.

Wirklich hatte auch Ismelda eine geheime Zuneigung zu dem jungen, lebensfrohen Markgrafen gefaßt, und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen, als Hugo ihren Vater, mit der ihm eigenen ritterlichen Artigkeit, ersuchte, ihn mit seiner Tochter beim nächsten Feste zu beehren, und dieser zu kommen versprach.

Als die Gäste das Schloß verlassen hatten, und es wieder ruhiger in demselben geworden war, suchte der Markgraf sogleich Velino wieder auf, um mit diesem das Nähere zu besprechen.

Velino theilte ihm nun seinen Plan mit, welcher so schlau ausgesponnen, so schurkenhaft berechnend ersonnen war, daß an Ismelda's Verderben nicht mehr gezweifelt werden konnte.

Am Tage vor jenem Feste, an welchem der schändliche Plan in das Werk gesetzt werden sollte, beschloß Hugo abermals im Walde zu bürschen. Er und Veli-

no bestiegen ihre Pferde, und sprengten ohne Gefolge waldein.

Ein aufstehendes Wild fand bald in dem Markgrafen einen heftigen Verfolger, während Velino's Pferd scheute und mit ihm ausriß.

Der Markgraf, besorgt um seinen Freund, ließ, sobald er dieß bemerkte, von dem Wilde ab, um Velino zu Hilfe zu kommen, von diesem aber war nichts mehr zu sehen noch zu hören.

Hugo verfolgte in Eile einen Pfad, welcher aber von den hohen Felsen, die ihn zu beiden Seiten umgaben, immer düsterer wurde, bis sich ein tiefes schauerliches Dunkel über den einsamen Reiter verbreitete.

Starr vor Erstaunen aber, über das Unerwartete, was sich ihm hier darbot, stand er am Eingang einer Höhle.

Drei riesenhafte, nackte Cyclopengestalten von athletischem Gliederbaue, das Antlitz von struppigen Bärten verwachsen, und den Nacken von schwarzen Haaren umflattert, standen vor einem Ofen, und schürten die Gluth in demselben, welche mit ihrem grellen Schimmer die schreckhaften Werkleute und das Innere der Höhle gespenstisch beleuchtete.

Bevor sich jedoch Hugo noch zu fassen vermochte, langte einer jener Männer mit einer langen Schmiedezange ein rothglühendes Herz aus den Flammen, hielt es auf den Ambos, welcher inmitten der Höhle stand,

und ſchlug mit einem ſchweren Hammer auf dasſell daß ihm helle Funken entſprühten.

Während er alſo that, ſang er:

»Herz, das niemals zu erweichen,
Werd' nun weich von grimmen Streichen!«

Und alſobald brachte auch der Zweite einen Sch del aus dem Feuer, legte ihn auf den Ambos, u ſchlug mit dem Hammer darnach, indem er ſang:

»Schädel, trotzend und verrucht,
Fühle nun des Hammers Wucht!«

Aber auch der Dritte brachte jetzt ein menſchlic Gebein aus dem Ofen, welches er wie die Andern den Ambos legte, und darauf den Hammer nied ſchmetterte, ſingend:

»Du Gebein, der Luſt nur fröhnend,
Splittre jetzt, in Reue ſtöhnend!«

Und wilder und wilder fielen die gewaltigen St che, und es ſchien, als ob ein tiefes, ſchmerzlic Stöhnen erklänge aus dem Herzen und dem Schä und dem Gebeine.

Die Drei aber ließen nicht ab, und ſchwan mit nervigten Armen fortwährend ihre rieſigen Hä mer, und ſangen im wilden Chore:

»Sünd'ge Glieder allzumal,
Fühlt nun die verdiente Qual!«

Da aber trat Hugo mit tiefgefurchter Stirne zu ihnen, und rief: „Du nächtiges Zaubervolk, was treibst du hier für Werke des Frevels und der Verdammniß? — Fliehe von hinnen, oder dieß Hasthorn ruft meine Knechte herbei, daß sie dich greifen, und der Feuertod ist dein verdientes Loos!"

Einer der Männer aber wandte sich zu Hugo, und antwortete: „Was schmälst du uns, Fremdling?! — Wir sind keine Zaubergesellen, wie du irriger Weise glaubst. Wir sind die Vollstrecker einer höheren Macht, die Richter im Verborgenen, und der Mensch selbst ist es, der uns aufruft zu unserem nächtigen Werke. Jenes Herz, welches unsere Hämmer zermalmten, jener Schädel, auf den die Wucht unserer Hämmer fiel, und jenes Gebein, das unter ihnen knirschte, gehörten einem zur Strafe gereiften Verbrecher; Velino ist sein Name."

Velino!?" stammelte Hugo.

„Bald aber," fuhr jener fort, „kannst du ein zweites Opfer auf diesem Ambos erblicken, auf das wir mit Verlangen harren. Es ist dieß der Markgraf Hugo."

Nach diesen Worten waren plötzlich die Hammerknechte sammt Ambos und Ofen verschwunden; der Markgraf aber, eben so sehr von Schrecken über das eben Gehörte erfaßt, als von plötzlicher tiefer Reue über sein frevelhaftes Treiben ergriffen, floh aus der Höhle, warf sich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, auf sein Roß, und sprengte seinem Schlosse zu.

Als er aber an das Ende der Felsenschlucht gelangte, fand er Velino's Leiche zerschmettert an einem Steinblock liegen.

Markgraf Hugo nahm sich ernstlich vor, den Weg der Tugend zu verfolgen, seit er die furchtbare Werkstätte des Gewissens gesehen hatte. Und als am nächsten Tage die fromme Ismelda mit ihrem Vater auf Bel-Riguardo erschien, warb er bei dem würdigen Greise um die Hand der Jungfrau, welche ihm dieser auch freudig zusagte.

Ritter

Horimir und sein Schimmel.

Böhmische Sage.

Schenik, lieber Schenik, bei dem Namen
Nenn ich dich, du sollst, du wirst mir helfen.
J. G. v. Herder.

Unter der Regierung des Herzogs Krzomisl entstand ganz Böhmen eine große Theuerung, da die Bewohner dieses Herzogthums sich vorzüglich den Arbeiten den Bergwerken gewidmet hatten, wodurch natürlicherweise viele Hände dem Ackerbaue entzogen und die Felder vernachlässigt wurden.

Zwei Tagreisen von Prag entfernt, gegen Mittag, ragt ein Berg mit schwarzen Fichten bedeckt, welcher Przibram genannt wurde, und der die ergiebigsten alten Goldschachte in sich zu schließen schien.

Schon zu Przemisl's und Libussens Zeiten hatte dort ein Landmann einen Goldklotz gefunden, welchen er diesen überlieferte, und der ein größeres Gewicht hatte, als der Herzog und die Herzoginn zusammen.

Wirklich entdeckte man in Przibram auch in der Folge noch manche Goldadern, und Krzomisl sparte

keine Kosten, ihren glänzenden Inhalt zu Tage zu bringen.

Die Wladiken des Landes schüttelten zu diesem Treiben bedenklich die Köpfe; aber Keiner von ihnen wagte es dem Herzoge, da er so sehr für den Bergbau eingenommen war, Gegenvorstellungen zu machen.

Nur der Ritter Horimir, welcher auf dem Schlosse Neumotol, auch Novomitelsky genannt, zwischen der Stadt Beraun und Przibram hauste, vermochte seinen Unmuth über das allgemeine Elend des Landes, welches durch diese Bergarbeiten herbeigeführt wurde, nicht in seinem Herzen zu unterdrücken, und beschloß Krzomisl hierüber dringend um Abhilfe zu bitten.

Eines Morgens ging er in den Stall, sattelte seinen Semik, so hieß sein milchweißer Schimmel, ein Geschäft, welches er keinem seiner Knechte anvertraute, schwang sich in den Sattel und sprengte ohne Begleitung zum Thore von Neumotol hinaus.

Als sich aber die Straße theilte, wendete der kluge Semik seinen Kopf, und Horimir deutete ihm nach der rechten Seite, worauf der Schimmel die Straße nach dem Wissehrad einschlug.

Es ist nothwendig, hier zu erwähnen, daß dieser Schimmel durchaus kein gewöhnliches Thier dieser Raçe war, sondern einen weit über das Vermögen ihm ähnlicher Geschöpfe hinausragenden Verstand und gar wunderbare, ja übernatürliche Kräfte besaß.

Kein Roß kam ihm gleich im Laufe, welcher mehr einem Fluge zu vergleichen war; auch verstand es je-

den Wink ſeines Herrn, der dieſes wundervolle Thier, als er ſelbſt noch ſehr jung war, von einer Waldfrau zum Geſchenke erhalten, welche ſpäter aus der Gegend verſchwand, deren bleiches, rührend holdes Antlitz ihm aber noch immer vor Augen ſchwebte, und ihn oft mit einer unnennbaren Wehmuth erfüllte.

Horimir hatte den Wiſſehrad bald erreicht und dem Herzog Krzomiſl, mit allem Feuer der Beredſamkeit, die traurigen Folgen der Bergarbeiten in Przibram und am Eulenberge vorgeſtellt, und ihm die immer mehr über Hand nehmende Noth ſeiner Unterthanen mit den lebhafteſten Farben geſchildert.

Krzomiſl war zu klug, um nicht die Wahrheit einzuſehen, welche die Worte des kühnen Ritters enthielten, und ſprach zu Horimir: Ritter Horimir, ich ſehe, daß euer Rath aus einer lautern Quelle entſpringt, und ihr ſollt euch bald überzeugen, daß er an kein taubes Ohr erklungen habe. In der That wurden auch gleich darauf viele Bergleute in Przibram und in der Eule abgedankt und verwieſen die brachliegenden Felder zu bebauen.

Darüber mißmuthig, eine Arbeit, welche ſie mit einem Male bereichern konnte, mit einer andern verwechſeln zu müſſen, die im Vergleich zu jener nur kärglich ihren ſauren Schweiß belohnen würde, fügten ſich die gold- und beutegierigen Bergarbeiter dem Befehle; doch ſchwuren ſie einmüthig, ſich an dem Urheber desſelben, als welcher ihnen der kühne Ritter Horimir alſobald verrathen wurde, zu rächen.

Umſonſt! bald konnte das Pferd nicht mehr weiter, und Hugo ſah ſich gezwungen, eine Weile auf dem Grasboden auszuruhen.

Horch! — Da erklang ganz aus der Ferne das Ave-Maria-Glöckchen einer Einſiedelei, und Hugo, ſeiner Gewohnheit gemäß, entblößte das Haupt, und ſank auf die Knie, um ſein Gebet zu verrichten.

Sieh, da blitzten die letzten Abendſtrahlen noch einmal durch die Wildniß, und verbreiteten über dieſelbe einen wunderbaren Schimmer. Vor dem Markgrafen aber ſtand plötzlich eine hohe Jungfrau in einem blendend weißen Kleide mit einem überaus lieblichen Antlitze. Blonde Haare fielen in natürlichen Locken zu beiden Seiten desſelben auf die Schultern nieder, und das tiefe Blau ihrer Augen wetteiferte mit der unbeſchreiblichen Farbe des Himmels jenes Landſtriches.

In den zartgeformten Händen ein Gefäß haltend, in welchem ſich herrliche Früchte befanden, näherte ſich die wunderbare Erſcheinung dem erſtaunten Jäger.

„Nimm von dieſen Früchten," ſprach ſie ſodann, „und erquicke dich."

Hugo folgte der Einladung, und nahm eine Frucht aus dem Gefäße; kaum aber hatte er ſie zum Munde gebracht, ſo fand er ſie ungenießbar und bitter.

„Was ſoll das?" fragte er hierauf, indem er die Stirne runzelte, und die Frucht von ſich ſchleuderte.

„So wie dieſe Frucht," antwortete die heilige Erſcheinung, „iſt dein Gebet zu mir. Gleißend von Außen, gehaltlos von Innen. Wie kannſt du wähnen, daß ſolch eine Huldigung mir gefallen könne?"

Nach dieſen Worten war die Erſcheinung verſchwunden, und dunkle Nacht umfing den erſchrockenen Markgrafen.

Als er ſich von ſeiner Überraſchung wieder erholt hatte, faßte er ſein Roß am Zügel, und ſuchte, in Gedanken über das Vorgefallene verſunken, abermals nach einem Ausweg aus dem Walde.

Nicht lange, ſo begann dieſer lichter zu werden, und der aufgehende Mond zeigte ihm einen Pfad nach Bel-Riguardo.

Wirklich begann Hugo über ſeine Ausſchweifungen Reue zu fühlen, und beſchloß, einem beſſeren, edleren Ziele nachzuſtreben, und nicht bloß der Sinnlichkeit, dem Genuſſe, zu leben; aber nicht lange währten dieſe frommen Geſinnungen in dem ſchwachen Markgrafen.

Velino hatte ihn bald wieder in ſeine Garne verwickelt, und das fröhlichſte Treiben herrſchte noch toller als früher auf dem Schloſſe.

Bei einem glänzenden Feſte, welches Hugo veranſtaltete, erſchien auch ein Nobile der Nachbarſchaft mit ſeiner Tochter Ismelda, einer leuchtenden Schönheit in der Frauenwelt, welche alſogleich eine wildlodernde Flamme in Hugo's Innerem erweckte.

Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, verließ Hugo, in einem Taumel von Leidenſchaft, die Geſellſchaft, und ſuchte Velino.

„Velino," rief er, als er dieſen gefunden hatte, ihn heftig an der Schulter faſſend, „dieſe Ismelda mein, und ich gebe die Hälfte meiner Reichthü-

mer. Du warst immer mein Rathgeber, mein Helfer, rathe, hilf auch jetzt, und ich will dich mit Gold überschütten."

„Ich werde sehen," antwortete Velino. „Ladet das Fräulein und ihren Vater zum nächsten Feste, vielleicht gelingt es mir, bis dahin eine List auszuhecken, welche sie Euch in die Arme führt."

Nach diesem Zweigespräche verfügte sich Hugo wieder zur Gesellschaft, und versuchte, alle seine geistigen als körperlichen Vorzüge vor Ismelda auf das Glänzendste strahlen zu lassen, um diese für sich zu gewinnen.

Wirklich hatte auch Ismelda eine geheime Zuneigung zu dem jungen, lebensfrohen Markgrafen gefaßt, und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen, als Hugo ihren Vater, mit der ihm eigenen ritterlichen Artigkeit, ersuchte, ihn mit seiner Tochter beim nächsten Feste zu beehren, und dieser zu kommen versprach.

Als die Gäste das Schloß verlassen hatten, und es wieder ruhiger in demselben geworden war, suchte der Markgraf sogleich Velino wieder auf, um mit diesem das Nähere zu besprechen.

Velino theilte ihm nun seinen Plan mit, welcher so schlau ausgesponnen, so schurkenhaft berechnend ersonnen war, daß an Ismelda's Verderben nicht mehr gezweifelt werden konnte.

Am Tage vor jenem Feste, an welchem der schändliche Plan in das Werk gesetzt werden sollte, beschloß Hugo abermals im Walde zu bürschen. Er und Veli-

no bestiegen ihre Pferde, und sprengten ohne Gefolge waldein.

Ein aufstehendes Wild fand bald in dem Markgrafen einen heftigen Verfolger, während Velino's Pferd scheute und mit ihm ausriß.

Der Markgraf, besorgt um seinen Freund, ließ, sobald er dieß bemerkte, von dem Wilde ab, um Velino zu Hilfe zu kommen, von diesem aber war nichts mehr zu sehen noch zu hören.

Hugo verfolgte in Eile einen Pfad, welcher aber von den hohen Felsen, die ihn zu beiden Seiten umgaben, immer düsterer wurde, bis sich ein tiefes schauerliches Dunkel über den einsamen Reiter verbreitete.

Starr vor Erstaunen aber, über das Unerwartete, was sich ihm hier darbot, stand er am Eingang einer Höhle.

Drei riesenhafte, nackte Cyclopengestalten von athletischem Gliederbaue, das Antlitz von struppigen Bärten verwachsen, und den Nacken von schwarzen Haaren umflattert, standen vor einem Ofen, und schürten die Gluth in demselben, welche mit ihrem grellen Schimmer die schreckhaften Werkleute und das Innere der Höhle gespenstisch beleuchtete.

Bevor sich jedoch Hugo noch zu fassen vermochte, langte einer jener Männer mit einer langen Schmiedezange ein rothglühendes Herz aus den Flammen, hielt es auf den Ambos, welcher inmitten der Höhle stand,

und schlug mit einem schweren Hammer auf dasselbe, daß ihm helle Funken entsprühten.

Während er also that, sang er:

»Herz, das niemals zu erweichen,
Werd' nun weich von grimmen Streichen!«

Und alsobald brachte auch der Zweite einen Schädel aus dem Feuer, legte ihn auf den Ambos, und schlug mit dem Hammer darnach, indem er sang:

»Schädel, trotzend und verrucht,
Fühle nun des Hammers Wucht!«

Aber auch der Dritte brachte jetzt ein menschliches Gebein aus dem Ofen, welches er wie die Andern auf den Ambos legte, und darauf den Hammer niederschmetterte, singend:

»Du Gebein, der Luft nur fröhnend,
Splittre jetzt, in Reue stöhnend!«

Und wilder und wilder fielen die gewaltigen Streiche, und es schien, als ob ein tiefes, schmerzliches Stöhnen erklänge aus dem Herzen und dem Schädel und dem Gebeine.

Die Drei aber ließen nicht ab, und schwangen mit nervigten Armen fortwährend ihre riesigen Hämmer, und sangen im wilden Chore:

»Sünd'ge Glieder allzumal,
Fühlt nun die verdiente Qual!«

Da aber trat Hugo mit tiefgefurchter Stirne zu ihnen, und rief: „Du nächtiges Zaubervolk, was treibst du hier für Werke des Frevels und der Verdammniß? — Fliehe von hinnen, oder dieß Hasthorn ruft meine Knechte herbei, daß sie dich greifen, und der Feuertod ist dein verdientes Loos!“

Einer der Männer aber wandte sich zu Hugo, und antwortete: „Was schmälst du uns, Fremdling?!— Wir sind keine Zaubergesellen, wie du irriger Weise glaubst. Wir sind die Vollstrecker einer höheren Macht, die Richter im Verborgenen, und der Mensch selbst ist es, der uns aufruft zu unserem nächtigen Werke. Jenes Herz, welches unsere Hämmer zermalmten, jener Schädel, auf den die Wucht unserer Hämmer fiel, und jenes Gebein, das unter ihnen knirrschte, gehörten einem zur Strafe gereiften Verbrecher; Velino ist sein Name.“

Velino!?“ stammelte Hugo.

„Bald aber,“ fuhr jener fort, „kannst du ein zweites Opfer auf diesem Ambos erblicken, auf das wir mit Verlangen harren. Es ist dieß der Markgraf Hugo.“

Nach diesen Worten waren plötzlich die Hammerknechte sammt Ambos und Ofen verschwunden; der Markgraf aber, eben so sehr von Schrecken über das eben Gehörte erfaßt, als von plötzlicher tiefer Reue über sein frevelhaftes Treiben ergriffen, floh aus der Höhle, warf sich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, auf sein Roß, und sprengte seinem Schlosse zu.

Als er aber an das Ende der Felsenschlucht gelangte, fand er Velino's Leiche zerschmettert an einem Steinblock liegen.

Markgraf Hugo nahm sich ernstlich vor, den Weg der Tugend zu verfolgen, seit er die furchtbare Werkstätte des Gewissens gesehen hatte. Und als am nächsten Tage die fromme Ismelda mit ihrem Vater auf Bel-Riguardo erschien, warb er bei dem würdigen Greise um die Hand der Jungfrau, welche ihm dieser auch freudig zusagte.

Ritter
Horimir und sein Schimmel.

Böhmische Sage.

Schenik, lieber Schenik, bei dem Namen
Nenn ich dich, du sollst, du wirst mir helfen.
J. G. v. Herder.

Unter der Regierung des Herzogs Krzomisl entstand in ganz Böhmen eine große Theuerung, da die Bewohner dieses Herzogthums sich vorzüglich den Arbeiten in den Bergwerken gewidmet hatten, wodurch natürlicherweise viele Hände dem Ackerbaue entzogen und die Felder vernachlässigt wurden.

Zwei Tagreisen von Prag entfernt, gegen Mittag, liegt ein Berg mit schwarzen Fichten bedeckt, welcher Przibram genannt wurde, und der die ergiebigsten aller Goldschachte in sich zu schließen schien.

Schon zu Przemisl's und Libussens Zeiten hatte dort ein Landmann einen Goldklotz gefunden, welchen er diesen überlieferte, und der ein größeres Gewicht hatte, als der Herzog und die Herzoginn zusammen.

Wirklich entdeckte man in Przibram auch in der Folge noch manche Goldadern, und Krzomisl sparte

keine Koſten, ihren glänzenden Inhalt zu Tage zu bringen.

Die Wladiken des Landes ſchüttelten zu dieſem Treiben bedenklich die Köpfe; aber Keiner von ihnen wagte es dem Herzoge, da er ſo ſehr für den Bergbau eingenommen war, Gegenvorſtellungen zu machen.

Nur der Ritter Horimir, welcher auf dem Schloſſe Neumotol, auch Novomitelſky genannt, zwiſchen der Stadt Beraun und Przibram hauſte, vermochte ſeinen Unmuth über das allgemeine Elend des Landes, welches durch dieſe Bergarbeiten herbeigeführt wurde, nicht in ſeinem Herzen zu unterdrücken, und beſchloß Krzomiſl hierüber dringend um Abhilfe zu bitten.

Eines Morgens ging er in den Stall, ſattelte ſeinen Semjk, ſo hieß ſein milchweißer Schimmel, ein Geſchäft, welches er keinem ſeiner Knechte anvertraute, ſchwang ſich in den Sattel und ſprengte ohne Begleitung zum Thore von Neumotol hinaus.

Als ſich aber die Straße theilte, wendete der kluge Semjk ſeinen Kopf, und Horimir deutete ihm nach der rechten Seite, worauf der Schimmel die Straße nach dem Wiſſehrad einſchlug.

Es iſt nothwendig, hier zu erwähnen, daß dieſer Schimmel durchaus kein gewöhnliches Thier dieſer Raçe war, ſondern einen weit über das Vermögen ihm ähnlicher Geſchöpfe hinausragenden Verſtand und gar wunderbare, ja übernatürliche Kräfte beſaß.

Kein Roß kam ihm gleich im Laufe, welcher mehr einem Fluge zu vergleichen war; auch verſtand es je-

n Wink ſeines Herrn, der dieſes wundervolle Thier, s er ſelbſt noch ſehr jung war, von einer Waldfrau m Geſchenke erhalten, welche ſpäter aus der Gegend rſchwand, deren bleiches, rührend holdes Antlitz ihm er noch immer vor Augen ſchwebte, und ihn oft mit ier unnennbaren Wehmuth erfüllte.

Horimir hatte den Wiſſehrad bald erreicht und m Herzog Krzomiſl, mit allem Feuer der Beredmkeit, die traurigen Folgen der Bergarbeiten in rzibram und am Eulenberge vorgeſtellt, und ihm die mer mehr über Hand nehmende Noth ſeiner Unterthan mit den lebhafteſten Farben geſchildert.

Krzomiſl war zu klug, um nicht die Wahrheit nzuſehen, welche die Worte des kühnen Ritters entelten, und ſprach zu Horimir: Ritter Horimir,) ſehe, daß euer Rath aus einer lautern Quelle entringt, und ihr ſollt euch bald überzeugen, daß er an in taubes Ohr erklungen habe. In der That wurden ich gleich darauf viele Bergleute in Przibram und in r Eule abgedankt und verwieſen die brachliegenden elder zu bebauen.

Darüber mißmuthig, eine Arbeit, welche ſie mit nem Male bereichern konnte, mit einer andern verechſeln zu müſſen, die im Vergleich zu jener nur kärgch ihren ſauren Schweiß belohnen würde, fügten ſich e gold- und beutegierigen Bergarbeiter dem Befehle; ch ſchwuren ſie einmüthig, ſich an dem Urheber deslben, als welcher ihnen der kühne Ritter Horimir ſobald verrathen wurde, zu rächen.

Sie verſammelten ſich in einem jener Schachte, welche ſie verlaſſen mußten, und beriethen ſich über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Rache ausführen wollten.

Einige meinten, man ſollte Horimir auf der Straße von Beraun auflauern und ihn erſchlagen; Andere, man ſollte ihn in einen jener ihm ſo verhaßten Stollen ſtürzen; wieder Andere, man ſollte ihm, da er ſo ſehr um Brot beſorgt ſei, ſo lange Brot in den Mund ſtecken, bis er daran erſticken würde.

Nach langem Hin- und Herreden wurde man endlich darin einig, ihn nächtlicher Weile in Neumotol zu überfallen, ſeine Felder und Beſitzungen in Brand zu ſtecken, vor Allem aber ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und ihn gefangen nach Przibram zu führen.

Es war die zweite Nacht nach jener Berathung, welche ſich ſchwarz und ſternlos auf die Erde herabgeſenkt hatte, als Horimir noch in einem Erkerfenſter von Neumotol lag, und träumend in das Dunkel hinausblickte, und dem Lauſchen des Windes horchte, der durch die Wipfel der Waldberge dahinfuhr.

Da blinkte plötzlich ein fahler Lichtſchein ihm ins Auge. Horimir kannte die Umgegend genau, und wußte, daß dort weder eine Burg noch ein ſonſtiges Gehöfte ſich befand, welcher Umſtand ſeine Aufmerkſamkeit rege machte.

Es bedurfte nicht lange, um ihn zu überzeugen daß dieß Licht der Schein einer Fackel ſei, denn es bewegte ſich längs dem Fuße des Gebirges hin und kam

immer näher und näher, und bald gesellte sich zu ihm noch ein zweites, dem in kurzer Zeit ein drittes und ein viertes folgte.

Horimir schöpfte sogleich Verdacht, daß die bösen Bergleute von Przibram einen Anschlag auf Neumotol beabsichtigten. Unvorgesehen eines solchen Überfalles, befanden sich seine Dienstleute auf seinen großen Besitzungen zerstreut; das Schloß war aus dieser Ursache zu schwach bemannt, um einem Sturm der Rotte widerstehen zu können.

Er berief daher die Wenigen, die in Neumotol zurückgeblieben waren, in Eile zu sich, und hieß sie zu den Übrigen, welche seine Herde bewachten, oder auf den Feldern vertheilt waren, zu eilen, und mit ihnen und der Herde in die Wälder zu fliehen.

Kaum hatten sich die Knechte entfernt, als auch schon die Rotte der berußten Bergleute unter wildem Gejubel, und von dem rothen Schimmer der Fackelbrände beleuchtet, vor Neumotol anlangte, und Einlaß forderte.

Horimir rief ihnen zu, sich zu entfernen, und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß er nur zu ihrem eigenen, und zu dem Besten des Landes gehandelt habe; die Bergleute aber, sowohl Männer als Weiber und Kinder, erhoben ein wüthendes Geschrei, und stürmten unter gräßlichen Drohungen wider das Thor.

Horimir sah, daß es nun höchste Zeit sei der Übermacht zu weichen; er eilte in den Stall, warf sich auf seinem Semjk, und sprengte in den Burghof.

mer. Du warst immer mein Rathgeber, mein Helfer, rathe, hilf auch jetzt, und ich will dich mit Gold überschütten."

„Ich werde sehen," antwortete Velino. „Ladet das Fräulein und ihren Vater zum nächsten Feste, vielleicht gelingt es mir, bis dahin eine List auszuhecken, welche sie Euch in die Arme führt."

Nach diesem Zweigespräche verfügte sich Hugo wieder zur Gesellschaft, und versuchte, alle seine geistigen als körperlichen Vorzüge vor Ismelda auf das Glänzendste strahlen zu lassen, um diese für sich zu gewinnen.

Wirklich hatte auch Ismelda eine geheime Zuneigung zu dem jungen, lebensfrohen Markgrafen gefaßt, und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen, als Hugo ihren Vater, mit der ihm eigenen ritterlichen Artigkeit, ersuchte, ihn mit seiner Tochter beim nächsten Feste zu beehren, und dieser zu kommen versprach.

Als die Gäste das Schloß verlassen hatten, und es wieder ruhiger in demselben geworden war, suchte der Markgraf sogleich Velino wieder auf, um mit diesem das Nähere zu besprechen.

Velino theilte ihm nun seinen Plan mit, welcher so schlau ausgesponnen, so schurkenhaft berechnend ersonnen war, daß an Ismelda's Verderben nicht mehr gezweifelt werden konnte.

Am Tage vor jenem Feste, an welchem der schändliche Plan in das Werk gesetzt werden sollte, beschloß Hugo abermals im Walde zu bürschen. Er und Veli-

) bestiegen ihre Pferde, und sprengten ohne Gefolge ıldein.

Ein aufstehendes Wild fand bald in dem Mark= ıfen einen heftigen Verfolger, während Velino's ferd scheute und mit ihm ausriß.

Der Markgraf, besorgt um seinen Freund, ließ, bald er dieß bemerkte, von dem Wilde ab, um Veli= o zu Hilfe zu kommen, von diesem aber war nichts ehr zu sehen noch zu hören.

Hugo verfolgte in Eile einen Pfad, welcher aber ın den hohen Felsen, die ihn zu beiden Seiten umga= n, immer düsterer wurde, bis sich ein tiefes schauer= ches Dunkel über den einsamen Reiter verbreitete.

Starr vor Erstaunen aber, über das Unerwarte= , was sich ihm hier darbot, stand er am Eingang ei= r Höhle.

Drei riesenhafte, nackte Cyclopengestalten von hletischem Gliederbaue, das Antlitz von struppigen ärten verwachsen, und den Nacken von schwarzen aaren umflattert, standen vor einem Ofen, und hürten die Gluth in demselben, welche mit ihrem ellen Schimmer die schreckhaften Werkleute und das nnere der Höhle gespenstisch beleuchtete.

Bevor sich jedoch Hugo noch zu fassen vermochte, ngte einer jener Männer mit einer langen Schmiede= nge ein rothglühendes Herz aus den Flammen, hielt auf den Ambos, welcher inmitten der Höhle stand,

und schlug mit einem schweren Hammer auf dasselbe, daß ihm helle Funken entsprühten.

Während er also that, sang er:

»Herz, das niemals zu erweichen,
Werd' nun weich von grimmen Streichen!«

Und alsobald brachte auch der Zweite einen Schädel aus dem Feuer, legte ihn auf den Ambos, und schlug mit dem Hammer darnach, indem er sang:

»Schädel, trotzend und verrucht,
Fühle nun des Hammers Wucht!«

Aber auch der Dritte brachte jetzt ein menschliches Gebein aus dem Ofen, welches er wie die Andern auf den Ambos legte, und darauf den Hammer niederschmetterte, singend:

»Du Gebein, der Lust nur fröhnend,
Splittre jetzt, in Reue stöhnend!«

Und wilder und wilder fielen die gewaltigen Streiche, und es schien, als ob ein tiefes, schmerzliches Stöhnen erklänge aus dem Herzen und dem Schädel und dem Gebeine.

Die Drei aber ließen nicht ab, und schwangen mit nervigten Armen fortwährend ihre riesigen Hämmer, und sangen im wilden Chore:

»Sünd'ge Glieder allzumal,
Fühlt nun die verdiente Qual!«

Da aber trat Hugo mit tiefgefurchter Stirne zu ihnen, und rief: „Du nächtiges Zaubervolk, was treibst du hier für Werke des Frevels und der Verdammniß? — Fliehe von hinnen, oder dieß Hasthorn ruft meine Knechte herbei, daß sie dich greifen, und der Feuertod ist dein verdientes Loos!"

Einer der Männer aber wandte sich zu Hugo, und antwortete: „Was schmälst du uns, Fremdling?! — Wir sind keine Zaubergesellen, wie du irriger Weise glaubst. Wir sind die Vollstrecker einer höheren Macht, die Richter im Verborgenen, und der Mensch selbst ist es, der uns aufruft zu unserem nächtigen Werke. Jenes Herz, welches unsere Hämmer zermalmten, jener Schädel, auf den die Wucht unserer Hämmer fiel, und jenes Gebein, das unter ihnen knirrschte, gehörten einem zur Strafe gereiften Verbrecher; Velino ist sein Name."

Velino!?" stammelte Hugo.

„Bald aber," fuhr jener fort, „kannst du ein zweites Opfer auf diesem Ambos erblicken, auf das wir mit Verlangen harren. Es ist dieß der Markgraf Hugo."

Nach diesen Worten waren plötzlich die Hammerknechte sammt Ambos und Ofen verschwunden; der Markgraf aber, eben so sehr von Schrecken über das eben Gehörte erfaßt, als von plötzlicher tiefer Reue über sein frevelhaftes Treiben ergriffen, floh aus der Höhle, warf sich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, auf sein Roß, und sprengte seinem Schlosse zu.

Als er aber an das Ende der Felsenschlucht gelangte, fand er Velino's Leiche zerschmettert an einem Steinblock liegen.

Markgraf Hugo nahm sich ernstlich vor, den Weg der Tugend zu verfolgen, seit er die furchtbare Werkstätte des Gewissens gesehen hatte. Und als am nächsten Tage die fromme Ismelda mit ihrem Vater auf Bel-Riguardo erschien, warb er bei dem würdigen Greise um die Hand der Jungfrau, welche ihm dieser auch freudig zusagte.

Ritter

Horimir und sein Schimmel.

Böhmische Sage.

Schenik, lieber Schenik, bei dem Namen
Nenn ich dich, du sollst, du wirst mir helfen.
J. G. v. Herder.

Unter der Regierung des Herzogs Krzomisl entstand in ganz Böhmen eine große Theuerung, da die Bewohner dieses Herzogthums sich vorzüglich den Arbeiten in den Bergwerken gewidmet hatten, wodurch natürlicherweise viele Hände dem Ackerbaue entzogen und die Felder vernachlässigt wurden.

Zwei Tagreisen von Prag entfernt, gegen Mittag, liegt ein Berg mit schwarzen Fichten bedeckt, welcher Przibram genannt wurde, und der die ergiebigsten aller Goldschachte in sich zu schließen schien.

Schon zu Przemisl's und Libussens Zeiten hatte dort ein Landmann einen Goldklotz gefunden, welchen er diesen überlieferte, und der ein größeres Gewicht hatte, als der Herzog und die Herzoginn zusammen.

Wirklich entdeckte man in Przibram auch in der Folge noch manche Goldadern, und Krzomisl sparte

keine Kosten, ihren glänzenden Inhalt zu Tage zu bringen.

Die Wladiken des Landes schüttelten zu diesem Treiben bedenklich die Köpfe; aber Keiner von ihnen wagte es dem Herzoge, da er so sehr für den Bergbau eingenommen war, Gegenvorstellungen zu machen.

Nur der Ritter Horimir, welcher auf dem Schlosse Neumotol, auch Novomitelsky genannt, zwischen der Stadt Beraun und Przibram hauste, vermochte seinen Unmuth über das allgemeine Elend des Landes, welches durch diese Bergarbeiten herbeigeführt wurde, nicht in seinem Herzen zu unterdrücken, und beschloß Krzomisl hierüber dringend um Abhilfe zu bitten.

Eines Morgens ging er in den Stall, sattelte seinen Semjk, so hieß sein milchweißer Schimmel, ein Geschäft, welches er keinem seiner Knechte anvertraute, schwang sich in den Sattel und sprengte ohne Begleitung zum Thore von Neumotol hinaus.

Als sich aber die Straße theilte, wendete der kluge Semjk seinen Kopf, und Horimir deutete ihm nach der rechten Seite, worauf der Schimmel die Straße nach dem Wissehrad einschlug.

Es ist nothwendig, hier zu erwähnen, daß dieser Schimmel durchaus kein gewöhnliches Thier dieser Raçe war, sondern einen weit über das Vermögen ihm ähnlicher Geschöpfe hinausragenden Verstand und gar wunderbare, ja übernatürliche Kräfte besaß.

Kein Roß kam ihm gleich im Laufe, welcher mehr einem Fluge zu vergleichen war; auch verstand es je-

den Wink ſeines Herrn, der dieſes wundervolle Thier, als er ſelbſt noch ſehr jung war, von einer Waldfrau zum Geſchenke erhalten, welche ſpäter aus der Gegend verſchwand, deren bleiches, rührend holdes Antlitz ihm aber noch immer vor Augen ſchwebte, und ihn oft mit einer unnennbaren Wehmuth erfüllte.

Horimir hatte den Wiſſehrad bald erreicht und dem Herzog Krzomiſl, mit allem Feuer der Beredſamkeit, die traurigen Folgen der Bergarbeiten in Przibram und am Eulenberge vorgeſtellt, und ihm die immer mehr über Hand nehmende Noth ſeiner Unterthanen mit den lebhafteſten Farben geſchildert.

Krzomiſl war zu klug, um nicht die Wahrheit einzuſehen, welche die Worte des kühnen Ritters enthielten, und ſprach zu Horimir: Ritter Horimir, ich ſehe, daß euer Rath aus einer lautern Quelle entſpringt, und ihr ſollt euch bald überzeugen, daß er an kein taubes Ohr erklungen habe. In der That wurden auch gleich darauf viele Bergleute in Przibram und in der Eule abgedankt und verwieſen die brachliegenden Felder zu bebauen.

Darüber mißmuthig, eine Arbeit, welche ſie mit einem Male bereichern konnte, mit einer andern verwechſeln zu müſſen, die im Vergleich zu jener nur kärglich ihren ſauren Schweiß belohnen würde, fügten ſich die gold- und beutegierigen Bergarbeiter dem Befehle; doch ſchwuren ſie einmüthig, ſich an dem Urheber desſelben, als welcher ihnen der kühne Ritter Horimir alſobald verrathen wurde, zu rächen.

Sie verſammelten ſich in einem jener Schachte, welche ſie verlaſſen mußten, und beriethen ſich über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Rache ausführen wollten.

Einige meinten, man ſollte Horimir auf der Straße von Beraun auflauern und ihn erſchlagen; Andere, man ſollte ihn in einen jener ihm ſo verhaßten Stollen ſtürzen; wieder Andere, man ſollte ihm, da er ſo ſehr um Brot beſorgt ſei, ſo lange Brot in den Mund ſtecken, bis er daran erſticken würde.

Nach langem Hin- und Herreden wurde man endlich darin einig, ihn nächtlicher Weile in Neumotol zu überfallen, ſeine Felder und Beſitzungen in Brand zu ſtecken, vor Allem aber ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und ihn gefangen nach Przibram zu führen.

Es war die zweite Nacht nach jener Berathung, welche ſich ſchwarz und ſternlos auf die Erde herabgeſenkt hatte, als Horimir noch in einem Erkerfenſter von Neumotol lag, und träumend in das Dunkel hinausblickte, und dem Lauſchen des Windes horchte, der durch die Wipfel der Waldberge dahinfuhr.

Da blinkte plötzlich ein fahler Lichtſchein ihm ins Auge. Horimir kannte die Umgegend genau, und wußte, daß dort weder eine Burg noch ein ſonſtiges Gehöfte ſich befand, welcher Umſtand ſeine Aufmerkſamkeit rege machte.

Es bedurfte nicht lange, um ihn zu überzeugen, daß dieß Licht der Schein einer Fackel ſei, denn es bewegte ſich längs dem Fuße des Gebirges hin und kam

immer näher und näher, und bald gesellte sich zu ihm noch ein zweites, dem in kurzer Zeit ein drittes und ein viertes folgte.

Horimir schöpfte sogleich Verdacht, daß die bösen Bergleute von Przibram einen Anschlag auf Neumotol beabsichtigten. Unvorgesehen eines solchen Überfalles, befanden sich seine Dienstleute auf seinen großen Besitzungen zerstreut; das Schloß war aus dieser Ursache zu schwach bemannt, um einem Sturm der Rotte widerstehen zu können.

Er berief daher die Wenigen, die in Neumotol zurückgeblieben waren, in Eile zu sich, und hieß sie zu den Übrigen, welche seine Herde bewachten, oder auf den Feldern vertheilt waren, zu eilen, und mit ihnen und der Herde in die Wälder zu fliehen.

Kaum hatten sich die Knechte entfernt, als auch schon die Rotte der berußten Bergleute unter wildem Gejubel, und von dem rothen Schimmer der Fackelbrände beleuchtet, vor Neumotol anlangte, und Einlaß forderte.

Horimir rief ihnen zu, sich zu entfernen, und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß er nur zu ihrem eigenen, und zu dem Besten des Landes gehandelt habe; die Bergleute aber, sowohl Männer als Weiber und Kinder, erhoben ein wüthendes Geschrei, und stürmten unter gräßlichen Drohungen wider das Thor.

Horimir sah, daß es nun höchste Zeit sei der Übermacht zu weichen; er eilte in den Stall, warf sich auf seinem Semjk, und sprengte in den Burghof.

Eine helle Lohe ſchlug ihm hier entgegen, die Raſenden hatten die Fruchtfelder um Neumotol in Brand geſteckt, und Feuer in die Vorgebäude des Schloſſes geworfen, welches bereits, vom Nachtwinde angefacht, heftig um ſich griff.

Voll Ingrimm über dieſe Unthat riß Horimir das Schwert aus der Scheide, und ſprengte gegen das Thor der Veſte, welches ſo eben der Wuth der Stürmenden wich.

Jubelnd tobten jetzt die Bergleute mit erhobenen Keulen und ſchweren Hämmern herein; aber wie ein Blitzſtrahl warf ſich Horimir mit ſeinem Semjk in das Getümmel, mit gewaltigen Streichen ſich die Bahn brechend durch die Menge. Erſchreckt durch dieſen unerwarteten Anblick ſtäubten die Eindringenden auseinander, und wußten ſich erſt dann wieder zu faſſen, als der Ritter bereits über den Burggraben geſetzt hatte, und ſchon ferne durch die Felder, welche jene in Brand geſteckt hatten, und deren Flammen die Geſtalt des Flüchtenden beleuchtete, dahinjagte.

Erbittert über das Entkommen ihres Erzfeindes, zerſtörten ſie nun in ihrer blinden Wuth, was ihnen unter die Hände kam, verwüſteten das Schloß Neumotol, ſteckten Horimirs Scheunen und Gehöfte in Brand, und zogen erſt wieder von dannen, als die Gegend rings herum zu einer ſchauerlichen, nur von einer ausgebrannten Ruine überragten, Einöde verwandelt war.

Horimir hatte ſich in eine kleine Veſte, welche mehrere Stunden von Neumotol entfernt, mitten im

Walde auf einem Berge sich erhob, und ihm zu eigen war, geflüchtet.

Er hatte, seiner Vaterlandsliebe wegen, durch die Wuth der unbesonnenen Bergleute einen großen Verlust erlitten; doch war sein Kostbarstes, seine zahlreiche Herde, gerettet.

Nicht aber wollte er den Frevlern ihr Verbrechen ohne Vergeltung hingehen lassen, und beschloß ebenfalls vollgültige Rache an ihnen zu nehmen.

Es mochten acht Tage vorüber sein; am Schlosse Neumotal, welches nunmehr von Vertheidigern hinlänglich besetzt war, wurde wieder gebaut, als Horimir auf seinem Schimmel, nur mit seiner gewichtigen Keule bewaffnet, den Weg nach Przibram dahintrabte.

Der Mond, welcher sich dem letzten Viertel nahte, schien trüb und schimmerlos auf die öde Landschaft, auf welcher die rußigen schwarzen Berghütten zerstreut herumlagen, und die Stollen gähnten gespensterhaft aus den Erdschründen hervor, während die pechschwarzen Fichten, auf den Felsenhügeln umher, schauerlich rauschten und stöhnten.

„Der Rächer ist gekommen!" rief Horimir mit schallender Stimme. „Auf ihr unterjochten Gnomen der Berge, auf und steht eurem Befreier bei." Nach diesen Worten schmetterte er seine Keule auf das Dach der nächsten Bergmannshütte, daß dieses rasselnd zusammenbrach, und seine Bewohner unter den Trümmern begrub.

Noch scholl das herzzerreißende Geheul der glücklichen aus derselben, als Horimir schon zu zweiten Hütte sprengte, und auch diese unter dem wichtigen Schlage seiner Keule zusammenstürzte.

Heulend rafften sich die Bergleute von ihren Pl len empor. Geschrei, Jammerruf, Gekrache der stürzenden Balken, erscholl von allen Seiten. Niem dachte daran, den Ritter, dessen kräftiger Arm ur lässig die Todeskeule schwang, zu bekämpfen. A flüchtete; was aber von den Fliehenden Horimi in den Weg kam, fiel als ein Opfer seiner Rache.

Wüthend schlug Semjk im Vorüberfliegen mit nen Hufen an die vorragenden Felsen, daß diese, 1 der Gewalt erschüttert, hinter ihm und seinem Re mit Getöse zusammenbrachen, und die Stollen mit lenden Steinmassen bedeckten.

Aber auch die Gnomen hatten den Ruf des f freiers gehört, und rüttelten an den Felsenmassen, hüpften als blaue Flämmchen von Schacht zu Scha Sieh, da schlug zum höchsten Entsetzen der flüch den Bergleute mit einem Male eine helle Flammenl empor, welche auf einen Moment die ganze Geg wie mit Taghelle beleuchtete, worauf das ganze B werk mit furchtbarem Gekrache zusammenstürzte.

Horimir hatte nun seine Rache gesättiget den Schändlichen, und ritt wieder langsam nach N motol zurück. Da aber gedachte er, daß Krzom es wohl nicht ungeahnet lassen würde, daß er ihm bestes Gewerke verdorben, und seine Bergleute ersch gen habe, und beschloß daher, zur List seine Zufl

zu nehmen, und spornstreichs zum Herzog zu reiten, bei welchem er durch die Schnelligkeit seines Semjk noch vor Tagesanbruch anlangen, und sich stellen könnte, als ob er nichts dergleichen begangen hätte.

Wirklich befand sich Horimir schon vor Tage auf dem Wissehrad, wo ihn der Herzog mit erzwungener Freundlichkeit empfing.

Am Abende des zweiten Tages nach seiner Ankunft erging er sich eben auf den von der Purpurglut der sinkenden Sonne umschimmerten Höhen des Wissehrad, mit Krzomisl in ein lebhaftes Gespräch über den Zustand des Landes und dessen Verbesserungen vertieft, als mehrere Bergleute sich vor dem Letztgenannten auf die Knie warfen.

„Was wollt ihr?" fragte Krzomisl.

„Gnädiger Herr," erwiederten die Bergleute, „wir sind Abgesandte von der Bergmannschaft zu Przibram, und bringen Euch schlimme Botschaft."

„Was ist vorgefallen?"

„Der Ritter, welcher Euch hier zur Seite wandelt," fuhren die Bergleute fort, „hat in der Nacht vor zwei Tagen alle unsere Hütten vernichtet, die meisten unserer Angehörigen erschlagen, wie auch alle Stollen und Schachte von Przibram verdorben."

„Wie, Horimir," fragte der Herzog, ihn mit stechenden Blicken ansehend, „habt Ihr das wirklich gethan?"

„Wie sollte ich einzelner Mann dieses verübt haben?" erwiederte Horimir, ruhig in das Feuerauge des Herzogs blickend. „Auch befinde ich mich, wie Ihr

wißt, ſeit zwei Tagen auf dem Wiſſehrad, und kann nicht zu jener Zeit zu Przibram geweſen ſein, da dieſe Leute dieſelbe Friſt brauchten, um von dort hieher zu gelangen."

„Er iſt ein Zauberer, er ſteht mit dem Böſen im Bunde," riefen die Abgeordneten, und ihr Geſchrei war noch nicht verhallt, als auch die andern Bergleute, welche ſeinem Racheſchwerte entronnen waren, herbeieilten und bezeugten, daß es wirklich Horimir geweſen, welcher ſo großen Schaden angerichtet.

Krzomiſl ließ hierauf Horimir in einen Thurm des Wiſſehrad führen, und alldort ſtrenge bewachen, zugleich aber berief er ſeine Wladiken zu ſich, um mit ihnen der Sache auf den Grund zu kommen.

Allein vergebens berieth er ſich mit denſelben, ſie vermochten nicht Horimir des Frevels zu überweiſen, da die Zeit ſeiner Anweſenheit auf dem Wiſſehrad mit der, in welcher jenes Blutige zu Przibram geſchah, im größten Widerſpruche ſtand.

Einige geheime Feinde Horimir's benützten jedoch dieſe Gelegenheit, und wußten endlich auch die Andern dafür zu ſtimmen, daß er als ein Zauberer betrachtet, und zum Tode verdammt wurde, und zwar ſollte er mit ſeinem eigenen Schwerte in dem Burghofe auf dem Wiſſehrad enthauptet werden.

Horimir hörte das über ihn verhängte Urtheil, ohne ſichtbar erſchüttert zu werden, und erbat ſich von Herzog Krzomiſl nur die Gnade, vor ſeinem Tode noch ohne Rüſtung und Schwert ſeinen Semik im Schloßhofe tummeln zu dürfen.

Krzomiſl gewährte ihm dieſe Bitte, und verrach, am nächſten Morgen, als am Tage, an welem er hingerichtet werden ſollte, ſelbſt Zeuge ſeines ɜten Rittes ſein zu wollen.

Kaum war der verhängnißvolle Morgen angebroen, als Krzomiſl den Scharfrichter auf den Wiſɔrad berufen, und in dem Schloßhofe einen Block ſtellen ließ.

Hierauf befahl er, die Thore des Schloßhofes ohl zu verſchließen, und ſtellte noch überdieß an jes derſelben zehn wohlgerüſtete Männer mit Hellebarn; er ſelbſt aber nahm nebſt mehreren Wladiken, elche den unglücklichen Horimir wohl bedauerten, er nichts zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen wagten, n Platz in dem Fenſter ein, welches die Ausſicht auf n Schloßhof hatte.

Alles war bereits verſammelt, um den letzten Ritt orimir's zu ſehen; auch der Scharfrichter ſtand in nen ſcharlachnen Mantel gewickelt am Blocke, und rte auf das Ende des Schauſpiels, um ſodann an n Halſe des Reiters ſein blutiges Meiſterſtück abzuɔen.

Jetzt öffneten die Knechte das Thor, welches aus m Stalle in den Hofraum führte, und Ritter Horir erſchien in ſeinem einfachen Koller mit wallendem ɜar auf ſeinem Schimmel.

Er trabte ſo heiter und ſo voll ritterlichen Anſtans ſ längs den Mauern des Schloßhofes herum, daß n vermeinte, er reite zu einem Turnier, nicht aber nem Tode entgegen. Als er aber an das Fenſter ge-

kommen, an welchem sich Krzomisl mit den Wladiken befand, jauchzte er laut auf, und machte plötzlich mit seinem Schimmel einen Satz über den ganzen Schloßhof bis zu dem entgegengesetzten Thore, worüber sich alle Anwesenden gar höchlich verwunderten.

Kaum dort angelangt aber, rief er zu Semik:

»Semik, Semik, nun wohlan,
Oben aus, und nirgends an.«

Und bevor sich's Jemand versah, flog Roß und Reiter, wie ein abgeschossener Bolz über die Mauern des Wissehrad bis hinüber auf das entgegengesetzte Ufer der Moldau.

Krzomisl so wie die Wladiken konnten sich lange nicht von ihrem Schreck und ihrem Erstaunen erholen, endlich aber warfen sich die Freunde Horimirs zu des Herzogs Füßen, und baten ihn, dem Ritter sein Vergehen zu vergeben, und ihn seines Muthes wegen wieder in Gnaden aufzunehmen.

Sofort schickte der Herzog nach dem Ritter, welchem er seine völlige Verzeihung verkünden ließ.

Horimir kehrte hierauf wieder nach Neumotol, aber ohne seinen Semik, zurück, da dieß treue und seltene Thier das Leben seines Herrn nur mit dem seinen gerettet hatte, welches diesen dermaßen betrübte, daß man ihn von dieser Zeit an nicht wieder froh gesehen.

La

Piedra de la madre.

Indianiſche Sage.

Am Atabapo's-Ufer ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohl bekannt
Dem Schiffer, der den Ort zur Raſt erkor.
Adalbert v. Chamiſſo.

er Schiffer, welcher den Atabapofluß in Indien be-
rt, erblickt in der Nähe der Mündung des Cuaſa-
i am weſtlichen Ufer einen Granitfels, deſſen Riffe
ßentheils mit einer ſchwärzlichen Rinde bedeckt ſind,
: Naturerſcheinung, deren Urſache bis jetzt dem Ge-
ɜkenner unermittelt blieb.

Dieſer Granitblock führt den Namen: La Piedra
la madre, der Stein der Mutter, welchen er
ch folgende Begebenheiten erhielt:

Auf den üppigen, waldumſchatteten Savannen,
che ſich von den Ufern des Atabapo und weiter hin-
von jenen des Rio Negro bis zu den Urwäldern
es Landes, oder zu den unüberſteiglichen kahlen
ſengebirgen erſtrecken, lebte vor Zeiten ein India-
ſtamm, die Guahibas genannt, nach Gewohnheit

jener Völkerſchaften in einſamen Waldhütten zerſt
voll ſorgloſer Zufriedenheit, welche erſt dann zer
wurde als die golddürſtigen Spanier auch von di
Landſtriche Beſitz nahmen, und die Bewohner deſſe
zwangen in Dörfern zuſammen zu wohnen, europä
Sitten anzunehmen, und an Dinge zu glauben, we
außer ihren Begriffen lagen.

Die weißen Anſiedler ſcheuten nun keine Gew
that, keine Liſt, keine Ungerechtigkeit, ihre Colo
oder Miſſionen, wie ſie dieſe Anſiedelungen benann
durch neue Poitos oder Sclaven zu bereichern. S
züglich hatten ſie aber ihr Augenmerk auf Weiber
Kinder gerichtet, welche ſie gewöhnlich in Abweſer
der Männer überraſchten und nach ihren Anſiedlu
ſchleppten.

Größtentheils erlagen die Indianerinen
Grame, die Kinder jedoch gewöhnten ſich an die
Lebensweiſe, vergaſſen die väterlichen Kabanen
Savannen, wie ihre früheren Beſchäftigungen
fügten ſich den Befehlen ihrer Herren, welche ſie
ihren geiſtigen oder körperlichen Fähigkeiten ſodan
ihrem Nutzen verwendeten und benützten.

Einem ähnlichen Streifzug zu Folge trug
Tages eine Pirogue das Oberhaupt oder den
Doctrinero von San Fernando de Atabapo,
Joſe mit ſechs ſtarken Poitos, ſämmtlich kupferfar
Indianer, mit Spießen und Macheten, einer Art J
meſſer bewaffnet, auf dem Rio Cuaviare dahin.

Die üppigen Savannen an beiden Ufern, t
weiſe mit Palmen, Kokos und Lorberbäumen über

theilweiſe mit einer Art Bambusrohr bewachſen, welches die Indianer Jagua nennen, flogen an ihnen vorüber. Gigantiſche Felſen erhoben ſich in abenteuerlichen Geſtalten zu beiden Seiten und verſchwanden, um neuen Savanen und Waldparthien Platz zu machen, bis endlich das linke Geſtade einen Landungsplatz den Schiffern darbot.

Don Joſe gebot hier zu landen und die Gegend ſtromaufwärts zu durchſtreifen, er ſelbſt beſchloß mit zweien ſeiner Begleitung in der Pirogue auf die Zurückkunft der andern zu harren.

Die Indianer ſprangen an das Land und drangen durch die Gebüſche vor.

Nicht lange, ſo erblickte einer derſelben eine einſame Kabane, von Palmblättern gedeckt. Ein Zeichen, welches der Indianer ſeinen Gefährten gab, verſammelte dieſe um ihn, leiſe und geſchmeidig wie die Giftſchlangen jener Waldwüſten, krochen ſie nun vorwärts durch den üppig aufſproſſenden Pflanzenwuchs, um nicht vor der Zeit von den Hüttenbewohnern erblickt zu werden.

In die Nähe der Kabane gelangt, gewahrten ſie durch die Piſang- und Melonenbäume, in derſelben ein Indianerweib, welches eben damit beſchäftiget war, grüne Kolben des Mais zu kochen, um daraus die wohlſchmeckende Chuchoen zu bereiten, wobei ihr ein nacktes Mädchen von ungefähr ſieben Jahren half. Zwei Knaben von drei bis vier Jahren ſpielten auf der Erde mit Kokusſchalen.

Die Indianerin, ein Weib von noch nicht dreißig Jahren, war von kupferbrauner Farbe und von ſtarken

schönen Leibesformen. Ihr langes, schwarzes Haar hing über ihre nackten Schultern hinab, und war unten mit einem Bindfaden zusammengebunden.

Um die Hüften trug sie eine kleine Schürze von 8 bis 9 Zoll, Kouyau genannt, und um den Hals ein Band von kleinen Glaskügelchen, auch hatte sie ihre Beine oberhalb und unterhalb der Waden mit Bändern von rothem Zeuge zusammengeschnürt, welchen Schmuck die Indianer als besonders schön erkennen.

Schon einige Male war sie aus der Kabane hinausgetreten und hatte den Fluß hinauf geblickt, welches die Poitos vermuthen ließ, daß sie ihren Gatten erwarte, der wahrscheinlich eine Strecke am Flusse aufwärts fischte.

Sie täuschten sich nicht, denn nach kurzer Zeit trat die Indianerin abermals aus der Kabane, und rief mit starker Stimme: „Guaico! Guaico!"

Sie horchte auf eine Antwort, aber keine erscholl, dafür vernahmen ihre feinen Gehörsorgane ein Geräusch von einer andern Seite her, welches ihre Aufmerksamkeit erregte.

Das Geräusch aber kam von einem jener Indianer, welche der Kabane zukrochen. Das schwarze, feurige Auge der Indianerin erspähte allsogleich die Ursache jenes Geräusches und starrte voll Schreck auf die Pisang- und Melonenbäume, hinter welchen die Poitos verborgen waren.

Doch schon im nächsten Augenblicke erkannte sie die Gefahr, sprang in die Kabane, rief zu dem Mädchen: „Wicou, folg' mir zum Vater," riß dann die

iden Knaben von der Erde auf, und lief mit ihnen m Walde zu.

Wie der beutegierige Condor aus seiner Felsen-hle in den Andes auf seinen Raub hervorstürzt und n verfolgt, so brachen jetzt die Poitos aus ihrem interhalte hervor, und verfolgten die flüchtige In-anerin, als plötzlich ein zottiger Hund aus der Ka-ne sprang, auf die Verfolger losstürzte und einen rselben zu Boden riß.

In der nächsten Minute aber wälzte sich das ge-me Thier, von den Messern mehrerer Poitos getroffen, seinem Blute.

Huaca, so nannte sich die Indianerin, hatte in-ssen einen guten Vorsprung, aber die Last hinderte in ihrer Eile und bald hatten die Poitos sie erreicht. as Mädchen jedoch entkam glücklich in die Wälder, n seinem Vater die traurige Nachricht zu hinter-ingen.

Der armen Huaca wurden nun die Hände ge-nden, auch die beiden Knaben koppelte man an ein-der und schleppte dann alle Drei, trotz ihrer Thränen d Klagen nach dem Strande, wo Don Jose in r Pirogue auf den Ausgang des Unternehmens harrte.

Voll Freude, seine Colonie um solch ein junges äftiges Weib und zwei gesunde Kinder vermehrt zu hen, gebot Don Jose mit aller Macht nach San rnando de Atabapo zurückzurudern, welches sofort schah.

In der spanischen Ansiedelung angekommen, wurde r Indianerin mit ihren Kindern eine Wohnung ange-

wieſen, und einige ältere Indianerinen, ebenfalls aus dem Guahibaſtamme, welche vor vielen Jahren von den Spaniern geraubt worden waren, ihr zu Geſellſchaft gegeben.

Eine unnennbare Trauer aber hatte Huacas Herz befallen. Sie dachte nur an Guaico, an Wicou und die Kinder, die den Vater zum Fiſchfange begleitet hatten, und von denen ſie nun getrennt war.

Die Entfernung von ihnen, brachte ſie zur Verzweiflung.

Sie hatte nur einen Gedanken, und dieſer war, ihre beiden Knaben, welche man mit ihr entführte, zu Guaico, ihrem Gatten zurückzubringen. Kaum ſah ſie ſich unbewacht, ſo ergriff ſie ihre Kinder und entfloh nach den Wäldern, bald wurde ihre Flucht kundbar, man ſetzte ihr nach, erreichte ſie, und brachte ſie wieder zurück.

Nicht lange jedoch, ſo entfloh ſie abermals, wurde abermals eingeholt und unbarmherzig gezüchtiget.

Noch nicht von ihren Wunden geneſen, entfloh ſie mit den Kindern zum dritten Male, wurde aber auch dieſes Mal wieder eingebracht.

Da faßte Don Joſe, welchem man ihr jedesmaliges Entweichen berichtete, den grauſamen Entſchluß, ihr das Entfliehen unmöglich zu machen, und ſie von den Kindern zu trennen.

Er beſchloß die trotzige Indianerin nach der von San Fernando de Atabapo fünf und zwanzig Meilen entfernten Colonie Javita am Rio Negro bringen zu laſſen.

Zu dieſem Unternehmen beorderte er einen Mann, welcher in San Fernando die Stelle eines Alkaden

versah. Einen herzlosen Kastilianer, Namens Jan Baltazar, unter dessen Peitschenhieben schon Hunderte von Sclaven erlagen, und den er am tüchtigsten für dieses Geschäft glaubte.

Trotz ihrer Verzweiflung, ihrer Bitten, ihrer Thränen, wurden Huaca die Kinder von der Brust hinweggerissen, sie selbst aber gebunden nach dem größeren, zu dieser Fahrt bestimmten Kanoe geschleppt, in das sich auch Jan nebst einem Neger und noch einigen Indianern setzte, mit welchen es sodann vom Lande stieß.

Da lag nun die arme Huaca in dem Vordertheil des Schiffes, und erhob ihr thränennasses Auge zu dem schönen Himmel, der sich über ihrem Haupte ausbreitete, und den sie mit ihren klagenden Blicken um Rettung aus den Händen dieser Barbaren anflehte, welche sie aus einem, ihr durchaus nicht zu begreifenden Grunde, aus den Armen ihres Gatten, ihrer Kinder rissen.

Ihre Verzweiflung wuchs mit jedem Ruderschlage, da sie merkte, daß man sie immer weiter von ihrer Heimath, von ihren Kindern entferne.

Die Sonne sendete ihre glühenden Strahlen bereits senkrecht auf die Häupter der Schiffenden, als sie an jene traurigen, wild übereinander gethürmten Granitfelsen gelangten, welche am westlichen Ufer des Atabapo nackt und schwarz in den Strom hineinragen.

Jan Baltazar hatte sich unter das Zelt am Hintertheile der Kanoe auf ein Kissen, mit Bananenblättern gefüllt, hingestreckt, und den Vorhang zugezogen, um seinen Leib vor den Moskitos und seine

Augen vor dem Sonnenreflexe in den Wellen zu schützen. Die Indianer und der Neger lenkten die Barke nur zuweilen, gleichgültige Blicke auf die lautlosen Einöden, oder die wilde üppige Vegetation unter dem durchsichtigen Gewässer werfend, als es Huaca, welche scheinbar ruhig dahingestreckt zu liegen schien, gelang, die Weidenbande an ihren Händen zu zersprengen.

Kaum befreit von ihren Fesseln stürzte sie sich in den Strom, dessen Wellen geräuschvoll und schäumend über ihr zusammenschlugen.

Voll Schrecken und Erstaunen über diese unerwartete Erscheinung sprangen die Peitos und der Neger von der Ruderbank auf. Der Vorhang des Zeltes öffnete sich rasch, und Jan, durch das Geräusch aufgeschreckt, trat hastig aus dem Zelte. „Was ist vorgefallen?" fragte er, aber ein Blick belehrte ihn dessen. Die Indianerin war aus der Barke verschwunden.

Eben so betroffen als unschlüssig was er nun beginnen sollte, starrte Jan bald auf die Stelle, auf welcher früher die Gefangene gelegen hatte, bald auf die Wellen, welche sie verschlangen, als sie in weiter Entfernung wieder im Strome zum Vorschein kam, und mit aller Anstrengung, von der Strömung fortgerissen, jenen Felsenklippen zuschwamm.

Jetzt hatte Huaca diese erreicht, sie erfaßte den untersten Granitfelsen und schwang sich nun von einer Zinke zur andern, bis sie endlich auf der obersten Spitze desselben stand.

Ermattet verweilte sie hier einige Secunden und starrte mit dem Blicke einer verfolgten Gazelle nach

ihren Peinigern, die noch immer mit sprachlosem Staunen aus dem Strome zu ihr hinaufblickten.

Endlich raffte sie sich auf und verschwand auf der andern Seite des Felsens.

Da erholte sich Jan zuerst; vor Wuth und Rachgier schäumend, befahl er die Kanoe sogleich nach jenem Felsen zu steuern. Alles langte nach dem Ruder, in kurzer Frist waren sie dort angelangt.

Nun befahl er den Poitos sich eiligst aufzumachen und nach der Flüchtigen zu suchen.

Die Guiamadou, eine der größten Baumarten jener Gegend, und die Felsenvorsprünge warfen bereits längere Schatten und noch immer stand Jan voll peinlicher Ungeduld auf der Felsenspitze droben, und blickte nach den finsteren Gebirgsschluchten und den darum verbreiteten Wäldern nieder, denn noch immer wollte keiner von den Ausgesendeten zurückkommen.

Sein Zorn steigerte sich mit jeder Minute, unwillig stampfte er den Granitfels unter sich, daß ihm die Ferse schmerzte, und brach in die gräßlichsten Verwünschungen und Drohungen über die arme Indianerin aus. Ja selbst seine Tonpfeife zerbröckelte der Grimmige in seiner tollen Wuth, und schleuderte die Stücke in die Tiefe hinunter.

Endlich erscholl ein gellender Schrei aus dem Waldesdunkel herauf.

Mit der grausamen Freude eines Tigers, der im Hinterhalte lauert, und aus einem Geräusche schließt, daß sein erwartetes Opfer käme, funkelte sein Auge.

Noch ein Schrei erscholl, es war das Zeichen.

„Sie haben ſie," ſie haben ſie, jubelte Jan, und riß einen Riemen von Lamantinfell, welcher in jener Gegend als Peitſche gebraucht wird, und womit jeder Alkade verſehen iſt, aus der Taſche ſeines Poncho. „Du ſollſt auf die Flucht gedenken."

Bald darauf brachten die ausgeſendeten Poitos die arme Huaca, die Hände mit den ſtarken Schlingen von Mavacure gebunden, auf den Felſen hinauf.

„Streckt ſie dort auf die Felsplatte, von welcher ſie nach uns hinabblickte, dort ſoll ſie ihren Trotz büßen," rief der Herzloſe, warf ſein Oberkleid von ſich und ſtreifte den Hemdeärmel am rechten Arme auf, während man die Ärmſte auf die Felſenplatte hinſtreckte.

Huaca flehte um Barmherzigkeit, vergebens; ſchon ſchwang der grimmige ſeine Geißel, und ihr herzzerreißendes Geheule zeigte von den Qualen, die ſie unter ſeinen Mißhandlungen erlitt.

Endlich erlahmte ſein Arm, da reichte er aber einem der Indianer den Riemen hin, und befahl ihm die Züchtigung vom Neuen an ihr vorzunehmen, und als auch dieſer ermüdete, gebot er dasſelbe dem Neger, welcher mit grauſamer Freude die Gelegenheit ergriff, um ſich in die Gunſt ſeines Herrn zu ſetzen.

Das Geheule der Ärmſten erfüllte die Gegend und ſchreckte die Thiere des Waldes von hinnen, ſelbſt die Kaimons, welche im Uferſchilfe ſich ſonnten, ließen ihre grünbeſchuppten Körper ins Waſſer fallen und ſchwammen weiter. Die Wolken über den Häuptern der Grauſamen flohen dahin, als graute ihnen

or dem Entſetzlichen was ſie ſehen gemußt, nur das Herz des blutdürſtigen Jan, und ſeines ſchwarzen Henkerknechtes, kannte keine Barmherzigkeit.

Schon färbte Huacas Blut die Felſenplatte, und noch immer erſchollen die Klüfte von neuen Jammergeſchrei.

Endlich erlag auch ihre Kraft der Marter, ſie ſank mit der Stirne gegen das Geſtein, ihr Geſchrei erſtickte, ihre Beſinnung ſchwand.

Vollgeſättigt an dem Leiden der Unglücklichen, gebot Jan endlich ſie in das Kanoe hinabzuſchleppen. Es geſchah, und ihr Blut bezeichnete den Weg, den ſie gingen.

Gleich darauf ſtieß das Schiff vom Lande und ſteuerte ſtromaufwärts, nach Javita.

In Javita angekommen, wurde Huaca, welche mittlerweile aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, in eine Caravanſerei gebracht.

Dichte Nacht verhüllte alle Gegenſtände umher. Der Regen ſchoß in Strömen vom finſteren Himmel herab, die Flüſſe tobten und brauſten durch die Felſenſchlünde.

In einem Winkel jenes ſcheunenartigen Gebäudes, deſſen Eingang die Poitos nach dem Befehle Jans abwechſelnd bewachten, lag die Ärmſte hingeſtreckt, ihr ganzer Leib blutete, aber noch mehr als dieſer ihre Seele, denn Huaca gedachte nur ihrer Kinder, die ſie ſo ferne wußte.

Noch immer toſte der Regen wider das Dach ihres

Kerkers, und die Waldströme donnerten und sausten im wilden Schwalle über die Felsen dahin.

In der Caravanserei aber herrschte tiefe Stille, nur zuweilen durch das Gesumse der Stechfliegen, oder durch das Schmerzgestöhne der Leidenden unterbrochen. Die Mavacureschlingen, mit welchen man ihr die Arme auf den Rücken gebunden, und auch die Füße zusammengeschnürt hatte, schmerzten Huaca auf das Heftigste.

Schon faßte sie den Entschluß den Poitos, welcher am Eingange der Caravanserei zusammengekauert saß und gelassen seine Pfeife schmauchte, anzuflehen, ihr die Bande zu erleichtern, aber es war derselbe Neger, unter dessen Schlägen sie erlag, und die Bitte erstarb ihr auf der Zunge.

In diesem qualvollen Zustande entschwanden ihr mehrere Stunden. Endlich wurde die Wache gewechselt und ein junger Indianer übernahm die Aufsicht über die Gefangene.

„Gib auf die Schlange wohl acht Auca," ermahnte ihn der Neger. „Vor einer Viertelstunde flog ein Uhu an der Caravanserei vorüber, und das bedeutet ein Unglück."

„Ein Uhu?" fragte der Indianer zitternd.

„Wie ich sage, sieh zu, daß das Unglück nicht deinen glatten Rücken betrifft." Nach diesen Worten verließ der Neger den jungen Indianer.

Das Schmerzgestöhne Huacas erreichte bald das Ohr des Jünglings, welcher sich auf die Matte unter dem Eingange niedergelassen hatte. Er wendete mehrmals den Kopf, ohne aber seinen Sitz zu verlassen.

Als aber das Gestöhne immer kläglicher an sein hr drang, erhob er sich endlich und trat zu der Ge-ndenen.

„Was stöhnst Du so schmerzlich?" fragte er sie.

„Binde mir doch nur um etwas die Arme lockerer," Huaca, „ach sie schmerzen so sehr."

„Ich darf nicht," antwortete der Indianer, der glücksprophezeihung des Negers gedenkend.

„Was besorgst Du?"

„Du willst wieder entrinnen?"

„Wie kann ich. Meine Glieder sind zerschlagen, um vermöchte ich sie wenige Schritte weiter zu leppen."

„Ich kenne die Indianermütter."

„Auch deine Mutter ist eine Indianerin?

„Sie ist es"

„Und Du bist einer unserer Penin und kannst ne Indianermutter sterben sehen?"

„Das kann ich nicht, aber der Weiße wird mich ätschen lassen wie Dich, wenn ich Deine Bande uflöse."

„Wer sollte es ihm sagen. Ach ich ertrage diese Qualen nicht länger."

„Nun so bücke Dich," sprach der Jüngling nach ner Weile, „ich will sie etwas lockern."

Huaca beugte den zerfleischten Rücken, nicht ne vor Schmerz laut zu stöhnen, und der junge In-aner lockerte ihr die Zweige an den Händen.

„Guenu Pillán, der Geist des Himmels bringe

Heil über das Haupt deiner Mutter;" sprach hierauf Huaca, und sank wieder auf die Erde hin.

Der Jüngling setzte sich sodann auf seine Matte, das Geächze der Leidenden wurde schwächer, Mitternacht war nahe.

Ein älterer Poitos übernahm nun die Wache.

In der Caravanserei war Alles stille, nur draußen tobte und toste es noch fürchterlich, und das traurige klägliche Geschrei der rothen Affen, welche sich des Nachts haufenweise auf den Bäumen zu versammeln pflegen, gellte dazwischen aus der Ferne.

Der alte Indianer, von der Anstrengung des Tages ermüdet, setzte sich am Eingange der Caravanserei nieder. Er horchte, kein Laut war in derselben vernehmbar, außer dem leisen Athemholen der Indianerin.

Beruhigt durch ihren Schlaf, ihren zerrissenen Körper, die Bande und das ungestüme Wetter, welche der Kühnen die Flucht unmöglich machten, neigte auch er das Haupt und verfiel alsobald in einen tiefen Schlaf.

Kaum war der Indianer eingeschlafen, so versuchte Huaca, welche sich nur schlafend gestellt hatte, ihre Bande von den Händen gänzlich wegzubringen. Es gelang nach langem Mühen, leichter vermochte sie ihre Füße von denselben zu befreien.

Eiligst, aber geräuschlos, stieg sie über den am Eingange hingestreckten Indianer, und verschwand in der Finsterniß der Nacht, in dem Getose des stürzenden Regens.

Kaum glaubte Jan ſeinem Ohre, als man ihm
gs darauf die abermalige Flucht der Indianerin
ldete. Seine Wuth grenzte an Wahnſinn. Wo
nte ſie hingekommen ſein. Die Colonie Javita iſt
gerader Richtung von San Fernando de Atabapo
er vierzig Stunden entfernt, und zwiſchen beiden
lonien lagen die fürchterlichſten Wüſten, wo keine
ahrung zu finden, wo alle Savannen überſchwemmt,
kein Unterkommen vor dem immer entfeſſelter
enden Regen. Die Bäche, welche jene Wildniſſe
chkreuzen, waren zu Strömen, die Ströme zu Seen
geſchwollen, durch welche ſie ihren Weg nehmen
ßte. Sie war dem ſichern Tode entgegen gegangen.

Vergebens befahl Jan Baltazar den In-
nern ihr nachzuſetzen, keiner von ihnen war zu be-
gen ſie in die Urwälder zu verfolgen. Keiner hatte
ne Spur von ihr gefunden.

Nach einigen Tagen, als das Regenwetter wieder
was nachgelaſſen hatte, verließ Jan unter Verwün-
ungen Javita, um dem Cura Doctrinero zu San
rnando die Hiobspoſt von der abermaligen Flucht
r Indianerin, die er für verloren betrachtete, zu
ingen.

Schon hatte Huaca mit ungeheuerer Anſtren-
ung den wildwogenden Atabapo durchſchwommen,
hon hatte ſie jene fürchterlichen Urwälder, doppelt
rchterlich beim Regenwetter, erreicht.

Welchen Weg ſollte ſie nun aber einſchlagen, in
elcher Richtung lag Fernando de Atabapo. Die Ge-
äſſer konnten ihr allein als Wegweiſer durch die

Wüsteneien dienen, aber die Überschwemmung zwang sie, ferne von den Ufern, einen Pfad durch die Mitte der Wildniß zu suchen, wo das üppig aufgeschossene Unterholz, das Gewirre rankender Gewächse und Wälder von Lianengeflechte die Räume zwischen den gigantischen Bäumen ausfüllten, oder abgebrochene Äste und wild übereinander gestürzte faulende Riesenstämme den Weg versperrten.

Ihr einziger Wegweiser aber war ihr Herz.

Kein Fluß, ob noch so reissend, war ihr ein Hinderniß, sie watete durch, kein Strom tobte zu wild, sie stürzte sich hinein und schwamm an das entgegengesetzte Ufer.

Der Hunger nagte bereits an ihrem Innern, aber sie zögerte nicht, wenige Vachacos, eine Art schwarzer Ameisen, welche ihr harziges Nest auf den Bäumen der Urwälder befestiget haben, dienten ihr zur Nahrung.

Während ihrer ganzen Wanderung war der Himmel mit dichten Wolken überzogen, und nur wenige Minuten des Tages drang die Sonne strahlenlos und fahl, wie ein erstorbenes Meteor, aus den Regenschleiern, um sich bald wieder hinter selbe zu verbergen und einer melancholischen Dunkelheit Platz zu machen. Aber ein hellerer Strahl, als jener des Taggestirnes, dämmerte in Huacas Herzen, der Strahl der Hoffnung ihre Kinder wiederzusehen. Dieser ließ sie jeden Schmerz, jede Gefahr verachten.

Unaufhaltsam setzte Huaca ihren Weg durch die Wüste fort, in welcher kein Schall, kein Laut

außer dem Toſen der Gewäſſer, welches ihren Schritten folgte, ertönte, nur zuweilen erſcholl das ſchreckliche donnerähnliche Gebrülle eines Löwen an ihr Ohr und machte ihr Herz auf Augenblicke erſtarren.

Auf dieſe Weiſe war bereits der vierte Tag vorüber, ſeit ſie Javita verlaſſen. Schon fühlte ſie ſich zum Tode ermattet und kaum mehr vermögend, ſich weiter zu ſchleppen, als ſich die ſchaudervolle Wildniß zu lichten begann.

Die ſtachligten Schlingpflanzen wurden minder, baumartige Fahrenkräuter, Baumwollſtauden und Piſangbäume wurden wieder ſichtbar.

Der Himmel erheiterte ſich immer mehr. Schon erblickte ſie auf der Spitze einer Traubenpalme einen Sapajau, und der ſchönbefiederte Hocas ſchwebte ſchreiend durch die Lüfte.

Jetzt erkannte Huaca die Gegend wieder, einige Stunden nur, und ſie hatte die ſchmale von ſteilen Kalkfelſen eingeſchloſſene Ebene erreicht, in welcher San Fernando liegt. Die Sehnſucht nach ihren Kindern gab ihr neue Kräfte. Bald gelangte ſie in das Dorf. Jeder Gefahr, jeder Züchtigung vergeſſend, und nur ihrer Kinder gedenkend, flog ſie zu der Kabane, welche ſie mit ihnen bewohnte.

Stimmen erſchollen darin, Huaca horchte, es waren die Stimmen ihrer Kinder. Ach ſie wähnte Klänge aus Gulchemann, dem Aufenthaltsorte der Freude, welchen ſich die Indianer jenſeits des Meeres denken, zu hören.

Außer ſich vor Mutterwonne ſtürzte ſie hinein

und riß die Kleinen, welche sie nicht mehr erkannten, an ihre Brust.

Lange Zeit schwelgte sie in ihrem namenlosen Glücke, die beiden Knaben betrachtend, und sie herzend und küssend. Endlich besann sie sich, daß Guaico, die kleine Wicou und ihre übrigen Kinder ferne ihrer harrten, daß sie sich mitten unter ihren Feinden befinde, und schnell entschlossen, nahm sie die beiden Knaben in die Arme und floh wieder nach den Wäldern.

Bevor sie aber noch jene erreichte, vertrat ihr plötzlich Jan Baltazar, dem ihre Ankunft verrathen worden war, höhnisch lachend, mit mehreren Bewaffneten den Weg, und ließ sie neuerdings ergreifen.

Don Jose, dem Huaca hierauf übergeben wurde, ließ ihr nicht Zeit, ihren wunden Körper zu heilen, er trennte sie abermals von ihren Kindern und sendete sie in eine Colonie am Ober-Oronoko, von welcher keine Möglichkeit war, wieder nach San Fernando de Atabapo zurückzukommen.

Bald erkannte dieß die unglückliche Mutter, und weder Zureden noch Gewalt waren im Stande sie zu bewegen, Speise zu sich zu nehmen. Wenige Tage und sie hatte ein Leben verhaucht, welches entfernt von ihren Lieben, keinen Werth mehr für sie hatte.

Der Granitfels an der Mündung des Cuasacaflusses aber, auf welchem Jan Baltazar und seine Sclaven die arme Huaca so grausam mißhandelten, wird noch heut zu Tage von den Bewohnern jenes Landstriches: La Piedra de la madre genannt.

Der Bottichstein.

Mährische Sage.

O Vater mein, also schleudre nicht
Die Unschuld in's Verderben!
O lasse doch, gehest du zu Gericht,
Die sündige Mutter sterben!

Aloys Weißenbach.

Zu Klentnitz in Mähren lebte in stiller Zurückgezogenheit eine junge Witwe mit ihrem dreijährigen Söhnlein.

Marthe, so war ihr Name, genoß die Achtung Aller, die sie kannten, denn sie war ein Muster der Häuslichkeit und Frömmigkeit, und ihr ganzes Streben zielte nur dahin, ihr Söhnlein in Liebe und Gottesfurcht zu erziehen.

Nur selten verließ sie ihre kleine ärmliche Wohnung, welche Zeuge ihres einstigen stillen Glücks gewesen; doch verabsäumte sie es in keinem Jahre am Osterſonntag nach dem Städtchen Niklasburg oder Nikolsburg hinüber zu wandern, und dort dem Gottesdienste beizuwohnen.

So eben war wieder der Osterſonntag angebrochen, und Marthe verließ, ihr Söhnlein auf

und riß die Kleinen, welche sie nicht mehr erkannten, an ihre Brust.

Lange Zeit schwelgte sie in ihrem namenlosen Glücke, die beiden Knaben betrachtend, und sie herzend und küssend. Endlich besann sie sich, daß Guaico, die kleine Wicou und ihre übrigen Kinder ferne ihrer harrten, daß sie sich mitten unter ihren Feinden befinde, und schnell entschlossen, nahm sie die beiden Knaben in die Arme und floh wieder nach den Wäldern.

Bevor sie aber noch jene erreichte, vertrat ihr plötzlich Jan Baltazar, dem ihre Ankunft verrathen worden war, höhnisch lachend, mit mehreren Bewaffneten den Weg, und ließ sie neuerdings ergreifen.

Don Jose, dem Huaca hierauf übergeben wurde, ließ ihr nicht Zeit, ihren wunden Körper zu heilen, er trennte sie abermals von ihren Kindern und sendete sie in eine Colonie am Ober-Oronoko, von welcher keine Möglichkeit war, wieder nach San Fernando de Atabapo zurückzukommen.

Bald erkannte dieß die unglückliche Mutter, und weder Zureden noch Gewalt waren im Stande sie zu bewegen, Speise zu sich zu nehmen. Wenige Tage und sie hatte ein Leben verhaucht, welches entfernt von ihren Lieben, keinen Werth mehr für sie hatte.

Der Granitfels an der Mündung des Cuasacaflusses aber, auf welchem Jan Baltazar und seine Sclaven die arme Huaca so grausam mißhandelten, wird noch heut zu Tage von den Bewohnern jenes Landstriches: La Piedra de la madre genannt.

Der Vottichstein.

Mährische Sage.

O Vater mein, also schleudre nicht
Die Unschuld in's Verderben!
O lasse doch, gehest du zu Gericht,
Die sündige Mutter sterben!

Aloys Weißenbach.

u Klentnitz in Mähren lebte in stiller Zurückge-
genheit eine junge Witwe mit ihrem dreijährigen
öhnlein.

Marthe, so war ihr Name, genoß die Achtung
ler, die sie kannten, denn sie war ein Muster der
uslichkeit und Frömmigkeit, und ihr ganzes Streben
lte nur dahin, ihr Söhnlein in Liebe und Gottes-
cht zu erziehen.

Nur selten verließ sie ihre kleine ärmliche Woh-
ng, welche Zeuge ihres einstigen stillen Glücks ge-
sen; doch verabsäumte sie es in keinem Jahre am
terſonntag nach dem Städtchen Niklasburg oder Ni-
sburg hinüber zu wandern, und dort dem Gottes-
nste beizuwohnen.

So eben war wieder der Osterſonntag ange-
chen, und Marthe verließ, ihr Söhnlein auf

dem Arme und den Rosenkranz in der Hand, das Häuschen wieder, um ihrer alten Gewohnheit nachzukommen.

Es war ein schöner heiterer Tag, der Himmel prangte in seinem vollsten Blau, und die Felder und Wiesen herum lachten in ihrer jungen Hoffnungsfarbe.

Schon hatte sie den hochgelegenen Friedhof des Dörfchens hinter sich, als das harmonische Geläute der Osterglocken von dem vorher erwähnten Städtchen herübertönte.

Marthe verdoppelte ihre Schritte, und bald hatte sie jenen Felsblock erreicht, der jetzt der Bottichstein genannt wird, und dessen fabelhafte Gestalt von der Anhöhe, über welche sie der Pfad führte, in die fruchtbare Ebene hinunter blickt.

Wer schildert aber Marthens Erstaunen, als sie, zu dem Felsblock gelangend, diesen von oben bis unten gespalten fand.

Schon früher hatte Marthe gehört, daß dieser Fels die sonderbare Eigenschaft besitzen sollte, daß er jedesmal so oft die Osterglocken zu Nikolsburg zum Hochamte erschallten, sich öffnen, und demjenigen, der sich zu jener Zeit ihm näherte, so lange die Glocken tönten, seine Schätze darbieten, mit dem letzten Glockenschalle sich aber wieder schließen sollte, jedoch hatte sie dieser Sage geringen Glauben ge-

denkt. Um so mehr mußte es sie daher wundern, en Fels wirklich jetzt geöffnet zu sehen.

Von einer unwiderstehlichen Neugierde gestachelt, herte sie sich mit dem Kinde der Felsenspalte, und ckte in das Innere der Höhle.

War sie aber schon früher erstaunt, so stieg t ihr Staunen fast über alle Gränzen, denn in r Höhle erblickte sie einen Bottich von ungeheuerem mfange, voll blinkender Gold- und Silbermünzen.

Marthe stand eine gute Weile und wußte cht, ob sie träume, oder ob es Wirklichkeit sei, was vor sich erblickte. Da aber die Gegenstände, elche sie für Trugbilder hielt, nicht verschwanden, ßte sie endlich ein Herz und trat in die Höhle.

Eine geheimnißvolle Dämmerung und tiefe Stille rrschte in derselben, nur die Osterglocken summten n, außen her wie ferne Engelschöre.

Da dachte Marthe in ihrem Sinne: „Wie? nn dieses ein Wink des Himmels wäre, wenn er ; meiner Noth erbarmt und den Fels geöffnet hätte, ı mir zu helfen? — Ein kleiner Theil jenes uner- ßlichen Schatzes, den hier mein Auge überblickt, irde mich und mein Kind aller Armuth für immer theben. Was zögere ich noch lange, ich will es agen," sprach sie hierauf entschlossen, setzte das ind bei der Bottich auf den Boden nieder, und illte rasch ihre Schürze mit Gold und Silbermünzen.

Bald hatte sie diese vollgefüllt, eilte aus der

Höhle, und schüttete unfern des Steinblockes ihren Schatz auf die Erde.

Noch einmal kehrte sie voll freudiger Hast in die Höhle zurück, die Schürze zu füllen, und auch ein drittes Mal.

Als sie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verstummten plötzlich die Glocken in der Ferne und der Fels verschloß sich unter fürchterlichem Gekrache.

Fast zu Stein geworden über dieses plötzliche Ereigniß, stand Marthe dem Steinblocke gegenüber, welcher sie von ihrem Kinde trennte. Ihre Augen waren weit aus dem Kopfe herausgetrieben, ihr Mund zu einem Schrei geöffnet, den aber das Entsetzen, welches ihr in diesem Augenblicke das Mutterherz umkrallte, in der Kehle erstickte.

Lautlos sank sie nach einigen Sekunden neben dem Haufen Goldes nieder.

Sie mochte einige Stunden in ihrer Betäubung dort gelegen haben, denn die Sonne sendete bereits ihre Strahlen senkrecht auf ihr Haupt, als sie ihre Besinnung wieder erlangte.

Mit wildverzerrter Miene raffte sie sich von der Erde auf, rannte gegen den Felsblock und schrie, indem sie denselben umklammerte: „Mein Kind! — Herr des Himmels gib mir mein Kind wieder! — Nimm Alles, Alles zurück, ich will arm bleiben mein

ganzes Leben lang, nur gib mir mein Kind, mein Kind!"

Marthe hatte sich die Hände wund geschunden an dem Steine, aber dieser blieb verschlossen; kein zweites Wunder geschah, um ihr das Kind zurückzugeben, und laut schluchzend, und sich das Haar raufend, wälzte sich die unglückliche Mutter auf der Erde.

Endlich hatte der Schmerz sie erschöpft; mit den starren Blicken der Verzweiflung sah sie bald auf den fürchterlichen Felsblock, bald zum Himmel empor, der ihre Noth geendet, dafür aber ihr das Kind, ihr Theuerstes genommen hatte.

Der Nachtwind, welcher kalt über die Fläche strich, die allmählig das Dunkel der Nacht umhüllte, erfrischte ihre erschöpften Lebensgeister wieder. Thränenlos und stumm, gleich einer Irrsinnigen, raffte sie die Münzen in ihre Schürze zusammen, und schleppte sich zurück nach Klentnitz.

Der Verlust ihres Kindes ließ Marthen jedoch keine Ruhe finden; schon am nächsten Morgen eilte sie wieder nach Nikolsburg, wo sie sich einem Priester zu Füssen warf, dem sie das Vorgefallene mittheilte, und um Rath in ihrem großen Trübsal flehte.

Der Priester ermahnte sie mit väterlichen Worten, sich mit Geduld und Demuth in die Fügungen des Herrn zu schicken, den Schatz aber, den sie in dem Bottichstein gefunden, zum Baue eines neuen Gotteshauses zu verwenden.

Marthe befolgte treulich den Rath des frommen Mannes, verwendete ihren Schatz zum Baue einer Kirche in Nikolsburg, zu welcher daselbst sogleich der Grund gelegt wurde, und lebte hinfort nur dem Gebete und der Hoffnung, auf eine künftige Vereinigung mit ihrem Kinde.

Auf diese Weise entschwand ihr ein Jahr voll stillen bitteren Harmes, und Ostern brach wieder heran. Da faßte Marthe den Entschluß, am Osterſonntag sich wieder zu dem Felsblocke zu begeben, während die Osterglocken erklängen, um die Gebeine ihres armen Kindes zu holen, und diese nach christlichem Gebrauche zu begraben.

Mit blutendem Herzen machte sich Marthe an dem benannten Tage auf den Weg; die Glocken erschollen ihr wie Grabgeläute, kaum konnte sie sich weiter schleppen.

Jetzt hatte sie den Felsen erreicht, welcher abermals von oben bis unten zerklüftet war. Dieser Anblick gibt ihren Gliedern plötzlich wieder Kraft. Mit Blitzesschnelle stürzt sie in die Höhle, ihre Blicke fliegen in der Runde umher, die theuren Überreste suchend. — Herr des Himmels! — Ihr Kind sitzt frisch und lebendig neben dem Bottich und streckt ihr lächelnd seine Händchen entgegen.

Außer sich vor Wonne, reißt sie das wiedergeschenkte Knäblein an ihre Brust, mit heißen Thränen seine Wänglein waschend. Kaum glaubt sie, daß es

ahrheit ist, sie schluchzt und lacht zugleich, hebt s Kind empor zum Himmel und lallt ihren Dank, n sprechen kann sie nicht.

Endlich gewinnt Marthe ihre Sprache wieder d befragt das Kind, wie es möglich gewesen, daß in der Höhle nicht umgekommen.

Da aber erzählte ihr das Knäblein, daß während Nacht, welche es in der Höhle zugebracht zu en vermeinte, eine schöne Frau gekommen sei, die en Lichtstreif um das Haupt gehabt; diese habe ihm fel und Spielzeug gebracht, und ihm auch versprochen, Mutter würde bald wieder kommen, um es abzu- len, nur müsse es recht fromm sein und beten. Das be es denn auch gethan, und da sei auch endlich Mutter wieder gekommen.

Eine tiefe Rührung kam, während der Erzählung s Kindes, über das Mutterherz der frommen arthe, als die Glockentöne heller als früher, d fast wie mit mahnender Stimme an ihr Ohr er- angen.

Eiligst faßte Marthe ihr Kindlein, denn sie h, daß es höchste Zeit zur Flucht sei, und verließ it ihrer theuren Last die Höhle.

Sie war aber noch keine zwanzig Schritte von eser entfernt, da schwiegen die Glocken, und mit utem Krachen schloß sich die Felsenspalte.

Marthe lebte mit ihrem Knäblein hinf
frommes gottesfürchtiges Leben, und dankte n
in der Kirche, die ſie in Nikolsburg gebaut ha
die zu Sct. Lauretta genannt wurde, auf ihren
für die wunderbare Rettung ihres Kindes.

Der Bottichſtein aber ſoll ſich ſeit dieſer
benheit, welche ihm den Namen gab, nicht
geöffnet haben.

Der

Ritterkeller im Kyffhäuser.

Thüring'sche Sage.

Was weht so süß und duftig vom alten Schloß herab
Was will das braune Männlein mit seinem weißen Stab?
Die Brünnlein sind versieget in heißer Sonnenglut,
Doch tief im Burggemäuer rinnt gold'ne Lebensflut.

A. Stöber.

In Tilleda, einem Dorfe an dem Fuße des Kyffäuserberges im Thüringerlande, lebte, wie sich dort ie Leute erzählen, vor Zeiten ein armer aber wackerr und lebensfroher Steinschneider, Namens Gottchalk Berner, welchen der Himmel mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet hatte, deren Erhaltung ihm nicht geringe Sorge machte, jedoch seinen hohen heitern Sinn nicht zu trüben, noch weniger zu unterdrücken vermochte.

Eben jetzt feierte der harmlose Haus- und Familienvater wieder eine Kindstaufe, und zwar die neunte, bei welcher Gelegenheit es der Sitte gemäß an einem tüchtigen Schmause, und an vollen Krügen nicht fehlen durfte.

Gottschalk Berner hatte sein Möglichstes gethan, um die hungrigen Gevatterinen und die durstigen Gevattern und sonstigen Gäste zu befriedigen; aber schon begann der edle Rebensaft weniger zu werden in den Krügen, und Gottschalk Berner wußte kein Mittel sie wieder zu füllen.

Eben hatte ein trinklustiger Gevatter seinen Humpen, und jene seiner Nachbarn mit der Neige vollgefüllt, und einen Toast auf den heiteren Gastgeber ausgebracht, als sich dem Letzteren sein sechzehnjähriges Töchterlein näherte, und ihm heimlich in's Ohr wisperte: „Vater, das war der letzte."

„So" sprach Berner mit Lachen, „nun so hole vom Frischen aus dem Keller."

„Aus dem Keller?" fragte Klärchen, „wir haben ja keinen Keller."

„Nicht?" — So geh zum Schenkwirth hinüber, und borgt Dir der keinen, in den Ritterkeller im Kyffhäuser, vielleicht bekommst du dort welchen."

Hierauf wendete sich Berner wieder zu den redeseligen Herren und vertiefte sich bald mit ihnen in einen Diskurs, der ihn auf sein unschlüssiges Mägdlein wie auf seinen sonderbaren Rath, vergessen ließ.

Klärchen, welcher all' die Sagen vom Kyffhäuser, in dem der Kaiser Friedrich Barbarossa im Zauberschlafe sich befinden sollte, und noch vieles andere über dieses Thema bekannt war, verließ, in jeder Hand einen Krug haltend, das Haus, ohne jedoch zu wissen, was sie beginnen sollte. Denn bei dem geizigen Schenk-

rth war kein Tröpflein Wein auf die Kreide zu benmen, und in den verrufenen Ritterkeller bei einchender Nacht hinabzusteigen, hätte sie nun und nmermehr den Muth gehabt.

Unter stetem Überlegen war Klärchen, jedoch ohne selbst zu wissen, zu dem in der Mitte des Berges indlichen, schon halb verfallenen Eingange des Kellers kommen.

Hilf Himmel! Wie aber erschrack die Ärmste, s sie ein Geräusch aus ihren Träumen aufschreckte, d sie sich plötzlich an dem verrufenen und übelberichten Orte erblickte.

Das Geräusch aber, welches sie zu sich brachte, m von dem hohlen Keuchhusten eines alten verlimmten Mannes her, welcher, ganz in graue Kleir gehüllt, einen mächtigen Schlüsselbund am Gürtel, f einem großen Steine vor dem Keller saß, und ftig mit dem kahlen Kopfe wackelte.

„Ei ei mein Töchterchen," fragte sie der Alte mit ier hohlen, heiseren Stimme; „woher so spät, wiß willst Du Wein aus dem Ritterkeller?"

„Nein, — ja doch" stotterte das Mädchen, elches noch immer nicht wußte, ob es mit einem menschhen Wesen oder mit einem Berggespenste zu thun abe.

„Nun wenn das ist," sprach der Alte unter fortährendem Husten, „so komm nur mit, ich will Dir elchen geben, wie — phu — phu — der verdammte

Hunden — wie Dem Vater noch keinen verkoſtet hat, in ſeinem ganzen Leben."

„Ja," ſagte Klärchen verlegen, „ich habe aber kein Geld um ihn zu bezahlen."

„Ei, das thut nichts — phu — phu —," erwiederte kopfwackelnd der Alte, indem er ſeine verkrümmte Geſtalt mühſam aufrichtete. „Die todten Herren da drunten nehmen kein Geld für ihren Wein, und brauchen auch keines, ſo wenig als ich — phu — phu! —"

Nach dieſen Worten holte er aus einer Mauerniſche ein Lämpchen hervor und trat, die Hand vorſichtig vor das Flämmchen haltend, in den Erdgang, in welchem ihm das Mägdlein ohne Zögern folgte.

„Phu — phu, der böſe Huſten!" fuhr der Alte nach einer Pauſe fort, „das kommt von dem immerwährenden Treppen auf, Treppen ab. — Phu — phu — wenn einer ſo ein paar hundert Jahre ſein Geſchäft verſieht — phu — phu — ſo iſt das kein Wunder."

Klärchen, welche nicht wenig über dieſe Äußerung erſchrack, wäre um vieles lieber wieder umgekehrt, aber es war zu ſpät, denn ſchon hatten ſie das Ende des Ganges erreicht, von welchem morſche, halbverfallene Treppen abwärts führten.

Langſam ſtiegen ſie dieſe hinab, der huſtend Kellermeiſter mit ſeinem Wackelkopfe und dem wehenden Lämpchen voraus, Klärchen, bleich wie eine Leiche, mit den Krügen hintennach.

Todtenstille umgab Beide, nur zuweilen durch s krampfhafte Husten des gespenstischen Alten, oder ch das Klappern seines Schlüsselbundes unterbrochen.

Nicht lange, so standen sie vor einer gewaltigen t Eisen stark beschlagenen Thüre, welche der Alte, chdem er das Lämpchen auf die Erde gestellt hatte, hrend er heftig mit dem Kopfe wackelte und dazu stete, nicht ohne bedeutender Anstrengung eröffnete.

Ein pechfinsteres, unermeßliches Gewölbe glotzte en entgegen. Unabsehbare Reihen von Fässern nden in demselben; große und kleine, alle mit blan- t Messingreifen beschlagen, und an der Vorderseite t allerlei künstlichem Schnitzwerke verziert.

Der Alte trippelte hustend von Faß zu Faß, pochte dieses und das andere, um zu erproben ob es noch ll sei. Endlich blieb er vor einem Faße stehen und leuchtete dasselbe mit dem Lämpchen.

„Anno **1251**, das Sterbejahr Friedrichs Bar- rossa genannt," brummte er in den Bart. „Phu — u — der ist der rechte."

Hierauf nahm er Klärchen die Krüge aus der and und zapfte sie voll mit dem Weine, welcher genblicklich einen gar herrlichen würzigen Geruch in m Keller verbreitete.

„Das ist der Herrenwein, den die Ritter selbst jeder Christnacht zu trinken pflegen," sagte der lte. „Den bringe Deinem Vater — phu — phu — ch sage keinem Andern im Hause, als nur ihm, o du den Wein herbekommen — phu — phu —

Höhle, und schüttete unfern des Steinblockes ihren Schatz auf die Erde.

Noch einmal kehrte sie voll freudiger Hast in die Höhle zurück, die Schürze zu füllen, und auch ein drittes Mal.

Als sie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verstummten plötzlich die Glocken in der Ferne und der Fels verschloß sich unter fürchterlichem Gekrache.

Fast zu Stein geworden über dieses plötzliche Ereigniß, stand Marthe dem Steinblocke gegenüber, welcher sie von ihrem Kinde trennte. Ihre Augen waren weit aus dem Kopfe herausgetrieben, ihr Mund zu einem Schrei geöffnet, den aber das Entsetzen, welches ihr in diesem Augenblicke das Mutterherz umkrallte, in der Kehle erstickte.

Lautlos sank sie nach einigen Sekunden neben dem Haufen Goldes nieder.

Sie mochte einige Stunden in ihrer Betäubung dort gelegen haben, denn die Sonne sendete bereits ihre Strahlen senkrecht auf ihr Haupt, als sie ihre Besinnung wieder erlangte.

Mit wildverzerrter Miene raffte sie sich von der Erde auf, rannte gegen den Felsblock und schrie, indem sie denselben umklammerte: „Mein Kind! — Herr des Himmels gib mir mein Kind wieder! — Nimm Alles, Alles zurück, ich will arm bleiben mein

ganzes Leben lang, nur gib mir mein Kind, mein Kind!"

Marthe hatte sich die Hände wund geschunden an dem Steine, aber dieser blieb verschlossen; kein zweites Wunder geschah, um ihr das Kind zurückzugeben, und laut schluchzend, und sich das Haar raufend, wälzte sich die unglückliche Mutter auf der Erde.

Endlich hatte der Schmerz sie erschöpft; mit den starren Blicken der Verzweiflung sah sie bald auf den fürchterlichen Felsblock, bald zum Himmel empor, der ihre Noth geendet, dafür aber ihr das Kind, ihr Theuerstes genommen hatte.

Der Nachtwind, welcher kalt über die Fläche strich, die allmählig das Dunkel der Nacht umhüllte, erfrischte ihre erschöpften Lebensgeister wieder. Thränenlos und stumm, gleich einer Irrsinnigen, raffte sie die Münzen in ihre Schürze zusammen, und schleppte sich zurück nach Klentnitz.

Der Verlust ihres Kindes ließ Marthen jedoch keine Ruhe finden; schon am nächsten Morgen eilte sie wieder nach Nikolsburg, wo sie sich einem Priester zu Füssen warf, dem sie das Vorgefallene mittheilte, und um Rath in ihrem großen Trübsal flehte.

Der Priester ermahnte sie mit väterlichen Worten, sich mit Geduld und Demuth in die Fügungen des Herrn zu schicken, den Schatz aber, den sie in dem Bethhichstein gefunden, zum Baue eines neuen Gotteshauses zu verwenden.

Marthe befolgte treulich den Rath des fromme Mannes, verwendete ihren Schatz zum Baue eine Kirche in Nikolsburg, zu welcher daselbst sogleich d Grund gelegt wurde, und lebte hinfort nur dem G bete und der Hoffnung, auf eine künftige Vereinigun mit ihrem Kinde.

Auf diese Weise entschwand ihr ein Jahr v stillen bitteren Harmes, und Ostern brach wieder her Da faßte Marthe den Entschluß, am Osterson sich wieder zu dem Felsblocke zu begeben, während d Osterglocken erklängen, um die Gebeine ihres arm Kindes zu holen, und diese nach christlichem Gebrau zu begraben.

Mit blutendem Herzen machte sich Marthe dem benannten Tage auf den Weg; die Glocken schollen ihr wie Grabgeläute, kaum konnte sie s weiter schleppen.

Jetzt hatte sie den Felsen erreicht, welcher abe mals von oben bis unten zerklüftet war. Dieser A blick gibt ihren Gliedern plötzlich wieder Kraft. M Blitzesschnelle stürzt sie in die Höhle, ihre Blic fliegen in der Runde umher, die theuren Überres suchend. — Herr des Himmels! — Ihr Kind si frisch und lebendig neben dem Bottich und streckt i lächelnd seine Händchen entgegen.

Außer sich vor Wonne, reißt sie das wiederg schenkte Knäblein an ihre Brust, mit heißen Thräne seine Wänglein waschend. Kaum glaubt sie, daß

ahrheit ist, sie schluchzt und lacht zugleich, hebt s Kind empor zum Himmel und lallt ihren Dank, nn sprechen kann sie nicht.

Endlich gewinnt Marthe ihre Sprache wieder d befragt das Kind, wie es möglich gewesen, daß in der Höhle nicht umgekommen.

Da aber erzählte ihr das Knäblein, daß während r Nacht, welche es in der Höhle zugebracht zu ben vermeinte, eine schöne Frau gekommen sei, die nen Lichtstreif um das Haupt gehabt; diese habe ihm pfel und Spielzeug gebracht, und ihm auch versprochen, e Mutter würde bald wieder kommen, um es abzu= len, nur müsse es recht fromm sein und beten. Das ibe es denn auch gethan, und da sei auch endlich e Mutter wieder gekommen.

Eine tiefe Rührung kam, während der Erzählung s Kindes, über das Mutterherz der frommen Marthe, als die Glockentöne heller als früher, id fast wie mit mahnender Stimme an ihr Ohr er= angen.

Eiligst faßte Marthe ihr Kindlein, denn sie h, daß es höchste Zeit zur Flucht sei, und verließ it ihrer theuren Last die Höhle.

Sie war aber noch keine zwanzig Schritte von ieser entfernt, da schwiegen die Glocken, und mit autem Krachen schloß sich die Felsenspalte.

Marthe lebte mit ihrem Knäblein hinfort ein frommes gottesfürchtiges Leben, und dankte noch oft in der Kirche, die sie in Nikolsburg gebaut hatte und die zu Sct. Lauretta genannt wurde, auf ihren Knien, für die wunderbare Rettung ihres Kindes.

Der Bottichstein aber soll sich seit dieser Begebenheit, welche ihm den Namen gab, nicht wieder geöffnet haben.

Der

Ritterkeller im Kyffhäuser.

Thüring'sche Sage.

Was weht so süß und duftig vom alten Schloß herab
Was will das braune Männlein mit seinem weißen Stab?
Die Brünnlein sind versieget in heißer Sonnenglut,
Doch tief im Burggemäuer rinnt gold'ne Lebensflut.

A. Stöber.

In Tilleda, einem Dorfe an dem Fuße des Kyffhäuserberges im Thüringerlande, lebte, wie sich dort die Leute erzählen, vor Zeiten ein armer aber wackerer und lebensfroher Steinschneider, Namens Gotthalk Berner, welchen der Himmel mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet hatte, deren Erhaltung ihm nicht geringe Sorge machte, jedoch seinen frohen heitern Sinn nicht zu trüben, noch weniger zu unterdrücken vermochte.

Eben jetzt feierte der harmlose Haus- und Familienvater wieder eine Kindstaufe, und zwar die neunte, bei welcher Gelegenheit es der Sitte gemäß an einem tüchtigen Schmause, und an vollen Krügen nicht fehlen durfte.

Gottschalk Berner hatte sein Möglichstes gethan, um die hungrigen Gevatterinen und die durstigen Gevattern und sonstigen Gäste zu befriedigen; aber schon begann der edle Rebensaft weniger zu werden in den Krügen, und Gottschalk Berner wußte kein Mittel sie wieder zu füllen.

Eben hatte ein trinklustiger Gevatter seinen Humpen, und jene seiner Nachbarn mit der Neige vollgefüllt, und einen Toast auf den heiteren Gastgeber ausgebracht, als sich dem Letzteren sein sechzehnjähriges Töchterlein näherte, und ihm heimlich in's Ohr wisperte: „Vater, das war der letzte."

„So" sprach Berner mit Lachen, „nun so hole vom Frischen aus dem Keller."

„Aus dem Keller?" fragte Klärchen, „wir haben ja keinen Keller."

„Nicht?" — So geh zum Schenkwirth hinüber, und borgt Dir der keinen, in den Ritterkeller im Kyffhäuser, vielleicht bekommst du dort welchen."

Hierauf wendete sich Berner wieder zu den redeseligen Herren und vertiefte sich bald mit ihnen in einen Diskurs, der ihn auf sein unschlüssiges Mägdlein, wie auf seinen sonderbaren Rath, vergessen ließ.

Klärchen, welcher all' die Sagen vom Kyffhäuser, in dem der Kaiser Friedrich Barbarossa im Zauberschlafe sich befinden sollte, und noch vieles andere über dieses Thema bekannt war, verließ, in jeder Hand einen Krug haltend, das Haus, ohne jedoch zu wissen, was sie beginnen sollte. Denn bei dem geizigen Schenk-

wirth war kein Tröpflein Wein auf die Kreide zu bekommen, und in den verrufenen Ritterkeller bei einbrechender Nacht hinabzusteigen, hätte sie nun und nimmermehr den Muth gehabt.

Unter stetem Überlegen war Klärchen, jedoch ohne es selbst zu wissen, zu dem in der Mitte des Berges befindlichen, schon halb verfallenen Eingange des Kellers gekommen.

Hilf Himmel! Wie aber erschrack die Ärmste, als sie ein Geräusch aus ihren Träumen aufschreckte, und sie sich plötzlich an dem verrufenen und übelberichtigten Orte erblickte.

Das Geräusch aber, welches sie zu sich brachte, kam von dem hohlen Keuchhusten eines alten verkrümmten Mannes her, welcher, ganz in graue Kleider gehüllt, einen mächtigen Schlüsselbund am Gürtel, auf einem großen Steine vor dem Keller saß, und heftig mit dem kahlen Kopfe wackelte.

„Ei ei mein Töchterchen," fragte sie der Alte mit einer hohlen, heiseren Stimme; „woher so spät, gewiß willst Du Wein aus dem Ritterkeller?"

„Nein, — ja doch" stotterte das Mädchen, welches noch immer nicht wußte, ob es mit einem menschlichen Wesen oder mit einem Berggespenste zu thun habe.

„Nun wenn das ist," sprach der Alte unter fortwährendem Husten, „so komm nur mit, ich will Dir welchen geben, wie — phu — phu — der verdammte

Husten — wie Dein Vater noch keinen verkostet hat, in seinem ganzen Leben."

„Ja," sagte Klärchen verlegen, „ich habe aber kein Geld um ihn zu bezahlen."

„Ei, das thut nichts — phu — phu —," erwiederte kopfwackelnd der Alte, indem er seine verkrümmte Gestalt mühsam aufrichtete. „Die todten Herren da drunten nehmen kein Geld für ihren Wein, und brauchen auch keines, so wenig als ich — phu — phu! —"

Nach diesen Worten holte er aus einer Mauerniſche ein Lämpchen hervor und trat, die Hand vorsichtig vor das Flämmchen haltend, in den Erdgang, in welchem ihm das Mägdlein ohne Zögern folgte.

„Phu — phu, der böse Husten!" fuhr der Alte nach einer Pauſe fort, „das kommt von dem immerwährenden Treppen auf, Treppen ab. — Phu — phu — wenn einer ſo ein paar hundert Jahre ſein Geſchäft verſieht — phu — phu — ſo iſt das kein Wunder."

Klärchen, welche nicht wenig über dieſe Äußerung erſchrack, wäre um vieles lieber wieder umgekehrt, aber es war zu ſpät, denn ſchon hatten ſie das Ende des Ganges erreicht, von welchem morſche, halbverfallene Treppen abwärts führten.

Langſam ſtiegen ſie dieſe hinab, der huſtende Kellermeiſter mit ſeinem Wackelkopfe und dem wehenden Lämpchen voraus, Klärchen, bleich wie eine Leiche, mit den Krügen hintennach.

Todtenstille umgab Beide, nur zuweilen durch s krampfhafte Husten des gespenstischen Alten, oder ch das Klappern seines Schlüsselbundes unterbrochen.

Nicht lange, so standen sie vor einer gewaltigen t Eisen stark beschlagenen Thüre, welche der Alte, chdem er das Lämpchen auf die Erde gestellt hatte, hrend er heftig mit dem Kopfe wackelte und dazu stete, nicht ohne bedeutender Anstrengung eröffnete.

Ein pechfinsteres, unermeßliches Gewölbe glotzte nen entgegen. Unabsehbare Reihen von Fässern nden in demselben; große und kleine, alle mit blan- n Messingreifen beschlagen, und an der Vorderseite t allerlei künstlichem Schnitzwerke verziert.

Der Alte trippelte hustend von Faß zu Faß, pochte dieses und das andere, um zu erproben ob es noch ll sei. Endlich blieb er vor einem Faße stehen und leuchtete dasselbe mit dem Lämpchen.

„Anno **1251**, das Sterbejahr Friedrichs Bar- rossa genannt," brummte er in den Bart. „Phu— u — der ist der rechte."

Hierauf nahm er Klärchen die Krüge aus der and und zapfte sie voll mit dem Weine, welcher genblicklich einen gar herrlichen würzigen Geruch in m Keller verbreitete.

„Das ist der Herrenwein, den die Ritter selbst jeder Christnacht zu trinken pflegen," sagte der lte. „Den bringe Deinem Vater — phu — phu — ch sage keinem Andern im Hause, als nur ihm, o du den Wein herbekommen — phu — phu —

verſtehſt Du mich? — Auch kannſt Du wieder Wein holen aus dem Ritterkeller, ſo oft ein Feſt in Eurem Hauſe gefeiert wird," fuhr er, ſich die Bruſt haltend fort, „doch darfſt Du nur kommen, ſo lange Du Jungfrau biſt, auch iſt es Euch ſtreng verboten, den Wein zu verkaufen, — phu — phu! — Umſonſt habt Ihr ihn erhalten, umſonſt müßt Ihr ihn wieder hergeben."

Hierauf führte der Alte das Mägdlein wieder aus dem Keller, und geleitete es bis zu dem Ende des Ganges.

Da ſchlug die Thurmuhr in Tilleda neun, und Klärchen ſah ſich plötzlich wieder allein vor dem zerfallenen Gemäuer, doch kam es ihr vor, als ob ſie noch das Huſten des Alten tief herauf aus der Erde vernehme.

Von neuem Schrecken hierüber erfaßt, eilte hierauf das Mädchen über Stock und Stein, durch die ſchwarze ſchauernde Nacht, und hielt nicht früher an, als bis ſie bei dem Hauſe ihres Vaters angelangt war.

Hier fand Klärchen noch Alles in der fröhlichſten Stimmung, welche ſich noch um ein Bedeutendes ſteigerte, als ſie mit den vollen Weinkrügen in die Stube trat.

„Ei ſieh da, friſcher Wein," rief Rupert der Krämer: „Nu, ſchenke nur ein, Dirne, wir haben ſchon eine lange Pauſe im Trinken gemacht."

Voll Erſtaunen blickte Gottſchalk Berner auf

das Mädchen und die vollen Krüge, denn er wußte sich's nicht zu enträthseln, wer ihm den vielen Wein gegeben habe.

Als sich ihm aber Klärchen näherte und auch seinen Becher vollfüllte, da fragte er sie leise: „Mädel wo hast Du den Wein hergenommen?"

„Aus dem Ritterkeller im Kyffhäuser," antwortete das Mädchen ebenfalls leise, über welche Antwort Gottschalk Berner die Farbe wechselte.

Die Lustbarkeit seiner Gäste, welche den Wein nicht genug loben konnten, ließ ihn jedoch bald auf den Ort, von welchem er gebracht wurde, vergessen.

Eine ausgelassene Laune und Fröhlichkeit bemeisterte sich aller Anwesenden, welche von dem edlen Rebensafte getrunken hatten, und der Krämer Rupert konnte aus seiner Extase über die Vortrefflichkeit des Getränkes nicht früher herauskommen, als bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig unter den Tisch fiel.

Erst als alle Gäste sich wieder aus dem Hause entfernt hatten, drang Gottschalk Berner in seine Tochter, ihm umständlich zu berichten, auf welche Weise sie den Wein bekommen.

Klärchen erzählte ihm nun haarklein, was vorgefallen, und Gottschalk Berner schlug einmal über das anderemal vor Verwunderung seine Hände ineinander, doch erfreute es ihn nicht wenig, als er erfuhr, daß ihm der kopfwackelnde Kellermeister erlaubt habe, auch ferner Wein bei ihm zu holen.

Es währte nicht lange, als wieder ein Geburtsfest hierzu die erwünschte Veranlassung gab, und Gottschalk Berner schickte abermals das Mädchen mit den Krügen in den Ritterkeller, aus welchem dieses, die Krüge mit dem köstlichsten Weine gefüllt, auch bald wieder zurückkehrte.

Auf diese Weise erhielt Gottschalk Berner, zu jedem kleinen häuslichen Feste sein Weindeputat aus dem Keller des Kyffhäuserschlosses, und erquickte damit seine Gäste, welche bei jeder ähnlichen Veranlassung schwuren, in ihrem Leben keinen besseren Tropfen getrunken zu haben, als bei ihm.

Dem alten geizigen Krämer Rupert, dessen wir bereits erwähnten, wollte es aber durchaus nicht in den Kopf gehen, woher der arme Gottschalk den köstlichen Wein bekomme, um so weniger, da weit und breit um Tilleda kein Wein gepflanzt wurde.

Er vermuthete sogleich, daß hier ein Geheimniß verborgen liegen müsse, und nahm sich vor, demselben, und koste es was es wolle, auf die Spur zu kommen.

Bald erschien wieder ein Festtag in Berners Hause, zu welchem er mehrere Freunde lud.

Der listige Krämer verbarg sich in der Nähe des Hauses, und als er Klärchen mit den Krügen aus demselben treten sah, jubelte er innerlich auf, und folgte ihr auf der Ferse.

Das Mädchen stieg wie gewöhnlich den Kyffhäuser hinan, und verschwand hinter dem zerfallenen Gemäuer des alten Schlosses.

„Aha! — Also hier ist die Goldquelle!“ Sprach Rupert zu sich und schlich dem Mädchen nach. Die Kelleröffnung wies ihm den Weg, den sie genommen. Lange noch horchte er auf Klärchens Tritte, bis sie in der Tiefe verhallten; dann blickte er sorgsam umher, um die Gegend genau seinem Gedächtnisse einzuprägen, und begab sich in aller Eile wieder nach Hause.

Hastig raffte er hier vier der größten Krüge zusammen, und machte sich ungesäumt auf den Weg um sie zu füllen.

Heute, dachte er, komme ich nur mit vier Krügen; aber morgen will ich einen Zweieimer hinaufrollen, und das so lange, bis mein Keller voll ist des edlen Saftes. Was brauchen die todten Ritter in ihrem Berge nach Wein? Die können mit einem Maul voll Erde auch vorlieb nehmen.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken, hatte er sich mit seinen Krügen bis zum Eingange des Kellers geschleppt.

Es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen, als ihm die feuchte undurchdringliche Finsterniß desselben entgegenschauerte. Bald aber gewann sein Geiz die Oberhand über seine Zaghaftigkeit, und vorsichtig stieg er in die Tiefe hinab.

Tiefe Stille war um ihn her — da aber krachte es plötzlich unter seinen Füssen; ein Getöse, als ob

die Decke zerberſte und die Wände über ihn einſtürzten, erhob ſich über ihm.

Die Krüge ſplitterten an den Wänden zu Scherben, und der erſchrockene Krämer ſtürzte, wie von einem Blitze getroffen, in eine unermeßliche Tiefe.

Grabesſtille und Finſterniß umgab ihn hier. Vergebens ſuchte er ſich von der Erde aufzuraffen; der Schreck hatte ſeine Glieder gelähmt und ihn aller Kraft beraubt.

Sieh, da kam ein kleines Lichtlein aus der Ferne, welches immer größer wurde, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

Zuſehends verbreitete ſich der Lichtſchimmer, und ließ Rupert einen Erdgang gewahren, aus welchem ein Zug ſeltſamer Geſtalten ſich ihm näherte.

Alle waren in Trauer gehüllt, und mit Todtenflören behängt. Vier von ihnen trugen einen verſchloſſenen Sarg. Hinter dem Sarge aber erblickte der Krämer ſein Weib, ſein Kind, und alle ſonſtigen Verwandten. Todesſchweiß drang aus ſeiner Stirne und ſeine Sinne ſchwanden.

Plötzlich ſpürte Rupert eine Erſchütterung. Sein Gedächtniß kehrte allmälig wieder, noch immer aber hüllte dichte Finſterniß ſein Auge; doch fühlte er, daß ihn Jemand auf die Schulter genommen habe und aufwärts trage.

Es ging über lange, lange Treppen. Das Weſen, welches ihn trug, ſprach kein Wort, doch fühlte er,

daß es heftig mit dem Kopfe wackle, und hörte, daß es aus tiefer Bruſt keuchte und huſtete.

Jetzt trat die Geſtalt mit ihm aus der Finſterniß, die ſie umgab und Rupert ſah ſich unter den Trümmern des Kyffhäuſerſchloſſes.

Der Mond ſtand hell am Himmel und beleuchtete die Geſtalt, die den Krämer getragen hatte, und ihn jetzt auf die Erde niederlegte.

Es war ein Greis, in grauen flatternden Kleidern, welcher einen Schlüſſelbund am Gürtel trug, und heftig den kahlen Kopf ſchüttelte und dazwiſchen nickte.

Ein eiskalter Wind rauſchte durch die Ruine, der Greis ſtand eine Weile unbeweglich und grinſte auf den ächzenden Krämer, dann trat er zu ihm und drückte ihm ein Beutelchen in die Hand.

In dieſem Augenblicke verfinſterten Wolken den Mond, und als dieſer wieder ſeinen Schimmer über die ſchweigende Gegend ergoß, war der Greis verſchwunden.

Ächzend und außer ſich vor Schrecken, ſchleppte der Krämer ſeinen zerſchlagenen Körper mühſam nach Hauſe.

In der dritten Nacht lag er auf dem Todtenbrete, und das Geld, welches ſich in dem Beutelchen befand, den er von dem Greiſe erhalten hatte, reichte bei einem Pfennig zur Beſtreitung ſeiner Begräbnißkoſten.

Vier Jahre nach dieſem Ereigniſſe ging Klärchen zum letzten Male mit den Krügen nach dem Ritterkeller; und brachte ſie mit noch viel köſtlicherem Weine als ſonſt gefüllt nach Hauſe.

Es war an ihrem Hochzeitstage.

The

Murdochstone of Mull.

Schottiſche Sage.

Willſt Rache Du, für das was ich begangen,
So ſtill' in meinem Blute Dein Verlangen.

Aug. Boltz.

So die himmelhohen nackten Baſaltfelſen von Mull, e der dreihundert hebridiſchen Inſeln an der Weſte Schottlands, ein Vorgebirge gegen das ungeſtüm rallende Meer bilden, unterbrach eines Tages (es r zur Zeit der Minderjährigkeit James V.), das hmettern von Hüfthörnern die Stille, welche ſonſt r dieſe einſame melancholiſche Gegend verbreitet lag.

Es war das Jagdſignal Mac-Leans, eines iefteins, oder Häuptlings der weſtlichen Bezirke der ſel, welcher mit ſeinen Lehensleuten in dem Felſenle der Jagdluſt ſich erfreute.

Die Lehensleute Mac-Leans gehörten zu jenen rgſchotten, welche ſowohl an Körperbau als an Gendtheit im Klettern, Schwimmen und Bogenſchießen e übrigen Landsleute weit übertrafen.

Sie trugen alle kleine Mützen, waren in weithin ttern den, roth und weiß gewürfelten Tartanen ge-

kleidet, und hatten jene kleinen Cilts, oder Röckchen ſtatt der Beinkleider um die Schenkel, welche ihre kräftigen Glieder nur wenig verhüllten.

Unter ihnen aber zeichneten ſich durch kräftigen Wuchs und Gedrungenheit der Formen, vorzüglich zwei Männer aus, und zwar: Mac-Lean, der Häuptling, größer als die Übrigen, braun von Farbe, eine Adlerfeder auf der Mütze, Köcher und Breitſchwert an der Seite, und den Eibenbogen in der Linken, der Andere, ein Landmann aus Scalladalle Namens Murdoch, den faſt rieſenhaften Körper nur in ein einziges Stück Zeug von geſchorener Wolle gehüllt, und die Füſſe mit jenen aus unzubereiteter Rehhaut verfertigten Schuhen bedeckt, von welchen die Schotten den bekannten Namen Rothbeine erhielten.

Als ein kluger Jäger hatte Mac-Lean alle Schluchten und Auswege, ſowohl nach dem Loch Seredon als nach dem Meere zu, mit ſeinen Bauern beſetzt, damit das Rothwild nicht durchbrechen könne, welches er ſelbſt mit ſeinen Bogenſchützen aufſtöberte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel und ſchon hatten ſie eine ziemliche Anzahl Rehe und Haſen erlegt, als die Bluthunde einen prachtvollen Vierzehnender aufjagten, welchen ſofort Mac-Lean ſammt der ganzen Meute, mit aller Leidenſchaft eines Jägers, verfolgte.

Vergebens ſuchte der Hirſch mit ängſtlichen Blicken nach einem Auswege, überall ſcheuchten ihn die Knüttel und Sperre der Bauern oder ihr ſchreckliches Hallo wieder zurück.

In Todesängsten floh er nun nach einer engen
ıſamen Felsſchlucht, welche Murdoch bewachte.

Murdoch ſah den Hirſch kommen und ſperrte
n entſchloſſen den Weg; allein das zum Tode ge=
ßte Thier, das keinen andern Ausweg mehr wußte,
ß ſich nicht mehr zurückſchrecken, ſtürzte ſich mit vor=
haltenem Geweih auf den Hochländer, warf ihn zu
oden und entfloh, über ihn hinwegſetzend, in das Ge=
ge.

Noch hatte ſich der Hochländer nicht von der
de erhoben, als auch ſchon Mac=Lean mit den
nden und den übrigen Jägern herbeiſtürzte.

„Wo iſt der Hirſch?“ ſchnaubte er mit zornfun=
nden Blicken.

„Herr,“ erwiederte Murdoch, „er iſt entflohen.“

„Und das wagſt Du mir in das Geſicht zu
gen?“

„Verzeiht,“ antwortete Murdoch; „ich ſperrte
n den Weg ſo gut ich konnte, allein das auf den
od gehetzte Thier warf mich zu Boden, und ſetzte
er mich hinweg.“

„Du biſt eine Memme, und nicht werth in
inem Clan zu leben,“ rief Mac=Lean, und rieß
s breite Schwert von der Seite, aber eine Hand
lt in dieſem Momente ſeinen Arm zurück, welcher
) bereits zum wüthenden Hiebe nach Murdoch
oben hatte.

Außer ſich vor Wuth, wendete ſich Mac=Lean
ch dem Frechen um, der es wagte ihn in der Züch=
ıung ſeines Vaſallen zu hindern, es war Ellen,

ſeine in Jugend und Liebreiz blühende Gattin, berühmt auf der ganzen Inſel ihrer langen blonden Haare und ihrer blauen Augen wegen, welche, ihr dreijähriges Söhnlein auf dem Arme, mit noch einer Dienerin, dem Jagdzuge gefolgt war.

„Mac-Lean," ſprach Ellen zu ihrem Gatten, „laß Dich durch Deinen Zorn zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen, Murdoch iſt ein wackerer muthvoller Gael, und gewiß iſt der Hirſch ohne ſein Verſchulden durchgedrungen."

„Schweig" rief Lean, über deſſen Zorn jetzt zum erſten Mal das liebliche Antlitz Ellens ſeine Macht verloren hatte, und denſelben nicht zu beſänftigen vermochte. „Ihr Weiber verſteht nichts von der Ehre und der Beſchimpfung eines Clans, aber bei meinem Arm," fuhr er fort, einen vernichtenden Blick auf Murdoch werfend, „Du hatteſt recht, daß Du mich abhieltest mein Schwert mit dem Blute eines Feigen zu beſchmutzen. Für dieſen da gehört kein Schwert, für ihn gehört nur bloß die Ruthe."

„Herr!" rief Murdoch, deſſen Wangen bei dieſen Worten bleich wie Schnee wurden.

„Hollaho!" rief Mac-Lean: „herbei ihr Männer meines Clans! Robin ſtoß in das Hüfthorn, daß ſie ſich alle verſammeln und ſehen, wie ihr Chieftein einen Feigen beſtraft."

„Mac-Lean!" rief Murdoch außer ſich, während die langgezogenen Töne des Harſthorns die Öde durchhallten. „Ich bin Gatte und Vater zweier Kinder, beſtrafe mich wenn Du mich einer Strafe

uldig hältſt, doch beſchimpfe mich nicht mit der Züch-
ung eines Diebes."

„Reißt ihm den Plaid vom Leibe, und bindet
!" herrſchte der unverſöhnliche Gebieter den her-
eilenden Jägern zu, Ihr Andern brecht dort Ruthen."

Und alſogleich fielen die Clansleute über Mur-
ch her, rieſſen ihm ſeine Bekleidung bis auf den
l vom Leibe, und ſchnürten ihm mit ſeinem Gürtel
: Hände zuſammen.

„Nun geißelt ihn!" befahl Mac-Lean.

„Mac-Lean!" Rief Murdoch in Verzweif-
ig, „ich beſchwöre Dich bei dem Grabhügel Deiner
utter, gehe nicht zu weit."

„Mein Gatte," flehte Ellen mit hervorbre-
nden Thränen. Aber Mac-Lean war für alle
itten taub, und geboth an ſeinem Vaſallen zu thun wie
befohlen hatte.

Ein Schrei des tiefſten Schmerzes, welcher Alle,
r nicht Mac-Lean erſchütterte, entrang ſich der
hle des unglücklichen Bergſchotten, als die erſten
uthenhiebe über ſeine nackten Schultern hinſauſten.
erauf aber ſtand er reglos und ſtumm wie eine Bild-
ule, und erlitt die Züchtigung ohne auch nur mit
ier Miene, mit einem Laut weiter ein Zeichen
nes Schmerzes zu geben.

Schon rieſelte das Blut über ſeinen Rücken hinab,
er noch nicht befriedigt durch die grauſame Beſtra-
ng, rief Lean zu ſeinen Leuten: „Stärker! ſtärker!"

Und heftiger ſauſten die Ruthenſtreiche, und
ßer ſtrömte das Blut des Gepeitſchten. Da aber

Es währte nicht lange, als wieder ein Geburtsfest hierzu die erwünschte Veranlassung gab, und Gottschalk Berner schickte abermals das Mädchen mit den Krügen in den Ritterkeller, aus welchem dieses, die Krüge mit dem köstlichsten Weine gefüllt, auch bald wieder zurückkehrte.

Auf diese Weise erhielt Gottschalk Berner, zu jedem kleinen häuslichen Feste sein Weindeputat aus dem Keller des Kyffhäuserschlosses, und erquickte damit seine Gäste, welche bei jeder ähnlichen Veranlassung schwuren, in ihrem Leben keinen besseren Tropfen getrunken zu haben, als bei ihm.

Dem alten geizigen Krämer Rupert, dessen wir bereits erwähnten, wollte es aber durchaus nicht in den Kopf gehen, woher der arme Gottschalk den köstlichen Wein bekomme, um so weniger, da weit und breit um Tilleda kein Wein gepflanzt wurde.

Er vermuthete sogleich, daß hier ein Geheimniß verborgen liegen müsse, und nahm sich vor, demselben, und koste es was es wolle, auf die Spur zu kommen.

Bald erschien wieder ein Festtag in Berners Hause, zu welchem er mehrere Freunde lud.

Der listige Krämer verbarg sich in der Nähe des Hauses, und als er Klärchen mit den Krügen aus demselben treten sah, jubelte er innerlich auf, und folgte ihr auf der Ferse.

Das Mädchen stieg wie gewöhnlich den Kyffhäuser hinan, und verschwand hinter dem zerfallenen Gemäuer des alten Schlosses.

„Aha! — Also hier ist die Goldquelle!“ Sprach Rupert zu sich und schlich dem Mädchen nach. Die Kelleröffnung wies ihm den Weg, den sie genommen. Lange noch horchte er auf Klärchens Tritte, bis sie in der Tiefe verhallten; dann blickte er sorgsam umher, um die Gegend genau seinem Gedächtnisse einzuprägen, und begab sich in aller Eile wieder nach Hause.

Hastig raffte er hier vier der größten Krüge zusammen, und machte sich ungesäumt auf den Weg um sie zu füllen.

Heute, dachte er, komme ich nur mit vier Krügen; aber morgen will ich einen Zweieimer hinaufrollen, und das so lange, bis mein Keller voll ist des edlen Saftes. Was brauchen die todten Ritter in ihrem Berge noch Wein? Die können mit einem Maul voll Erde auch vorlieb nehmen.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken, hatte er sich mit seinen Krügen bis zum Eingange des Kellers geschleppt.

Es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen, als ihm die feuchte undurchdringliche Finsterniß desselben entgegenschauerte. Bald aber gewann sein Geiz die Oberhand über seine Zaghaftigkeit, und vorsichtig stieg er in die Tiefe hinab.

Tiefe Stille war um ihn her — da aber krachte es plötzlich unter seinen Füssen; ein Getöse, als ob

die Decke zerberſte und die Wände über ihn einſtürzten, erhob ſich über ihm.

Die Krüge ſplitterten an den Wänden zu Scherben, und der erſchrockene Krämer ſtürzte, wie von einem Blitze getroffen, in eine unermeßliche Tiefe.

Grabesſtille und Finſterniß umgab ihn hier. Vergebens ſuchte er ſich von der Erde aufzuraffen; der Schreck hatte ſeine Glieder gelähmt und ihn aller Kraft beraubt.

Sieh, da kam ein kleines Lichtlein aus der Ferne, welches immer größer wurde, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

Zuſehends verbreitete ſich der Lichtſchimmer, und ließ Rupert einen Erdgang gewahren, aus welchem ein Zug ſeltſamer Geſtalten ſich ihm näherte.

Alle waren in Trauer gehüllt, und mit Todtenflören behängt. Vier von ihnen trugen einen verſchloſſenen Sarg. Hinter dem Sarge aber erblickte der Krämer ſein Weib, ſein Kind, und alle ſonſtigen Verwandten. Todesſchweiß drang aus ſeiner Stirne und ſeine Sinne ſchwanden.

Plötzlich ſpürte Rupert eine Erſchütterung. Sein Gedächtniß kehrte allmälig wieder, noch immer aber hüllte dichte Finſterniß ſein Auge; doch fühlte er, daß ihn Jemand auf die Schulter genommen habe und aufwärts trage.

Es ging über lange, lange Treppen. Das Weſen, welches ihn trug, ſprach kein Wort, doch fühlte er,

daß es heftig mit dem Kopfe wackle, und hörte, daß es aus tiefer Brust keuchte und huſtete.

Jetzt trat die Gestalt mit ihm aus der Finsterniß, die sie umgab und Rupert sah sich unter den Trümmern des Kyffhäuserschlosses.

Der Mond stand hell am Himmel und beleuchtete die Gestalt, die den Krämer getragen hatte, und ihn jetzt auf die Erde niederlegte.

Es war ein Greis, in grauen flatternden Kleidern, welcher einen Schlüsselbund am Gürtel trug, und heftig den kahlen Kopf schüttelte und dazwischen nickte.

Ein eiskalter Wind rauschte durch die Ruine, der Greis stand eine Weile unbeweglich und grinste auf den ächzenden Krämer, dann trat er zu ihm und drückte ihm ein Beutelchen in die Hand.

In diesem Augenblicke verfinsterten Wolken den Mond, und als dieser wieder seinen Schimmer über die schweigende Gegend ergoß, war der Greis verschwunden.

Ächzend und außer sich vor Schrecken, schleppte der Krämer seinen zerschlagenen Körper mühsam nach Hause.

In der dritten Nacht lag er auf dem Todtenbrete, und das Geld, welches sich in dem Beutelchen befand, den er von dem Greise erhalten hatte, reichte bei einem Pfennig zur Bestreitung seiner Begräbnißkosten.

Vier Jahre nach dieſem Ereigniſſe ging Klärchen zum letzten Male mit den Krügen nach dem Ritterkeller; und brachte ſie mit noch viel köſtlicherem Weine als ſonſt gefüllt nach Hauſe.

Es war an ihrem Hochzeitstage.

The

Murdochstone of Mull.

Schottiſche Sage.

Willſt Rache Du, für das was ich begangen,
So ſtill' in meinem Blute Dein Verlangen.

Aug. Boltz.

So die himmelhohen nackten Baſaltfelſen von Mull, e der dreihundert hebridiſchen Inſeln an der Weſte Schottlands, ein Vorgebirge gegen das ungeſtüm rallende Meer bilden, unterbrach eines Tages (es r zur Zeit der Minderjährigkeit James V.), das hmettern von Hüfthörnern die Stille, welche ſonſt r dieſe einſame melancholiſche Gegend verbreitet lag.

Es war das Jagdſignal Mac-Leans, eines iefteins, oder Häuptlings der weſtlichen Bezirke der ſel, welcher mit ſeinen Lehensleuten in dem Felſenle der Jagdluſt ſich erfreute.

Die Lehensleute Mac-Leans gehörten zu jenen rgſchotten, welche ſowohl an Körperbau als an Gendtheit im Klettern, Schwimmen und Bogenſchießen e übrigen Landsleute weit übertrafen.

Sie trugen alle kleine Mützen, waren in weithin tternden, roth und weiß gewürfelten Tartanen ge-

kleidet, und hatten jene kleinen Cilts, oder Röckchen ſtatt der Beinkleider um die Schenkel, welche ihre kräftigen Glieder nur wenig verhüllten.

Unter ihnen aber zeichneten ſich durch kräftigen Wuchs und Gedrungenheit der Formen, vorzüglich zwei Männer aus, und zwar: Mac-Lean, der Häuptling, größer als die Übrigen, braun von Farbe, eine Adlerfeder auf der Mütze, Köcher und Breitſchwert an der Seite, und den Eibenbogen in der Linken, der Andere, ein Landmann aus Scalladalle Namens Murdoch, den faſt rieſenhaften Körper nur in ein einziges Stück Zeug von geſchorener Wolle gehüllt, und die Füſſe mit jenen aus unzubereiteter Rehhaut verfertigten Schuhen bedeckt, von welchen die Schotten den bekannten Namen Rothbeine erhielten.

Als ein kluger Jäger hatte Mac-Lean alle Schluchten und Auswege, ſowohl nach dem Loch Seredon als nach dem Meere zu, mit ſeinen Bauern beſetzt, damit das Rothwild nicht durchbrechen könne, welches er ſelbſt mit ſeinen Bogenſchützen aufſtöberte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel und ſchon hatten ſie eine ziemliche Anzahl Rehe und Haſen erlegt, als die Bluthunde einen prachtvollen Vierzehnender aufjagten, welchen ſofort Mac-Lean ſammt der ganzen Meute, mit aller Leidenſchaft eines Jägers, verfolgte.

Vergebens ſuchte der Hirſch mit ängſtlichen Blicken nach einem Auswege, überall ſcheuchten ihn die Knüttel und Sperre der Bauern oder ihr ſchreckliches Hallo wieder zurück.

In Todesängsten floh er nun nach einer engen
ıſamen Felsſchlucht, welche Murdoch bewachte.

Murdoch ſah den Hirſch kommen und ſperrte
n entſchloſſen den Weg; allein das zum Tode ge-
ɜte Thier, das keinen andern Ausweg mehr wußte,
ɜ ſich nicht mehr zurückſchrecken, ſtürzte ſich mit vor-
)altenem Geweih auf den Hochländer, warf ihn zu
)den und entfloh, über ihn hinwegſetzend, in das Ge-
ge.

Noch hatte ſich der Hochländer nicht von der
de erhoben, als auch ſchon Mac-Lean mit den
nden und den übrigen Jägern herbeiſtürzte.

„Wo iſt der Hirſch?“ ſchnaubte er mit zornfun-
nden Blicken.

„Herr,“ erwiederte Murdoch, „er iſt entflohen.“

„Und das wagſt Du mir in das Geſicht zu
)en?“

„Verzeiht,“ antwortete Murdoch; „ich ſperrte
n den Weg ſo gut ich konnte, allein das auf den
)d gehetzte Thier warf mich zu Boden, und ſetzte
er mich hinweg.“

„Du biſt eine Memme, und nicht werth in
inem Clan zu leben,“ rief Mac-Lean, und rieß
ɜ breite Schwert von der Seite, aber eine Hand
lt in dieſem Momente ſeinen Arm zurück, welcher
) bereits zum wüthenden Hiebe nach Murdoch
)oben hatte.

Außer ſich vor Wuth, wendete ſich Mac-Lean
ch dem Frechen um, der es wagte ihn in der Züch-
ung ſeines Vaſallen zu hindern, es war Ellen,

seine in Jugend und Liebreiz blühende Gattin, berühmt auf der ganzen Insel ihrer langen blonden Haare und ihrer blauen Augen wegen, welche, ihr dreijähriges Söhnlein auf dem Arme, mit noch einer Dienerin, dem Jagdzuge gefolgt war.

„Mac-Lean," sprach Ellen zu ihrem Gatten, „laß Dich durch Deinen Zorn zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen, Murdoch ist ein wackerer muthvoller Gael, und gewiß ist der Hirsch ohne sein Verschulden durchgedrungen."

„Schweig" rief Lean, über dessen Zorn jetzt zum ersten Mal das liebliche Antlitz Ellens seine Macht verloren hatte, und denselben nicht zu besänftigen vermochte. „Ihr Weiber versteht nichts von der Ehre und der Beschimpfung eines Clans, aber bei meinem Arm," fuhr er fort, einen vernichtenden Blick auf Murdoch werfend, „Du hattest recht, daß Du mich abhieltest mein Schwert mit dem Blute eines Feigen zu beschmutzen. Für diesen da gehört kein Schwert, für ihn gehört nur bloß die Ruthe."

„Herr!" rief Murdoch, dessen Wangen bei diesen Worten bleich wie Schnee wurden.

„Hollaho!" rief Mac-Lean: „herbei ihr Männer meines Clans! Robin stoß in das Hüfthorn, daß sie sich alle versammeln und sehen, wie ihr Chieftein einen Feigen bestraft."

„Mac-Lean!" rief Murdoch außer sich, während die langgezogenen Töne des Harsthorns die Öde durchhallten. „Ich bin Gatte und Vater zweier Kinder, bestrafe mich wenn Du mich einer Strafe

uldig hältſt, doch beſchimpfe mich nicht mit der Züch-
ung eines Diebes."

„Reißt ihm den Plaid vom Leibe, und bindet
!" herrſchte der unverſöhnliche Gebieter den her-
eilenden Jägern zu, Ihr Andern brecht dort Ruthen."

Und alſogleich fielen die Clansleute über Mur-
ch her, rieſſen ihm ſeine Bekleidung bis auf den
t vom Leibe, und ſchnürten ihm mit ſeinem Gürtel
Hände zuſammen.

„Nun geißelt ihn!" befahl Mac-Lean.

„Mac-Lean!" Rief Murdoch in Verzweif-
ıg, „ich beſchwöre Dich bei dem Grabhügel Deiner
utter, gehe nicht zu weit."

„Mein Gatte," flehte Ellen mit hervorbre-
nden Thränen. Aber Mac-Lean war für alle
tten taub, und geboth an ſeinem Vaſallen zu thun wie
befohlen hatte.

Ein Schrei des tiefſten Schmerzes, welcher Alle,
r nicht Mac-Lean erſchütterte, entrang ſich der
hle des unglücklichen Bergſchotten, als die erſten
ıthenhiebe über ſeine nackten Schultern hinſauſten.
erauf aber ſtand er reglos und ſtumm wie eine Bild-
le, und erlitt die Züchtigung ohne auch nur mit
er Miene, mit einem Laut weiter ein Zeichen
ıes Schmerzes zu geben.

Schon rieſelte das Blut über ſeinen Rücken hinab,
er noch nicht befriedigt durch die grauſame Beſtra-
ıg, rief Lean zu ſeinen Leuten: „Stärker! ſtärker!"

Und heftiger ſauſten die Ruthenſtreiche, und
ßer ſtrömte das Blut des Gepeitſchten. Da aber

Es währte nicht lange, als wieder ein Geburtsfest hierzu die erwünschte Veranlassung gab, und Gottschalk Berner schickte abermals das Mädchen mit den Krügen in den Ritterkeller, aus welchem dieses, die Krüge mit dem köstlichsten Weine gefüllt, auch bald wieder zurückkehrte.

Auf diese Weise erhielt Gottschalk Berner, zu jedem kleinen häuslichen Feste sein Weindeputat aus dem Keller des Kyffhäuserschlosses, und erquickte damit seine Gäste, welche bei jeder ähnlichen Veranlassung schwuren, in ihrem Leben keinen besseren Tropfen getrunken zu haben, als bei ihm.

Dem alten geizigen Krämer Rupert, dessen wir bereits erwähnten, wollte es aber durchaus nicht in den Kopf gehen, woher der arme Gottschalk den köstlichen Wein bekomme, um so weniger, da weit und breit um Tilleda kein Wein gepflanzt wurde.

Er vermuthete sogleich, daß hier ein Geheimniß verborgen liegen müsse, und nahm sich vor, demselben, und koste es was es wolle, auf die Spur zu kommen.

Bald erschien wieder ein Festtag in Berners Hause, zu welchem er mehrere Freunde lud.

Der listige Krämer verbarg sich in der Nähe des Hauses, und als er Klärchen mit den Krügen aus demselben treten sah, jubelte er innerlich auf, und folgte ihr auf der Ferse.

Das Mädchen stieg wie gewöhnlich den Kyffhäuser hinan, und verschwand hinter dem zerfallenen Gemäuer des alten Schlosses.

„Aha! — Also hier ist die Goldquelle!" Sprach Rupert zu sich und schlich dem Mädchen nach. Die Kelleröffnung wies ihm den Weg, den sie genommen. Lange noch horchte er auf Klärchens Tritte, bis sie in der Tiefe verhallten; dann blickte er sorgsam umher, um die Gegend genau seinem Gedächtnisse einzuprägen, und begab sich in aller Eile wieder nach Hause.

Hastig raffte er hier vier der größten Krüge zusammen, und machte sich ungesäumt auf den Weg um sie zu füllen.

Heute, dachte er, komme ich nur mit vier Krügen; aber morgen will ich einen Zweieimer hinaufrollen, und das so lange, bis mein Keller voll ist des edlen Saftes. Was brauchen die todten Ritter in ihrem Berge noch Wein? Die können mit einem Maul voll Erde auch vorlieb nehmen.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken, hatte er sich mit seinen Krügen bis zum Eingange des Kellers geschleppt.

Es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen, als ihm die feuchte undurchdringliche Finsterniß desselben entgegenschauerte. Bald aber gewann sein Geiz die Oberhand über seine Zaghaftigkeit, und vorsichtig stieg er in die Tiefe hinab.

Tiefe Stille war um ihn her — da aber krachte es plötzlich unter seinen Füssen; ein Getöse, als ob

die Decke zerberſte und die Wände über ihn einſtürzten, erhob ſich über ihm.

Die Krüge ſplitterten an den Wänden zu Scherben, und der erſchrockene Krämer ſtürzte, wie von einem Blitze getroffen, in eine unermeßliche Tiefe.

Grabesſtille und Finſterniß umgab ihn hier. Vergebens ſuchte er ſich von der Erde aufzuraffen; der Schreck hatte ſeine Glieder gelähmt und ihn aller Kraft beraubt.

Sieh, da kam ein kleines Lichtlein aus der Ferne, welches immer größer wurde, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

Zuſehends verbreitete ſich der Lichtſchimmer, und ließ Rupert einen Erdgang gewahren, aus welchem ein Zug ſeltſamer Geſtalten ſich ihm näherte.

Alle waren in Trauer gehüllt, und mit Todtenflören behängt. Vier von ihnen trugen einen verſchloſſenen Sarg. Hinter dem Sarge aber erblickte der Krämer ſein Weib, ſein Kind, und alle ſonſtigen Verwandten. Todesſchweiß drang aus ſeiner Stirne und ſeine Sinne ſchwanden.

Plötzlich ſpürte Rupert eine Erſchütterung. Sein Gedächtniß kehrte allmälig wieder, noch immer aber hüllte dichte Finſterniß ſein Auge; doch fühlte er, daß ihn Jemand auf die Schulter genommen habe und aufwärts trage.

Es ging über lange, lange Treppen. Das Weſen, welches ihn trug, ſprach kein Wort, doch fühlte er,

daß es heftig mit dem Kopfe wackle, und hörte, daß es aus tiefer Brust keuchte und hustete.

Jetzt trat die Gestalt mit ihm aus der Finsterniß, die sie umgab und Rupert sah sich unter den Trümmern des Kyffhäuserschlosses.

Der Mond stand hell am Himmel und beleuchtete die Gestalt, die den Krämer getragen hatte, und ihn jetzt auf die Erde niederlegte.

Es war ein Greis, in grauen flatternden Kleidern, welcher einen Schlüsselbund am Gürtel trug, und heftig den kahlen Kopf schüttelte und dazwischen nickte.

Ein eiskalter Wind rauschte durch die Ruine, der Greis stand eine Weile unbeweglich und grinste auf den ächzenden Krämer, dann trat er zu ihm und drückte ihm ein Beutelchen in die Hand.

In diesem Augenblicke verfinsterten Wolken den Mond, und als dieser wieder seinen Schimmer über die schweigende Gegend ergoß, war der Greis verschwunden.

Ächzend und außer sich vor Schrecken, schleppte der Krämer seinen zerschlagenen Körper mühsam nach Hause.

In der dritten Nacht lag er auf dem Todtenbrete, und das Geld, welches sich in dem Beutelchen befand, den er von dem Greise erhalten hatte, reichte bei einem Pfennig zur Bestreitung seiner Begräbnißkosten.

Vier Jahre nach dieſem Ereigniſſe ging Klärchen zum letzten Male mit den Krügen nach dem Ritterkeller, und brachte ſie mit noch viel köſtlicherem Weine als ſonſt gefüllt nach Hauſe.

Es war an ihrem Hochzeitstage.

The

Murdochstone of Mull.

Schottiſche Sage.

Willſt Rache Du, für das was ich begangen,
So ſtill' in meinem Blute Dein Verlangen.

Aug. Boltz.

So die himmelhohen nackten Baſaltfelſen von Mull, der dreihundert hebridiſchen Inſeln an der Weſtküſte Schottlands, ein Vorgebirge gegen das ungeſtüm wallende Meer bilden, unterbrach eines Tages (es war zur Zeit der Minderjährigkeit James V.), das Schmettern von Hüfthörnern die Stille, welche ſonſt über dieſe einſame melancholiſche Gegend verbreitet lag.

Es war das Jagdſignal Mac-Leans, eines Häuptlings, oder Häuptlings der weſtlichen Bezirke der Inſel, welcher mit ſeinen Lehensleuten in dem Felſenthale der Jagdluſt ſich erfreute.

Die Lehensleute Mac-Leans gehörten zu jenen Hochſchotten, welche ſowohl an Körperbau als an Gewandtheit im Klettern, Schwimmen und Bogenſchießen die übrigen Landsleute weit übertrafen.

Sie trugen alle kleine Mützen, waren in weithin flatternden, roth und weiß gewürfelten Tartanen ge-

kleidet, und hatten jene kleinen Cilts, oder Röckchen ſtatt der Beinkleider um die Schenkel, welche ihre kräftigen Glieder nur wenig verhüllten.

Unter ihnen aber zeichneten ſich durch kräftigen Wuchs und Gedrungenheit der Formen, vorzüglich zwei Männer aus, und zwar: Mac-Lean, der Häuptling, größer als die Übrigen, braun von Farbe, eine Adlerfeder auf der Mütze, Köcher und Breitſchwert an der Seite, und den Eibenbogen in der Linken, der Andere, ein Landmann aus Scalladalle Namens Murdoch, den faſt rieſenhaften Körper nur in ein einziges Stück Zeug von geſchorener Wolle gehüllt, und die Füſſe mit jenen aus unzubereiteter Rehhaut verfertigten Schuhen bedeckt, von welchen die Schotten den bekannten Namen Rothbeine erhielten.

Als ein kluger Jäger hatte Mac-Lean alle Schluchten und Auswege, ſowohl nach dem Loch Seredon als nach dem Meere zu, mit ſeinen Bauern beſetzt, damit das Rothwild nicht durchbrechen könne, welches er ſelbſt mit ſeinen Bogenſchützen aufſtöberte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel und ſchon hatten ſie eine ziemliche Anzahl Rehe und Haſen erlegt, als die Bluthunde einen prachtvollen Vierzehnender aufjagten, welchen ſofort Mac-Lean ſammt der ganzen Meute, mit aller Leidenſchaft eines Jägers, verfolgte.

Vergebens ſuchte der Hirſch mit ängſtlichen Blicken nach einem Auswege, überall ſcheuchten ihn die Knüttel und Sperre der Bauern oder ihr ſchreckliches Hallo wieder zurück.

In Todesängsten floh er nun nach einer engen einsamen Felsschlucht, welche Murdoch bewachte.

Murdoch sah den Hirsch kommen und sperrte ihm entschlossen den Weg; allein das zum Tode gehetzte Thier, das keinen andern Ausweg mehr wußte, ließ sich nicht mehr zurückschrecken, stürzte sich mit vorgehaltenem Geweih auf den Hochländer, warf ihn zu Boden und entfloh, über ihn hinwegsetzend, in das Gebirge.

Noch hatte sich der Hochländer nicht von der Erde erhoben, als auch schon Mac-Lean mit den Hunden und den übrigen Jägern herbeistürzte.

„Wo ist der Hirsch?" schnaubte er mit zornfunkelnden Blicken.

„Herr," erwiederte Murdoch, „er ist entflohen."

„Und das wagst Du mir in das Gesicht zu sagen?"

„Verzeiht," antwortete Murdoch; „ich sperrte ihm den Weg so gut ich konnte, allein das auf den Tod gehetzte Thier warf mich zu Boden, und setzte über mich hinweg."

„Du bist eine Memme, und nicht werth in meinem Clan zu leben," rief Mac-Lean, und riß das breite Schwert von der Seite, aber eine Hand hielt in diesem Momente seinen Arm zurück, welcher sich bereits zum wüthenden Hiebe nach Murdoch erhoben hatte.

Außer sich vor Wuth, wendete sich Mac-Lean nach dem Frechen um, der es wagte ihn in der Züchtigung seines Vasallen zu hindern, es war Ellen,

seine in Jugend und Liebreiz blühende Gattin, berühmt auf der ganzen Insel ihrer langen blonden Haare und ihrer blauen Augen wegen, welche, ihr dreijähriges Söhnlein auf dem Arme, mit noch einer Dienerin, dem Jagdzuge gefolgt war.

„Mac-Lean," sprach Ellen zu ihrem Gatten, „laß Dich durch Deinen Zorn zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen, Murdoch ist ein wackerer muthvoller Gael, und gewiß ist der Hirsch ohne sein Verschulden durchgedrungen."

„Schweig" rief Lean, über dessen Zorn jetzt zum ersten Mal das liebliche Antlitz Ellens seine Macht verloren hatte, und denselben nicht zu besänftigen vermochte. „Ihr Weiber versteht nichts von der Ehre und der Beschimpfung eines Clans, aber bei meinem Arm," fuhr er fort, einen vernichtenden Blick auf Murdoch werfend, „Du hattest recht, daß Du mich abhieltest mein Schwert mit dem Blute eines Feigen zu beschmutzen. Für diesen da gehört kein Schwert, für ihn gehört nur bloß die Ruthe."

„Herr!" rief Murdoch, dessen Wangen bei diesen Worten bleich wie Schnee wurden.

„Hollaho!" rief Mac-Lean: „herbei ihr Männer meines Clans! Robin stoß in das Hüfthorn, daß sie sich alle versammeln und sehen, wie ihr Chieftein einen Feigen bestraft."

„Mac-Lean!" rief Murdoch außer sich, während die langgezogenen Töne des Harsthorns die Öde durchhallten. „Ich bin Gatte und Vater zweier Kinder, bestrafe mich wenn Du mich einer Strafe

uldig hältſt, doch beſchimpfe mich nicht mit der Züch-
ung eines Diebes."

„Reißt ihm den Plaid vom Leibe, und bindet
!" herrſchte der unverſöhnliche Gebieter den her-
eilenden Jägern zu, Ihr Andern brecht dort Ruthen."

Und alſogleich fielen die Clansleute über Mur-
ch her, rieſſen ihm ſeine Bekleidung bis auf den
t vom Leibe, und ſchnürten ihm mit ſeinem Gürtel
Hände zuſammen.

„Nun geißelt ihn!" befahl Mac-Lean.

„Mac-Lean!" Rief Murdoch in Verzweif-
ig, „ich beſchwöre Dich bei dem Grabhügel Deiner
utter, gehe nicht zu weit."

„Mein Gatte," flehte Ellen mit hervorbre-
nden Thränen. Aber Mac-Lean war für alle
itten taub, und geboth an ſeinem Vaſallen zu thun wie
befohlen hatte.

Ein Schrei des tiefſten Schmerzes, welcher Alle,
r nicht Mac-Lean erſchütterte, entrang ſich der
hle des unglücklichen Bergſchotten, als die erſten
thenhiebe über ſeine nackten Schultern hinſauſten.
erauf aber ſtand er reglos und ſtumm wie eine Bild-
le, und erlitt die Züchtigung ohne auch nur mit
er Miene, mit einem Laut weiter ein Zeichen
nes Schmerzes zu geben.

Schon rieſelte das Blut über ſeinen Rücken hinab,
er noch nicht befriedigt durch die grauſame Beſtra-
ng, rief Lean zu ſeinen Leuten: „Stärker! ſtärker!"

Und heftiger ſauſten die Ruthenſtreiche, und
ißer ſtrömte das Blut des Gepeitſchten. Da aber

Es währte nicht lange, als wieder ein Geburtsfest hierzu die erwünschte Veranlassung gab, und Gottschalk Berner schickte abermals das Mädchen mit den Krügen in den Ritterkeller, aus welchem dieses, die Krüge mit dem köstlichsten Weine gefüllt, auch bald wieder zurückkehrte.

Auf diese Weise erhielt Gottschalk Berner, zu jedem kleinen häuslichen Feste sein Weindeputat aus dem Keller des Kyffhäuserschlosses, und erquickte damit seine Gäste, welche bei jeder ähnlichen Veranlassung schwuren, in ihrem Leben keinen besseren Tropfen getrunken zu haben, als bei ihm.

Dem alten geizigen Krämer Rupert, dessen wir bereits erwähnten, wollte es aber durchaus nicht in den Kopf gehen, woher der arme Gottschalk den köstlichen Wein bekomme, um so weniger, da weit und breit um Tilleda kein Wein gepflanzt wurde.

Er vermuthete sogleich, daß hier ein Geheimniß verborgen liegen müsse, und nahm sich vor, demselben, und koste es was es wolle, auf die Spur zu kommen.

Bald erschien wieder ein Festtag in Berners Hause, zu welchem er mehrere Freunde lud.

Der listige Krämer verbarg sich in der Nähe des Hauses, und als er Klärchen mit den Krügen aus demselben treten sah, jubelte er innerlich auf, und folgte ihr auf der Ferse.

Das Mädchen stieg wie gewöhnlich den Kyffhäuser hinan, und verschwand hinter dem zerfallenen Gemäuer des alten Schlosses.

„Aha! — Also hier ist die Goldquelle!“ Sprach Rupert zu sich und schlich dem Mädchen nach. Die Kelleröffnung wies ihm den Weg, den sie genommen. Lange noch horchte er auf Klärchens Tritte, bis sie in der Tiefe verhallten; dann blickte er sorgsam umher, um die Gegend genau seinem Gedächtnisse einzuprägen, und begab sich in aller Eile wieder nach Hause.

Hastig raffte er hier vier der größten Krüge zusammen, und machte sich ungesäumt auf den Weg um sie zu füllen.

Heute, dachte er, komme ich nur mit vier Krügen; aber morgen will ich einen Zweieimer hinaufrollen, und das so lange, bis mein Keller voll ist des edlen Saftes. Was brauchen die todten Ritter in ihrem Berge noch Wein? Die können mit einem Maul voll Erde auch vorlieb nehmen.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken, hatte er sich mit seinen Krügen bis zum Eingange des Kellers geschleppt.

Es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen, als ihm die feuchte undurchdringliche Finsterniß desselben entgegenschauerte. Bald aber gewann sein Geiz die Oberhand über seine Zaghaftigkeit, und vorsichtig stieg er in die Tiefe hinab.

Tiefe Stille war um ihn her — da aber krachte es plötzlich unter seinen Füssen; ein Getöse, als ob

die Decke zerberſte und die Wände über ihn einſtürzten, erhob ſich über ihm.

Die Krüge ſplitterten an den Wänden zu Scherben, und der erſchrockene Krämer ſtürzte, wie von einem Blitze getroffen, in eine unermeßliche Tiefe.

Grabesſtille und Finſterniß umgab ihn hier. Vergebens ſuchte er ſich von der Erde aufzuraffen; der Schreck hatte ſeine Glieder gelähmt und ihn aller Kraft beraubt.

Sieh, da kam ein kleines Lichtlein aus der Ferne, welches immer größer wurde, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

Zuſehends verbreitete ſich der Lichtſchimmer, und ließ Rupert einen Erdgang gewahren, aus welchem ein Zug ſeltſamer Geſtalten ſich ihm näherte.

Alle waren in Trauer gehüllt, und mit Todtenflören behängt. Vier von ihnen trugen einen verſchloſſenen Sarg. Hinter dem Sarge aber erblickte der Krämer ſein Weib, ſein Kind, und alle ſonſtigen Verwandten. Todesſchweiß drang aus ſeiner Stirne und ſeine Sinne ſchwanden.

Plötzlich ſpürte Rupert eine Erſchütterung. Sein Gedächtniß kehrte allmälig wieder, noch immer aber hüllte dichte Finſterniß ſein Auge; doch fühlte er, daß ihn Jemand auf die Schulter genommen habe und aufwärts trage.

Es ging über lange, lange Treppen. Das Weſen, welches ihn trug, ſprach kein Wort, doch fühlte er,

daß es heftig mit dem Kopfe wackle, und hörte, daß es aus tiefer Brust keuchte und huſtete.

Jetzt trat die Gestalt mit ihm aus der Finſterniß, die sie umgab und Rupert sah sich unter den Trümmern des Kyffhäuſerſchloſſes.

Der Mond ſtand hell am Himmel und beleuchtete die Gestalt, die den Krämer getragen hatte, und ihn jetzt auf die Erde niederlegte.

Es war ein Greis, in grauen flatternden Kleidern, welcher einen Schlüſſelbund am Gürtel trug, und heftig den kahlen Kopf ſchüttelte und dazwiſchen nickte.

Ein eiskalter Wind rauſchte durch die Ruine, der Greis ſtand eine Weile unbeweglich und grinſte auf den ächzenden Krämer, dann trat er zu ihm und drückte ihm ein Beutelchen in die Hand.

In dieſem Augenblicke verfinſterten Wolken den Mond, und als dieſer wieder ſeinen Schimmer über die ſchweigende Gegend ergoß, war der Greis verſchwunden.

Ächzend und außer ſich vor Schrecken, ſchleppte der Krämer ſeinen zerſchlagenen Körper mühſam nach Hauſe.

In der dritten Nacht lag er auf dem Todtenbrete, und das Geld, welches ſich in dem Beutelchen befand, den er von dem Greiſe erhalten hatte, reichte bei einem Pfennig zur Beſtreitung ſeiner Begräbnißkoſten.

Vier Jahre nach dieſem Ereigniſſe ging Klärchen zum letzten Male mit den Krügen nach dem Ritterkeller; und brachte ſie mit noch viel köſtlicherem Weine als ſonſt gefüllt nach Hauſe.

Es war an ihrem Hochzeitstage.

The

Murdochstone of Mull.

Schottiſche Sage.

Willſt Rache Du – für das was ich begangen,
So ſtill' in meinem Blute Dein Verlangen.

Aug. Boltz.

So die himmelhohen nackten Baſaltfelſen von Mull, e der dreihundert hebridiſchen Inſeln an der Weſte Schottlands, ein Vorgebirge gegen das ungeſtüm rallende Meer bilden, unterbrach eines Tages (es r zur Zeit der Minderjährigkeit James V.), das hmettern von Hüfthörnern die Stille, welche ſonſt r dieſe einſame melancholiſche Gegend verbreitet lag.

Es war das Jagdſignal Mac-Leans, eines iefteins, oder Häuptlings der weſtlichen Bezirke der ſel, welcher mit ſeinen Lehensleuten in dem Felſenle der Jagdluſt ſich erfreute.

Die Lehensleute Mac-Leans gehörten zu jenen rgſchotten, welche ſowohl an Körperbau als an Gendtheit im Klettern, Schwimmen und Bogenſchießen e übrigen Landsleute weit übertrafen.

Sie trugen alle kleine Mützen, waren in weithin tternden, roth und weiß gewürfelten Tartanen ge-

kleidet, und hatten jene kleinen Cilts, oder Röckchen ſtatt der Beinkleider um die Schenkel, welche ihre kräftigen Glieder nur wenig verhüllten.

Unter ihnen aber zeichneten ſich durch kräftigen Wuchs und Gedrungenheit der Formen, vorzüglich zwei Männer aus, und zwar: Mac-Lean, der Häuptling, größer als die Übrigen, braun von Farbe, eine Adlerfeder auf der Mütze, Köcher und Breitſchwert an der Seite, und den Eibenbogen in der Linken, der Andere, ein Landmann aus Scalladalle Namens Murdoch, den faſt rieſenhaften Körper nur in ein einziges Stück Zeug von geſchorener Wolle gehüllt, und die Füſſe mit jenen aus unzubereiteter Rehhaut verfertigten Schuhen bedeckt, von welchen die Schotten den bekannten Namen Rothbeine erhielten.

Als ein kluger Jäger hatte Mac-Lean alle Schluchten und Auswege, ſowohl nach dem Loch Seredon als nach dem Meere zu, mit ſeinen Bauern beſetzt, damit das Rothwild nicht durchbrechen könne, welches er ſelbſt mit ſeinen Bogenſchützen aufſtöberte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel und ſchon hatten ſie eine ziemliche Anzahl Rehe und Haſen erlegt, als die Bluthunde einen prachtvollen Vierzehnender aufjagten, welchen ſofort Mac-Lean ſammt der ganzen Meute, mit aller Leidenſchaft eines Jägers, verfolgte.

Vergebens ſuchte der Hirſch mit ängſtlichen Blicken nach einem Auswege, überall ſcheuchten ihn die Knüttel und Sperre der Bauern oder ihr ſchreckliches Hallo wieder zurück.

In Todesängſten floh er nun nach einer engen ſamen Felsſchlucht, welche Murdoch bewachte.

Murdoch ſah den Hirſch kommen und ſperrte n entſchloſſen den Weg; allein das zum Tode ge=zte Thier, das keinen andern Ausweg mehr wußte, ſ ſich nicht mehr zurückſchrecken, ſtürzte ſich mit vor=haltenem Geweih auf den Hochländer, warf ihn zu den und entfloh, über ihn hinwegſetzend, in das Ge=ge.

Noch hatte ſich der Hochländer nicht von der de erhoben, als auch ſchon Mac=Lean mit den nden und den übrigen Jägern herbeiſtürzte.

„Wo iſt der Hirſch?“ ſchnaubte er mit zornfun=nden Blicken.

„Herr,“ erwiederte Murdoch, „er iſt entflohen.“

„Und das wagſt Du mir in das Geſicht zu gen?“

„Verzeiht,“ antwortete Murdoch; „ich ſperrte n den Weg ſo gut ich konnte, allein das auf den od gehetzte Thier warf mich zu Boden, und ſetzte er mich hinweg.“

„Du biſt eine Memme, und nicht werth in einem Clan zu leben,“ rief Mac=Lean, und rieß s breite Schwert von der Seite, aber eine Hand lt in dieſem Momente ſeinen Arm zurück, welcher bereits zum wüthenden Hiebe nach Murdoch oben hatte.

Außer ſich vor Wuth, wendete ſich Mac=Lean ch dem Frechen um, der es wagte ihn in der Züch=ung ſeines Vaſallen zu hindern, es war Ellen,

seine in Jugend und Liebreiz blühende Gattin, berühmt auf der ganzen Insel ihrer langen blonden Haare und ihrer blauen Augen wegen, welche, ihr dreijähriges Söhnlein auf dem Arme, mit noch einer Dienerin, dem Jagdzuge gefolgt war.

„Mac-Lean," sprach Ellen zu ihrem Gatten, „laß Dich durch Deinen Zorn zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen, Murdoch ist ein wackerer muthvoller Gael, und gewiß ist der Hirsch ohne sein Verschulden durchgedrungen."

„Schweig" rief Lean, über dessen Zorn jetzt zum ersten Mal das liebliche Antlitz Ellens seine Macht verloren hatte, und denselben nicht zu besänftigen vermochte. „Ihr Weiber versteht nichts von der Ehre und der Beschimpfung eines Clans, aber bei meinem Arm," fuhr er fort, einen vernichtenden Blick auf Murdoch werfend, „Du hattest recht, daß Du mich abhieltest mein Schwert mit dem Blute eines Feigen zu beschmutzen. Für diesen da gehört kein Schwert, für ihn gehört nur bloß die Ruthe."

„Herr!" rief Murdoch, dessen Wangen bei diesen Worten bleich wie Schnee wurden.

„Hollaho!" rief Mac-Lean: „herbei ihr Männer meines Clans! Robin stoß in das Hüfthorn, daß sie sich alle versammeln und sehen, wie ihr Chieftein einen Feigen bestraft."

„Mac-Lean!" rief Murdoch außer sich, während die langgezogenen Töne des Harsthorns die Öde durchhallten. „Ich bin Gatte und Vater zweier Kinder, bestrafe mich wenn Du mich einer Strafe

uldig hältſt, doch beſchimpfe mich nicht mit der Züch-
ung eines Diebes."

„Reißt ihm den Plaid vom Leibe, und bindet
r!" herrſchte der unverſöhnliche Gebieter den her-
eilenden Jägern zu, Ihr Andern brecht dort Ruthen."

Und alſogleich fielen die Clansleute über Mur-
ch her, rieſſen ihm ſeine Bekleidung bis auf den
lt vom Leibe, und ſchnürten ihm mit ſeinem Gürtel
e Hände zuſammen.

„Nun geißelt ihn!" befahl Mac-Lean.

„Mac-Lean!" Rief Murdoch in Verzweif-
ng, „ich beſchwöre Dich bei dem Grabhügel Deiner
utter, gehe nicht zu weit."

„Mein Gatte," flehte Ellen mit hervorbre-
nden Thränen. Aber Mac-Lean war für alle
itten taub, und geboth an ſeinem Vaſallen zu thun wie
befohlen hatte.

Ein Schrei des tiefſten Schmerzes, welcher Alle,
ur nicht Mac-Lean erſchütterte, entrang ſich der
ehle des unglücklichen Bergſchotten, als die erſten
uthenhiebe über ſeine nackten Schultern hinſauſten.
ierauf aber ſtand er reglos und ſtumm wie eine Bild-
ule, und erlitt die Züchtigung ohne auch nur mit
ner Miene, mit einem Laut weiter ein Zeichen
ines Schmerzes zu geben.

Schon rieſelte das Blut über ſeinen Rücken hinab,
er noch nicht befriedigt durch die grauſame Beſtra-
ng, rief Lean zu ſeinen Leuten: „Stärker! ſtärker!"

Und heftiger ſauſten die Ruthenſtreiche, und
ißer ſtrömte das Blut des Gepeitſchten. Da aber

Es währte nicht lange, als wieder ein Geburtsfest hierzu die erwünschte Veranlassung gab, und Gottschalk Berner schickte abermals das Mädchen mit den Krügen in den Ritterkeller, aus welchem dieses, die Krüge mit dem köstlichsten Weine gefüllt, auch bald wieder zurückkehrte.

Auf diese Weise erhielt Gottschalk Berner, zu jedem kleinen häuslichen Feste sein Weindeputat aus dem Keller des Kyffhäuserschlosses, und erquickte damit seine Gäste, welche bei jeder ähnlichen Veranlassung schwuren, in ihrem Leben keinen besseren Tropfen getrunken zu haben, als bei ihm.

Dem alten geizigen Krämer Rupert, dessen wir bereits erwähnten, wollte es aber durchaus nicht in den Kopf gehen, woher der arme Gottschalk den köstlichen Wein bekomme, um so weniger, da weit und breit um Tilleda kein Wein gepflanzt wurde.

Er vermuthete sogleich, daß hier ein Geheimniß verborgen liegen müsse, und nahm sich vor, demselben, und koste es was es wolle, auf die Spur zu kommen.

Bald erschien wieder ein Festtag in Berners Hause, zu welchem er mehrere Freunde lud.

Der listige Krämer verbarg sich in der Nähe des Hauses, und als er Klärchen mit den Krügen aus demselben treten sah, jubelte er innerlich auf, und folgte ihr auf der Ferse.

Das Mädchen stieg wie gewöhnlich den Kyffhäuser hinan, und verschwand hinter dem zerfallenen Gemäuer des alten Schlosses.

„Aha! — Also hier ist die Goldquelle!" Sprach upert zu sich und schlich dem Mädchen nach. Die lleröffnung wies ihm den Weg, den sie genommen. nge noch horchte er auf Klärchens Tritte, bis in der Tiefe verhallten; dann blickte er sorgsam her, um die Gegend genau seinem Gedächtnisse einrägen, und begab sich in aller Eile wieder nach use.

Hastig raffte er hier vier der größten Krüge zuammen, und machte sich ungesäumt auf den Weg um zu füllen.

Heute, dachte er, komme ich nur mit vier Krügen; er morgen will ich einen Zweieimer hinaufrollen, d das so lange, bis mein Keller voll ist des edlen aftes. Was brauchen die todten Ritter in ihrem erge noch Wein? Die können mit einem Maul voll de auch vorlieb nehmen.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken, hatte er sich seinen Krügen bis zum Eingange des Kellers geeppt.

Es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen, ihm die feuchte undurchdringliche Finsterniß desen entgegenschauerte. Bald aber gewann sein Geiz Oberhand über seine Zaghaftigkeit, und vorsichtig er in die Tiefe hinab.

Tiefe Stille war um ihn her — da aber krachte plötzlich unter seinen Füssen; ein Getöse, als ob

die Decke zerberſte und die Wände über ihn einſtürzten, erhob ſich über ihm.

Die Krüge ſplitterten an den Wänden zu Scherben, und der erſchrockene Krämer ſtürzte, wie von einem Blitze getroffen, in eine unermeßliche Tiefe.

Grabesſtille und Finſterniß umgab ihn hier. Vergebens ſuchte er ſich von der Erde aufzuraffen; der Schreck hatte ſeine Glieder gelähmt und ihn aller Kraft beraubt.

Sieh, da kam ein kleines Lichtlein aus der Ferne, welches immer größer wurde, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

Zuſehends verbreitete ſich der Lichtſchimmer, und ließ Rupert einen Erdgang gewahren, aus welchem ein Zug ſeltſamer Geſtalten ſich ihm näherte.

Alle waren in Trauer gehüllt, und mit Todtenflören behängt. Vier von ihnen trugen einen verſchloſſenen Sarg. Hinter dem Sarge aber erblickte der Krämer ſein Weib, ſein Kind, und alle ſonſtigen Verwandten. Todesſchweiß drang aus ſeiner Stirne und ſeine Sinne ſchwanden.

Plötzlich ſpürte Rupert eine Erſchütterung. Sein Gedächtniß kehrte allmälig wieder, noch immer aber hüllte dichte Finſterniß ſein Auge; doch fühlte er, daß ihn Jemand auf die Schulter genommen habe und aufwärts trage.

Es ging über lange, lange Treppen. Das Weſen, welches ihn trug, ſprach kein Wort, doch fühlte er,

daß es heftig mit dem Kopfe wackle, und hörte, daß es aus tiefer Bruſt keuchte und huſtete.

Jetzt trat die Geſtalt mit ihm aus der Finſterniß, die ſie umgab und Rupert ſah ſich unter den Trümmern des Kyffhäuſerſchloſſes.

Der Mond ſtand hell am Himmel und beleuchtete die Geſtalt, die den Krämer getragen hatte, und ihn jetzt auf die Erde niederlegte.

Es war ein Greis, in grauen flatternden Kleidern, welcher einen Schlüſſelbund am Gürtel trug, und heftig den kahlen Kopf ſchüttelte und dazwiſchen nickte.

Ein eiskalter Wind rauſchte durch die Ruine, der Greis ſtand eine Weile unbeweglich und grinſte auf den ächzenden Krämer, dann trat er zu ihm und drückte ihm ein Beutelchen in die Hand.

In dieſem Augenblicke verfinſterten Wolken den Mond, und als dieſer wieder ſeinen Schimmer über die ſchweigende Gegend ergoß, war der Greis verſchwunden.

Ächzend und außer ſich vor Schrecken, ſchleppte der Krämer ſeinen zerſchlagenen Körper mühſam nach Hauſe.

In der dritten Nacht lag er auf dem Todtenbrete, und das Geld, welches ſich in dem Beutelchen befand, den er von dem Greiſe erhalten hatte, reichte bei einem Pfennig zur Beſtreitung ſeiner Begräbnißkoſten.

Vier Jahre nach diesem Ereigniſſe ging chen zum letzten Male mit den Krügen nach de terkeller, und brachte sie mit noch viel köſtl Weine als ſonſt gefüllt nach Hauſe.

Es war an ihrem Hochzeitstage.

The

Murdochstone of Mull.

Schottiſche Sage.

Willſt Rache Du, für das was ich begangen,
So ſtill' in meinem Blute Dein Verlangen.

Aug. Boltz.

So die himmelhohen nackten Baſaltfelſen von Mull, e der dreihundert hebridiſchen Inſeln an der Weſte Schottlands, ein Vorgebirge gegen das ungeſtüm rallende Meer bilden, unterbrach eines Tages (es r zur Zeit der Minderjährigkeit James V.), das hmettern von Hüfthörnern die Stille, welche ſonſt r dieſe einſame melancholiſche Gegend verbreitet lag.

Es war das Jagdſignal Mac-Leans, eines iefteins, oder Häuptlings der weſtlichen Bezirke der ſel, welcher mit ſeinen Lehensleuten in dem Felſenle der Jagdluſt ſich erfreute.

Die Lehensleute Mac-Leans gehörten zu jenen rgſchotten, welche ſowohl an Körperbau als an Gendtheit im Klettern, Schwimmen und Bogenſchießen e übrigen Landsleute weit übertrafen.

Sie trugen alle kleine Mützen, waren in weithin ternden, roth und weiß gewürfelten Tartanen ge-

kleidet, und hatten jene kleinen Eilts, oder Röckchen ſtatt der Beinkleider um die Schenkel, welche ihre kräftigen Glieder nur wenig verhüllten.

Unter ihnen aber zeichneten ſich durch kräftigen Wuchs und Gedrungenheit der Formen, vorzüglich zwei Männer aus, und zwar: Mac-Lean, der Häuptling, größer als die Übrigen, braun von Farbe, eine Adlerfeder auf der Mütze, Köcher und Breitſchwert an der Seite, und den Eibenbogen in der Linken, der Andere, ein Landmann aus Scalladalle Namens Murdoch, den faſt rieſenhaften Körper nur in ein einziges Stück Zeug von geſchorener Wolle gehüllt, und die Füſſe mit jenen aus unzubereiteter Rehhaut verfertigten Schuhen bedeckt, von welchen die Schotten den bekannten Namen Rothbeine erhielten.

Als ein kluger Jäger hatte Mac-Lean alle Schluchten und Auswege, ſowohl nach dem Loch Seredon als nach dem Meere zu, mit ſeinen Bauern beſetzt, damit das Rothwild nicht durchbrechen könne, welches er ſelbſt mit ſeinen Bogenſchützen aufſtöberte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel und ſchon hatten ſie eine ziemliche Anzahl Rehe und Haſen erlegt, als die Bluthunde einen prachtvollen Vierzehnender aufjagten, welchen ſofort Mac-Lean ſammt der ganzen Meute, mit aller Leidenſchaft eines Jägers, verfolgte.

Vergebens ſuchte der Hirſch mit ängſtlichen Blicken nach einem Auswege, überall ſcheuchten ihn die Knüttel und Sperre der Bauern oder ihr ſchreckliches Hallo wieder zurück.

In Todesängsten floh er nun nach einer engen einsamen Felsschlucht, welche Murdoch bewachte.

Murdoch sah den Hirsch kommen und sperrte ihm entschlossen den Weg; allein das zum Tode gehetzte Thier, das keinen andern Ausweg mehr wußte, ließ sich nicht mehr zurückschrecken, stürzte sich mit vorgehaltenem Geweih auf den Hochländer, warf ihn zu Boden und entfloh, über ihn hinwegsetzend, in das Gebirge.

Noch hatte sich der Hochländer nicht von der Erde erhoben, als auch schon Mac-Lean mit den Hunden und den übrigen Jägern herbeistürzte.

„Wo ist der Hirsch?" schnaubte er mit zornfunkelnden Blicken.

„Herr," erwiederte Murdoch, „er ist entflohen."

„Und das wagst Du mir in das Gesicht zu sagen?"

„Verzeiht," antwortete Murdoch; „ich sperrte ihm den Weg so gut ich konnte, allein das auf den Tod gehetzte Thier warf mich zu Boden, und setzte über mich hinweg."

„Du bist eine Memme, und nicht werth in meinem Clan zu leben," rief Mac-Lean, und riß das breite Schwert von der Seite, aber eine Hand hielt in diesem Momente seinen Arm zurück, welcher sich bereits zum wüthenden Hiebe nach Murdoch erhoben hatte.

Außer sich vor Wuth, wendete sich Mac-Lean nach dem Frechen um, der es wagte ihn in der Züchtigung seines Vasallen zu hindern, es war Ellen,

seine in Jugend und Liebreiz blühende Gattin, berühmt auf der ganzen Insel ihrer langen blonden Haare und ihrer blauen Augen wegen, welche, ihr dreijähriges Söhnlein auf dem Arme, mit noch einer Dienerin, dem Jagdzuge gefolgt war.

„Mac-Lean," sprach Ellen zu ihrem Gatten, „laß Dich durch Deinen Zorn zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen, Murdoch ist ein wackerer muthvoller Gael, und gewiß ist der Hirsch ohne sein Verschulden durchgedrungen."

„Schweig" rief Lean, über dessen Zorn jetzt zum ersten Mal das liebliche Antlitz Ellens seine Macht verloren hatte, und denselben nicht zu besänftigen vermochte. „Ihr Weiber versteht nichts von der Ehre und der Beschimpfung eines Clans, aber bei meinem Arm," fuhr er fort, einen vernichtenden Blick auf Murdoch werfend, „Du hattest recht, daß Du mich abhieltest mein Schwert mit dem Blute eines Feigen zu beschmutzen. Für diesen da gehört kein Schwert, für ihn gehört nur bloß die Ruthe."

„Herr!" rief Murdoch, dessen Wangen bei diesen Worten bleich wie Schnee wurden.

„Hollaho!" rief Mac-Lean: „herbei ihr Männer meines Clans! Robin stoß in das Hüfthorn, daß sie sich alle versammeln und sehen, wie ihr Chieftein einen Feigen bestraft."

„Mac-Lean!" rief Murdoch außer sich, während die langgezogenen Töne des Harsthorns die Öde durchhallten. „Ich bin Gatte und Vater zweier Kinder, bestrafe mich wenn Du mich einer Strafe

uldig hältſt, doch beſchimpfe mich nicht mit der Züch-
ung eines Diebes."

„Reißt ihm den Plaid vom Leibe, und bindet
r!" herrſchte der unverſöhnliche Gebieter den her-
eilenden Jägern zu, Ihr Andern brecht dort Ruthen."

Und alſogleich fielen die Clansleute über Mur-
ch her, rieſſen ihm ſeine Bekleidung bis auf den
ſt vom Leibe, und ſchnürten ihm mit ſeinem Gürtel
: Hände zuſammen.

„Nun geißelt ihn!" befahl Mac-Lean.

„Mac-Lean!" Rief Murdoch in Verzweif-
ng, „ich beſchwöre Dich bei dem Grabhügel Deiner
utter, gehe nicht zu weit."

„Mein Gatte," flehte Ellen mit hervorbre-
nden Thränen. Aber Mac-Lean war für alle
itten taub, und geboth an ſeinem Vaſallen zu thun wie
befohlen hatte.

Ein Schrei des tiefſten Schmerzes, welcher Alle,
r nicht Mac-Lean erſchütterte, entrang ſich der
hle des unglücklichen Bergſchotten, als die erſten
uthenhiebe über ſeine nackten Schultern hinſauſten.
erauf aber ſtand er reglos und ſtumm wie eine Bild-
ule, und erlitt die Züchtigung ohne auch nur mit
ner Miene, mit einem Laut weiter ein Zeichen
nes Schmerzes zu geben.

Schon rieſelte das Blut über ſeinen Rücken hinab,
er noch nicht befriedigt durch die grauſame Beſtra-
ng, rief Lean zu ſeinen Leuten: „Stärker! ſtärker!"

Und heftiger ſauſten die Ruthenſtreiche, und
ißer ſtrömte das Blut des Gepeitſchten. Da aber

verstehst Du mich? — Auch kannst Du wieder Wein holen aus dem Ritterkeller, so oft ein Fest in Eurem Hause gefeiert wird," fuhr er, sich die Brust haltend fort, „doch darfst Du nur kommen, so lange Du Jungfrau bist, auch ist es Euch streng verboten, den Wein zu verkaufen, — phu — phu! — Umsonst habt Ihr ihn erhalten, umsonst müßt Ihr ihn wieder hergeben."

Hierauf führte der Alte das Mägdlein wieder aus dem Keller, und geleitete es bis zu dem Ende des Ganges.

Da schlug die Thurmuhr in Tilleda neun, und Klärchen sah sich plötzlich wieder allein vor dem zerfallenen Gemäuer, doch kam es ihr vor, als ob sie noch das Husten des Alten tief herauf aus der Erde vernehme.

Von neuem Schrecken hierüber erfaßt, eilte hierauf das Mädchen über Stock und Stein, durch die schwarze schauernde Nacht, und hielt nicht früher an, als bis sie bei dem Hause ihres Vaters angelangt war.

Hier fand Klärchen noch Alles in der fröhlichsten Stimmung, welche sich noch um ein Bedeutendes steigerte, als sie mit den vollen Weinkrügen in die Stube trat.

„Ei sieh da, frischer Wein," rief Rupert der Krämer: „Nu, schenke nur ein, Dirne, wir haben schon eine lange Pause im Trinken gemacht."

Voll Erstaunen blickte Gottschalk Berner auf

das Mädchen und die vollen Krüge, denn er wußte sich's nicht zu enträthseln, wer ihm den vielen Wein gegeben habe.

Als sich ihm aber Klärchen näherte und auch seinen Becher vollfüllte, da fragte er sie leise: „Mädel wo hast Du den Wein hergenommen?"

„Aus dem Ritterkeller im Kyffhäuser," antwortete das Mädchen ebenfalls leise, über welche Antwort Gottschalk Berner die Farbe wechselte.

Die Lustbarkeit seiner Gäste, welche den Wein nicht genug loben konnten, ließ ihn jedoch bald auf den Ort, von welchem er gebracht wurde, vergessen.

Eine ausgelassene Laune und Fröhlichkeit bemeisterte sich aller Anwesenden, welche von dem edlen Rebensafte getrunken hatten, und der Krämer Rupert konnte aus seiner Extase über die Vortrefflichkeit des Getränkes nicht früher herauskommen, als bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig unter den Tisch fiel.

Erst als alle Gäste sich wieder aus dem Hause entfernt hatten, drang Gottschalk Berner in seine Tochter, ihm umständlich zu berichten, auf welche Weise sie den Wein bekommen.

Klärchen erzählte ihm nun haarklein, was vorgefallen, und Gottschalk Berner schlug einmal über das anderemal vor Verwunderung seine Hände ineinander, doch erfreute es ihn nicht wenig, als er erfuhr, daß ihm der kopfwackelnde Kellermeister erlaubt habe, auch ferner Wein bei ihm zu holen.

Es währte nicht lange, als wieder ein Geburtsfest hierzu die erwünschte Veranlassung gab, und Gottschalk Berner schickte abermals das Mädchen mit den Krügen in den Ritterkeller, aus welchem dieses, die Krüge mit dem köstlichsten Weine gefüllt, auch bald wieder zurückkehrte.

Auf diese Weise erhielt Gottschalk Berner, zu jedem kleinen häuslichen Feste sein Weindeputat aus dem Keller des Kyffhäuserschlosses, und erquickte damit seine Gäste, welche bei jeder ähnlichen Veranlassung schwuren, in ihrem Leben keinen besseren Tropfen getrunken zu haben, als bei ihm.

Dem alten geizigen Krämer Rupert, dessen wir bereits erwähnten, wollte es aber durchaus nicht in den Kopf gehen, woher der arme Gottschalk den köstlichen Wein bekomme, um so weniger, da weit und breit um Tilleda kein Wein gepflanzt wurde.

Er vermuthete sogleich, daß hier ein Geheimniß verborgen liegen müsse, und nahm sich vor, demselben, und koste es was es wolle, auf die Spur zu kommen.

Bald erschien wieder ein Festtag in Berners Hause, zu welchem er mehrere Freunde lud.

Der listige Krämer verbarg sich in der Nähe des Hauses, und als er Klärchen mit den Krügen aus demselben treten sah, jubelte er innerlich auf, und folgte ihr auf der Ferse.

Das Mädchen stieg wie gewöhnlich den Kyffhäuser hinan, und verschwand hinter dem zerfallenen Gemäuer des alten Schlosses.

„Aha! — Also hier ist die Goldquelle!“ Sprach upert zu sich und schlich dem Mädchen nach. Die leröffnung wies ihm den Weg, den sie genommen. nge noch horchte er auf Klärchens Tritte, bis in der Tiefe verhallten; dann blickte er sorgsam her, um die Gegend genau seinem Gedächtnisse ein- rägen, und begab sich in aller Eile wieder nach use.

Hastig raffte er hier vier der größten Krüge zu- mmen, und machte sich ungesäumt auf den Weg um zu füllen.

Heute, dachte er, komme ich nur mit vier Krügen; er morgen will ich einen Zweieimer hinaufrollen, d das so lange, bis mein Keller voll ist des edlen aftes. Was brauchen die todten Ritter in ihrem erge noch Wein? Die können mit einem Maul voll de auch vorlieb nehmen.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken, hatte er sich t seinen Krügen bis zum Eingange des Kellers ge- leppt.

Es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen, ihm die feuchte undurchdringliche Finsterniß des- ben entgegenschauerte. Bald aber gewann sein Geiz Oberhand über seine Zaghaftigkeit, und vorsichtig g er in die Tiefe hinab.

Tiefe Stille war um ihn her — da aber krachte plötzlich unter seinen Füssen; ein Getöse, als ob

die Decke zerberste und die Wände über ihn einstürzten, erhob sich über ihm.

Die Krüge splitterten an den Wänden zu Scherben, und der erschrockene Krämer stürzte, wie von einem Blitze getroffen, in eine unermeßliche Tiefe.

Grabesstille und Finsterniß umgab ihn hier. Vergebens suchte er sich von der Erde aufzuraffen; der Schreck hatte seine Glieder gelähmt und ihn aller Kraft beraubt.

Sieh, da kam ein kleines Lichtlein aus der Ferne, welches immer größer wurde, und seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Zusehends verbreitete sich der Lichtschimmer, und ließ Rupert einen Erdgang gewahren, aus welchem ein Zug seltsamer Gestalten sich ihm näherte.

Alle waren in Trauer gehüllt, und mit Todtenflören behängt. Vier von ihnen trugen einen verschlossenen Sarg. Hinter dem Sarge aber erblickte der Krämer sein Weib, sein Kind, und alle sonstigen Verwandten. Todesschweiß drang aus seiner Stirne und seine Sinne schwanden.

Plötzlich spürte Rupert eine Erschütterung. Sein Gedächtniß kehrte allmälig wieder, noch immer aber hüllte dichte Finsterniß sein Auge; doch fühlte er, daß ihn Jemand auf die Schulter genommen habe und aufwärts trage.

Es ging über lange, lange Treppen. Das Wesen, welches ihn trug, sprach kein Wort, doch fühlte er,

daß es heftig mit dem Kopfe wackle, und hörte, daß es aus tiefer Bruſt keuchte und huſtete.

Jetzt trat die Geſtalt mit ihm aus der Finſterniß, die ſie umgab und Rupert ſah ſich unter den Trümmern des Kyffhäuſerſchloſſes.

Der Mond ſtand hell am Himmel und beleuchtete die Geſtalt, die den Krämer getragen hatte, und ihn jetzt auf die Erde niederlegte.

Es war ein Greis, in grauen flatternden Kleidern, welcher einen Schlüſſelbund am Gürtel trug, und heftig den kahlen Kopf ſchüttelte und dazwiſchen nickte.

Ein eiskalter Wind rauſchte durch die Ruine, der Greis ſtand eine Weile unbeweglich und grinſte auf den ächzenden Krämer, dann trat er zu ihm und drückte ihm ein Beutelchen in die Hand.

In dieſem Augenblicke verfinſterten Wolken den Mond, und als dieſer wieder ſeinen Schimmer über die ſchweigende Gegend ergoß, war der Greis verſchwunden.

Ächzend und außer ſich vor Schrecken, ſchleppte der Krämer ſeinen zerſchlagenen Körper mühſam nach Hauſe.

In der dritten Nacht lag er auf dem Todtenbrete, und das Geld, welches ſich in dem Beutelchen befand, den er von dem Greiſe erhalten hatte, reichte bei einem Pfennig zur Beſtreitung ſeiner Begräbnißkoſten.

Vier Jahre nach diesem Ereignisse ging Lichen zum letzten Male mit den Krügen nach dem Terkeller, und brachte sie mit noch viel köstlicher Weine als sonst gefüllt nach Hause.

Es war an ihrem Hochzeitstage.

The

Murdochstone of Mull.

Schottiſche Sage.

Willſt Rache Du, für das was ich begangen,
So ſtill' in meinem Blute Dein Verlangen.

Aug. Boltz.

So die himmelhohen nackten Baſaltfelſen von Mull, e der dreihundert hebridiſchen Inſeln an der Weſte Schottlands, ein Vorgebirge gegen das ungeſtüm rallende Meer bilden, unterbrach eines Tages (es r zur Zeit der Minderjährigkeit James V.), das hmettern von Hüfthörnern die Stille, welche ſonſt r dieſe einſame melancholiſche Gegend verbreitet lag.

Es war das Jagdſignal Mac-Leans, eines iefteins, oder Häuptlings der weſtlichen Bezirke der ſel, welcher mit ſeinen Lehensleuten in dem Felſenle der Jagdluſt ſich erfreute.

Die Lehensleute Mac-Leans gehörten zu jenen rgſchotten, welche ſowohl an Körperbau als an Gendtheit im Klettern, Schwimmen und Bogenſchießen e übrigen Landsleute weit übertrafen.

Sie trugen alle kleine Mützen, waren in weithin ternden, roth und weiß gewürfelten Tartanen ge-

kleidet, und hatten jene kleinen Eilts, oder Röckchen ſtatt der Beinkleider um die Schenkel, welche ihre kräftigen Glieder nur wenig verhüllten.

Unter ihnen aber zeichneten ſich durch kräftigen Wuchs und Gedrungenheit der Formen, vorzüglich zwei Männer aus, und zwar: Mac-Lean, der Häuptling, größer als die Übrigen, braun von Farbe, eine Adlerfeder auf der Mütze, Köcher und Breitſchwert an der Seite, und den Eibenbogen in der Linken, der Andere, ein Landmann aus Scalladalle Namens Murdoch, den faſt rieſenhaften Körper nur in ein einziges Stück Zeug von geſchorener Wolle gehüllt, und die Füſſe mit jenen aus unzubereiteter Rehhaut verfertigten Schuhen bedeckt, von welchen die Schotten den bekannten Namen Rothbeine erhielten.

Als ein kluger Jäger hatte Mac-Lean alle Schluchten und Auswege, ſowohl nach dem Loch Seredon als nach dem Meere zu, mit ſeinen Bauern beſetzt, damit das Rothwild nicht durchbrechen könne, welches er ſelbſt mit ſeinen Bogenſchützen aufſtöberte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel und ſchon hatten ſie eine ziemliche Anzahl Rehe und Haſen erlegt, als die Bluthunde einen prachtvollen Vierzehnender aufjagten, welchen ſofort Mac-Lean ſammt der ganzen Meute, mit aller Leidenſchaft eines Jägers, verfolgte.

Vergebens ſuchte der Hirſch mit ängſtlichen Blicken nach einem Auswege, überall ſcheuchten ihn die Knüttel und Sperre der Bauern oder ihr ſchreckliches Hallo wieder zurück.

In Todesängsten floh er nun nach einer engen einsamen Felsschlucht, welche Murdoch bewachte.

Murdoch sah den Hirsch kommen und sperrte ihm entschlossen den Weg; allein das zum Tode gehetzte Thier, das keinen andern Ausweg mehr wußte, ließ sich nicht mehr zurückschrecken, stürzte sich mit vorgehaltenem Geweih auf den Hochländer, warf ihn zu Boden und entfloh, über ihn hinwegsetzend, in das Gebirge.

Noch hatte sich der Hochländer nicht von der Erde erhoben, als auch schon Mac-Lean mit den Hunden und den übrigen Jägern herbeistürzte.

„Wo ist der Hirsch?" schnaubte er mit zornfunkelnden Blicken.

„Herr," erwiederte Murdoch, „er ist entflohen."

„Und das wagst Du mir in das Gesicht zu sagen?"

„Verzeiht," antwortete Murdoch; „ich sperrte ihm den Weg so gut ich konnte, allein das auf den Tod gehetzte Thier warf mich zu Boden, und setzte über mich hinweg."

„Du bist eine Memme, und nicht werth in meinem Clan zu leben," rief Mac-Lean, und riß das breite Schwert von der Seite, aber eine Hand hielt in diesem Momente seinen Arm zurück, welcher sich bereits zum wüthenden Hiebe nach Murdoch erhoben hatte.

Außer sich vor Wuth, wendete sich Mac-Lean nach dem Frechen um, der es wagte ihn in der Züchtigung seines Vasallen zu hindern, es war Ellen,

seine in Jugend und Liebreiz blühende Gattin, berühmt auf der ganzen Insel ihrer langen blonden Haare und ihrer blauen Augen wegen, welche, ihr dreijähriges Söhnlein auf dem Arme, mit noch einer Dienerin, dem Jagdzuge gefolgt war.

„Mac-Lean," sprach Ellen zu ihrem Gatten, „laß Dich durch Deinen Zorn zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen, Murdoch ist ein wackerer muthvoller Gael, und gewiß ist der Hirsch ohne sein Verschulden durchgedrungen."

„Schweig" rief Lean, über dessen Zorn jetzt zum ersten Mal das liebliche Antlitz Ellens seine Macht verloren hatte, und denselben nicht zu besänftigen vermochte. „Ihr Weiber versteht nichts von der Ehre und der Beschimpfung eines Clans, aber bei meinem Arm," fuhr er fort, einen vernichtenden Blick auf Murdoch werfend, „Du hattest recht, daß Du mich abhieltest mein Schwert mit dem Blute eines Feigen zu beschmutzen. Für diesen da gehört kein Schwert, für ihn gehört nur bloß die Ruthe."

„Herr!" rief Murdoch, dessen Wangen bei diesen Worten bleich wie Schnee wurden.

„Hollaho!" rief Mac-Lean: „herbei ihr Männer meines Clans! Robin stoß in das Hüfthorn, daß sie sich alle versammeln und sehen, wie ihr Chieftein einen Feigen bestraft."

„Mac-Lean!" rief Murdoch außer sich, während die langgezogenen Töne des Harsthorns die Öde durchhallten. „Ich bin Gatte und Vater zweier Kinder, bestrafe mich wenn Du mich einer Strafe

schuldig hältst, doch beschimpfe mich nicht mit der Züchtigung eines Diebes."

„Reißt ihm den Plaid vom Leibe, und bindet ihn!" herrschte der unversöhnliche Gebieter den herbeieilenden Jägern zu, Ihr Andern brecht dort Ruthen."

Und alsogleich fielen die Clansleute über Murdoch her, rießen ihm seine Bekleidung bis auf den Eilt vom Leibe, und schnürten ihm mit seinem Gürtel die Hände zusammen.

„Nun geißelt ihn!" befahl Mac-Lean.

„Mac-Lean!" Rief Murdoch in Verzweiflung, „ich beschwöre Dich bei dem Grabhügel Deiner Mutter, gehe nicht zu weit."

„Mein Gatte," flehte Ellen mit hervorbrechenden Thränen. Aber Mac-Lean war für alle Bitten taub, und geboth an seinem Vasallen zu thun wie er befohlen hatte.

Ein Schrei des tiefsten Schmerzes, welcher Alle, nur nicht Mac-Lean erschütterte, entrang sich der Kehle des unglücklichen Bergschotten, als die ersten Ruthenhiebe über seine nackten Schultern hinsausten. Hierauf aber stand er reglos und stumm wie eine Bildsäule, und erlitt die Züchtigung ohne auch nur mit einer Miene, mit einem Laut weiter ein Zeichen seines Schmerzes zu geben.

Schon rieselte das Blut über seinen Rücken hinab, aber noch nicht befriedigt durch die grausame Bestrafung, rief Lean zu seinen Leuten: „Stärker! stärker!"

Und heftiger sausten die Ruthenstreiche, und heißer strömte das Blut des Gepeitschten. Da aber

konnte Ellen, welche sich gleich zu Anfang des grauenvollen Schauspieles mit ihrem Kinde und der Dienerin entfernt hatte, um das Schreckliche nicht zu sehen, nicht länger an sich halten. Von einer inneren, unnennbaren Beklemmung erfaßt, welche ihr beinahe den Athem raubte, eilte sie zu Mac-Lean, warf sich vor ihm nieder, und rief mit ihren Händen seine Knie umschlingend: „Mac-Lean, es ist genug, verzeihe!"

Da gab Mac-Lean, dessen Zorn sich mittlerweile auch gemildert hatte, das Zeichen mit der Züchtigung aufzuhören. Die Krieger befolgten sogleich diesen Befehl, warfen die zerspälten Ruthen weg, und lösten Murdochs Bande.

Mit gesenktem Haupte, das Auge zur Erde geschlagen, näherte sich der mißhandelte Hochländer langsamen Schrittes seinem Herrn, um ihm nach Sitte der Bergschotten knieend für seine Strafe zu danken.

Kaum noch einige Schritte von Mac-Lean entfernt, ersah jedoch der innerlich nur nach Rache lechzende Murdoch seinen Vortheil, sprang mit der jenen Bergbewohnern eigenen Behendigkeit auf Ellen zu, rieß ihr das schlafende Kind aus den Armen und entfloh.

Wie von einem Zauberschlage gelähmt, starrte Alles dem Schrecklichen nach, unvermögend ihn mit etwas Anderem, als mit dem Auge zu verfolgen. Schon aber hatte sich dieser auf eines jener senkrecht empor-

ragenden Basaltstücke geschwungen, sprang mit der Kühnheit eines Wahnsinnigen über einen Raum von dreizehn Fuß auf den höher liegenden Nachbarfels, und schwang sich mit Blitzesschnelle immer höher und höher, bis er den weit in das Meer hineinragenden Gipfel jener Felsenmassen erreicht hatte.

Hier, vor den Pfeilen der Bogenschützen gesichert, stand er stille, und hielt das Kind in die Luft hinaus über das Meer, und rief: — „Mac-Lean, Du hast meine Ehre beschimpft für immer, sieh nun wie sich Murdoch rächt!"

„Halt ein!" rief Mac-Lean, die ohnmächtig hingesunkene Ellen in seinen Armen haltend. „Halte ein! Ich gestehe, daß ich zu weit gegangen, ich will wieder gut machen, was ich an Dir verschuldet, nur gib mir mein Kind zurück."

„Dein Kind?" fragte Murdoch lachend, sich an den fürchterlichen Qualen des Vaterherzens weidend. „Wohl!" rief er nach einer Pause der Überlegung, „Du sollst es wieder bekommen, doch nur unter Einer Bedingung."

„Alles, Alles sei Dir bewilligt was Du begehrst," rief Mac-Lean.

„Wohlan," sprach Murdoch, immer noch das weinende Kind über die Fluten haltend, „so thue genau wie ich Dir sage, sonst fliegt schon in der nächsten Minute das Kind in die Flut."

„Befiehl," stöhnte Lean.

„Entkleide Dich!“

„Wie?“ stammelte der Häuptling todtenbleich.

„Entkleide Dich, sage ich,“ rief der grimmige Schotte, und Mac-Lean ließ seine Gattin in die Hände seines Handmanns gleiten, und rieß den gewürfelten Plaid von der Schulter.

„Jetzt geißelt ihn, wie Ihr mich gegeißelt,“ befahl Murdoch den Lehensleuten.

Alles wich entsetzt zurück, Lean hielt sich nur mühsam an einem Felsen aufrecht.

„Mac-Lean, blicke auf,“ rief Murdoch nach einer kleinen Pause, und erhob das Kind zum fürchterlichen Wurfe.

„Halt, halt!“ schrie Lean in seiner höchsten Angst; „herbei und schlagt mich, wie Ihr ihn geschlagen. Gerne will ich alle Qual, alle Beschimpfung erdulden, um mein Kind zu retten.“

Hohnlächelnd blickte der entsetzliche Schotte nieder, und schien sich an jedem Streiche zu laben, der des Häuptlings Rücken zerfleischte.

Schon rieselte das Blut über denselben, aber Murdoch rief wie früher Mac-Lean: „Stärker, stärker!“

„Stärker!“ stöhnte Lean, seine Peiniger ermahnend.

Und heftiger fielen die Hiebe; endlich erlag der von Todesangst Gefolterte seiner Qual und stürzte zu

oden. Die Lehensleute warfen ihre Marterwerk-
uge weg.

„Nun gib mir mein Kind!“ rief Mac-Lean
it matter Stimme, „und ziehe versöhnt von hinnen.“

„Sieh da,“ antwortete Murdoch, finster und
lz auf den Häuptling hinunter blickend, „nun sind
r Beide beschimpft und ehrlos, ich wie Du, für
le Zeiten. Wer aber ehrloser, ob Murdoch oder
lac-Lean, das wird die Folge lehren. Ich weiß
ich zu rächen, und weiß zu sterben wie ein Gael,
e Du als eine gepeitsche Memme!“

Nach diesen Worten eilte er zum Rande des
lsenvorsprunges, und hob das Kind hoch in die Luft,
schneidender Laut des Entsetzens erscholl aus Aller
und und rieß sogar Ellen aus ihrer Ohnmacht.
ie schlug die Augen auf, aber nur um zu sehen,
e Murdoch sich mit ihrem Kinde von dem Felsen
s Meer hinunterstürzte, das schäumend über seinen
fern zusammenschlug.

Mit einem Schrei, den letzten, den sie ausstieß,
k die unglückliche Mutter in die Arme der Die-
in zurück, wie todt stürzte ihr Gatte an ihrer Seite
: Erde.

Ellen erwachte zu ihrem Glücke nicht wieder
s ihrer Ohnmacht, Mac-Lean aber hatte, als er
eder zu sich kam, seinen Verstand verloren, und
ßte als ein Rasender in Ketten gelegt werden.

„Entkleide Dich!“

„Wie?“ ſtammelte der Häuptling todtenbleich.

„Entkleide Dich, ſage ich,“ rief der grimmige Schotte, und Mac-Lean ließ ſeine Gattin in die Hände ſeines Handmanns gleiten, und rieß den gewürfelten Plaid von der Schulter.

„Jetzt geißelt ihn, wie Ihr mich gegeißelt,“ befahl Murdoch den Lehensleuten.

Alles wich entſetzt zurück, Lean hielt ſich nur mühſam an einem Felſen aufrecht.

„Mac-Lean, blicke auf,“ rief Murdoch nach einer kleinen Pauſe, und erhob das Kind zum fürchterlichen Wurfe.

„Halt, halt!“ ſchrie Lean in ſeiner höchſten Angſt; „herbei und ſchlagt mich, wie Ihr ihn geſchlagen. Gerne will ich alle Qual, alle Beſchimpfung erdulden, um mein Kind zu retten.“

Hohnlächelnd blickte der entſetzliche Schotte nieder, und ſchien ſich an jedem Streiche zu laben, der des Häuptlings Rücken zerfleiſchte.

Schon rieſelte das Blut über denſelben, aber Murdoch rief wie früher Mac-Lean: „Stärker, ſtärker!“

„Stärker!“ ſtöhnte Lean, ſeine Peiniger ermahnend.

Und heftiger fielen die Hiebe; endlich erlag der von Todesangſt Gefolterte ſeiner Qual und ſtürzte zu

Boden. Die Lehensleute warfen ihre Marterwerkzeuge weg.

„Nun gib mir mein Kind!“ rief Mac-Lean mit matter Stimme, „und ziehe versöhnt von hinnen.“

„Sieh da,“ antwortete Murdoch, finster und stolz auf den Häuptling hinunter blickend, „nun sind wir Beide beschimpft und ehrlos, ich wie Du, für alle Zeiten. Wer aber ehrloser, ob Murdoch oder Mac-Lean, das wird die Folge lehren. Ich weiß mich zu rächen, und weiß zu sterben wie ein Gael, lebe Du als eine gepeitsche Memme!“

Nach diesen Worten eilte er zum Rande des Felsenvorsprunges, und hob das Kind hoch in die Luft, ein schneidender Laut des Entsetzens erscholl aus Aller Mund und rieß sogar Ellen aus ihrer Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf, aber nur um zu sehen, wie Murdoch sich mit ihrem Kinde von dem Felsen ins Meer hinunterstürzte, das schäumend über seinen Opfern zusammenschlug.

Mit einem Schrei, den letzten, den sie ausstieß, sank die unglückliche Mutter in die Arme der Dienerin zurück, wie todt stürzte ihr Gatte an ihrer Seite zur Erde.

Ellen erwachte zu ihrem Glücke nicht wieder aus ihrer Ohnmacht, Mac-Lean aber hatte, als er wieder zu sich kam, seinen Verstand verloren, und mußte als ein Rasender in Ketten gelegt werden.

Jener Felsen aber, von welchem sich Murdoch mit dem Kinde in das Meer stürzte, wird noch heut zu Tage, wie uns Reisende berichten, nach jenem fürchterlichen Ereignisse, the Murdochstone of Mull (der Murdochstein auf Mull), genannt.

Die

Granitsäulen auf der Piazetta zu Venedig.

Lombardische Sage.

Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit eh'rnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Colonne.

A. von Platten.

Im Jahre 1192 wurden von Domenico Mi-
ielli zwei wunderbare colossale Säulen von den euga-
schen Hügeln nach Venedig gebracht, welche auf
: Piazetta, oder dem sogenannten Broglio, dem da-
ligen Versammlungsorte des venezianischen Adels,
Trophäen aufgestellt werden sollten.

Diese Säulen waren von orientalischen Granit,
d aus Einem Stücke gehauen, und jede von ihnen
tte nach der Schätzung ein Gewicht von 100,000
nezianischen Pfunden.

Es schien aber, als ob ein eigenes feindliches
eschick über diesen beiden Säulen waltete, denn als
selben ausgeschifft wurden, fiel eine von ihnen in
s Meer und versank im Schlamme, und nachdem
ser Verlust in der Frist von mehreren Jahren
ch eine andere nachgebildete ersetzt wurde, fand sich

in der Furcht eines neuen Unfalles Niemand, der sich herbeiließ die Aufrichtung der ungeheuren Massen zu übernehmen.

Eine geraume Zeit lagen sie bereits auf dem Trachitpflaster der Piazetta von den Neugierigen begafft, und schon begannen die Gondoliere sie zu dem Ziele ihrer Witze und ihrer Spottlieder zu wählen.

Kurz vorher wurde Heinrich Dandolo, der früher bei dem treulosen Manuel den schwierigen Posten eines Botschafters bekleidete und dem dieser, in einem Anfalle von barbarischer Rohheit die Augen ausstechen ließ, trotz seiner Blindheit zum Dogen von Venedig erwählt, da der frühere Doge, Malapiero, seine Würde niedergelegt hatte.

Dandolo, welcher Venedigs Namen zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes erhob, wünschte selbst, daß die Säulen auf dem benannten Platze errichtet würden und berief deßhalb mehrere Kunsterfahrene, aber jeder derselben wußte den Antrag unter irgend einem Vorwande von sich abzulehnen.

Endlich erschien ein Mechanikus, Namens Nicolo Barathiere, vor dem Dogen, welcher diesem versprach, die Errichtung der beiden Säulen über sich zu nehmen.

„Und was begehrt ihr dafür zum Lohne?" befragte ihn der weise Doge.

„Ich wünschte nur die Gewährung einer einzigen Bitte," erwiederte Nicolo.

„Und diese ist?"

„Daß der hochweiſe Senat mir erlaube, ſo lange lebe des Nachts zwiſchen jenen beiden Säulen eine pielbude zu errichten."

„Das ſoll Euch gewährt und ſchriftlich zugeſichert rden, ſobald Ihr das Werk zu Stande gebracht," viederte der Doge und entließ hierauf den beſchei- ien Mechaniker, nachdem er ihm nochmals aufge- then hatte, eheſtens an ſein Werk zu ſchreiten.

Es währte wenige Tage als die ganze Piazetta, ıd der daranſtoßende Markusplatz, mit Menſchen von len Ständen und Claſſen überfüllt war, denn Ba- ıthiere hatte bereits ein Fundament und ein tüch- ies Fußgeſtelle für die Säulen errichtet, und ver- hte es nun, dieſe mittelſt ſtarker Ankerthaue, künſtlich gewendeter Züge und Hebel, zu erheben.

Mit ängſtlicher Beſorgniß und banger Ungeduld hen die Venezianer dem gewagten Unternehmen zu, ; aber endlich der geflügelte Löwe des Markus, ılcher den Gipfel der einen und Sct. Theodoro, r Schutzpatron Dalmatiens, der den Gipfel der dern Säule ſchmückte, ſich immer mehr und mehr die Lüfte erhoben, und endlich, vom hellen Sonnen- ahle umglänzt, von den vollends errichteten Säulen ıf ſie herabblickten, da erhob ſich unter ihnen ein ubelgeſchrei, welches nicht enden wollte.

Der Held des Tages, welchen ſowohl der Nobile s der Barkarole im Munde führte, war der Er- chter der Griechenſäulen, Nicolo Barathiere.

Tags darauf erhielt Nicolo nebſt einer ſchmei- elhaften Dankſagung des Senates, ſeinem Wunſche

gemäß die dokumentirte Bewilligung, eine Spielbude zwischen den beiden Säulen errichten zu dürfen.

Nicht lange, so erblickten die zahlreichen Besucher des Markusplatzes, auch wirklich eine kleine Bude auf der Piazetta, in welcher sich Nicolo Barathiere befand, die Neugierigen zu einem neuen Spiele einladend.

Es war eines jener verderblichen Hazard- oder Glücksspiele, welche sich nach der Hand fast über ganz Europa verbreiteten, und eine nicht zu berechnende Zahl Unglücklicher der Verzweiflung und dem Elende überlieferten.

Der schlaue Nicolo hatte seinen Entzweck vollkommen erreicht, und sah zu seinem nicht geringen Vergnügen, bald die edelsten und reichsten Venezianer sich in seiner Bude versammeln, um ihre Dukati oder Piaster aus ihrer Tasche in die seine wandern zu lassen.

So hatte er es bereits einige Monate getrieben, und sich schon ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt, aber auch alle die Flüche jener Verzweifelnden auf seine Seele geladen, welche der Verlust am grünen Tische zum Selbstmorde oder zu ähnlichen Verbrechen gebracht hatte.

Der weise Dandolo erkannte nun erst, zu seiner tiefen Betrübniß, wie sehr ihn der falsche Nicolo Barathiere, welcher es nur auf Geldgewinn abgesehen hatte, mit seiner Bitte überlistet habe, und welch schlimme Folgen aus der Bewilligung derselben entsprangen, und noch entspringen würden.

Zugleich aber sah er die Unmöglichkeit ein, die
)m einmal ertheilte Erlaubniß, welche er sich als
:hrensold bedungen, zurückzunehmen, und dennoch
urfte er diesen öffentlichen Mißbrauch derselben nicht
inger fortwähren lassen, wollte er nicht die Edelsten
er Venezianer, welche sich mit einer Art leidenschaft-
cher Wuth zu Nicolos Spielen drängten, in ihr
ffenbares Verderben rennen, die größten Häuser
Jenedigs in Bälde zu Grunde gehen lassen.

Schon hatte er im hohen Rathe den Stand der
Sache vorgetragen, und denselben gebeten auf einen
lusweg zu denken, wie ihr zu steuern wäre, ohne
aß die einmal gegebene Zusage von Seite des Senats
ebrochen würde, aber keiner von den Senatoren ver-
iochte ein Mittel, nach dem Wunsche Dandolos,
usfindig zu machen.

In tiefer Betrübniß, über diese fluchwürdige Saat
)es Bösen nachdenkend, saß der augenlose Greis einst
ur Nacht in seinem Gemache im Markuspalaste,
ls ein Senator mit einem Todesurtheile zu ihm
rat, damit er nach herkömmlicher Sitte demselben
as Zeichen seiner Zustimmung aufdrücke.

„Wer ist der Verurtheilte?" fragte der Doge.

„Ein verworfener Nichtswürdiger," erwiederte der Senator, „ein Bandit, welchen die arglistigen Paduaner zu uns gesendet, und der bereits drei Meuchelmorde vollbracht, und zwei Cisternen vergiftet hat."

„Dann ist er reif zum Henkerbeile," sagte Dandolo. „Reicht mir das Urtheil des Senats."

Schon wollte ſich der Abgeſchickte mit demſelben wieder entfernen, als es plötzlich dem Dogen wie ein Blitzſtrahl durch das Gehirn fuhr: „Halt, halt!“ rief er: „die Piazetta iſt gerettet, kein Venezianer wird ſich mehr zu Nicolos Spielen drängen!“

Der Senator blickte verwundert auf den aufgeregten Greis, deſſen ſonſt ſo ernſte Miene eine ungewöhnliche Heiterkeit angenommen hatte, ohne jedoch den Sinn ſeiner Worte zu begreifen, aber dieſer geboth, ſogleich den hohen Rath zu verſammeln, da er demſelben noch etwas mitzutheilen habe, bevor jener Miſſethäter hingerichtet würde.

Der nächſte Morgen vergoldete bereits die Thürme Venedigs mit ſeinem Schimmer, als, zu nicht geringem Erſtaunen der Bewohner dieſer Inſelſtadt, auf der Piazetta zwiſchen den beiden Granitſäulen ſonderbare Vorrichtungen getroffen wurden.

Sie ſahen einen rohen Holzblock hinbringen, und um denſelben von Soldaten einen Kreis ſchließen, worüber ſie ſich nicht genug wundern konnten.

Horch, da wimmerte die Campagna d'agonia auf dem Markusthurme, und es kam eine Abtheilung Sbirren aus dem Staatsgefängniſſe angerückt, in deren Mitte ein Menſch, von wüſtem und verwegenem Ausſehen, mit auf den Rücken gebundenen Händen, einherſchritt, dem der Scharfrichter von Venedig mit Mantel und Schwert folgte.

Jetzt hatte der Zug die Säulen erreicht. Ein Beamter der Signoria verkündete hierauf dem Volke, daß der gegenwärtige Verbrecher, mehrerer Meuchel-

rde und Brunnenvergiftungen wegen vom Senate
m Tode verurtheilt worden, und nach dem hohen
eſchluſſe desſelben, ſeine Strafe auf dem Platze
iſchen den beiden griechiſchen Säulen zu erleiden
be.

Wenige Augenblicke, und das Blut des Banditen
:bte die weißen und ſchwarzen Marmorplatten der
iazetta.

Wie im Fluge verbreitete ſich die Kunde dieſer
ichtung in der Inſelſtadt und war bereits allbe-
nt, als Nicolo des Abends an jener Stelle
eder ſeine Spielbude aufſchlug.

Wie ſehr erſtaunte er aber, als auch nicht ein
iziger Venezianer ſich derſelben näherte. Vergebens
) er die Vorübergehenden mit den lockendſten Worten
i, jeder entfernte ſich von ihm mit Zeichen des
)ſcheues und wollte nichts von ſeinen Spielen wiſſen.

Dandolo hatte Liſt mit Liſt vergolten und ſich
ht verrechnet, als er durch die ſeinige den Ver-
hrungen Nicolos ein Ziel zu ſetzen dachte. Die
telle wurde durch die Hinrichtung des Bravo,
m Geiſte jener Zeit zu Folge für ehrlos gehalten,
id keiner, der ſeine eigene Ehre nicht brandmarken
ollte, durfte ſie betreten.

Noch einige Abende ſchlug Nicolo ſeine Spiel-
de auf, aber immer mit dem gleichen Erfolge.

Voll Grimm auf Dandolo, deſſen Schlauheit
iner ergiebigen Ernte einen Damm für immer ge-
zt hatte, verließ er kurz darauf Venedig, um nach

ähnlichen Umtrieben, sein wüstes Leben in e
Kerker Roms zu beschließen.

Der Platz zwischen den Granitsäulen aber
von dieser Zeit an, die Hinrichtungsstätte der 9
zianer und wurde, als selbst schon Venedig sein
publik untergehen gesehen hatte, nach wie vo
ehrlos gehalten.

Jeder hohe Gast, der nach der Meeresstadt
wurde daher, wenn er auf die Piazetta gela
um die beiden Säulen herumgeführt, jeder
liche Zug umging dieselben, als eine Stelle de
scheu's. —

Anmerkung. Erst im Jahre 1838 erhielt dieser Pl
frühere Unbescholtenheit wieder, da am 5. October
Se. Majestät, Kaiser Ferdinand, von Österreic
seiner Krönung in Mailand zurückkehrend, denselben
um die prachtvolle Beleuchtung, welche Venedig z
grüßung seines hohen Gastes veranstaltet hatte, in
schein zu nehmen.

Frau Holle und ihre Katzen.

Heſſiſche Sage.

Sieh welch ein zierliches Geſchlecht,
Das iſt die Magd, das iſt der Knecht.

Göthe.

Es war ein heißer Sommertag, die Sonne ſendete re glühenden Pfeile ſenkrecht auf die nach Regen lechnde Erde, als fünf wegesmüde Wanderer am Abmge des Meisnerberges ausruhten, welcher ſieben ſtunden von Caſſel, ſein Haupt bei 2184 Fuß über e Meeresfläche erhebt.

Es war ein Landmann aus Reichenbach, mit inem Weibe und ſeinen drei Kindern, einem Mädien von eilf, und zweien Knaben zwiſchen fünf und eben Jahren.

Der Alte hatte Bündel und Stecken hingeworfen nd ſich auf den dürren Grasboden geſtreckt, über elchen eine rieſige Buche, an deren bemooſten Stamm ein Eheweib und die Kinder Platz genommen, ihren ühlenden wohlthätigen Schatten breitete.

„Uf!“ rief Germar, ſo nannte ſich der Alte, ndem er ſich den ſtrömenden Schweiß von der Stirne viſchte, „das iſt ein ſaurer Weg.“

„Ja wohl," fügte sein Weib hinzu, „und doppelt sauer, da das Ziel desselben uns noch unbekannt ist."

„Nah, sorge Dich nicht Gertraud," erwiederte Germar, „hat uns auch der geldgierige, bosshafte Amtmann unverschuldeter Weise von Haus und Hof gejagt, so werden wir doch irgendwo anders eine Zufluchtsstätte finden. Leute, die keine Arbeit scheuen, kriegen überall Brot. Vor allem Andern müssen wir jetzt suchen Haussen zu erreichen."

„Ach und was dann," seufzte Gertraud.

„Was dann? — nun, dann überlassen wir das Andere dem lieben Herrgott und der Frau Holle, die auf dem alten Meisner hausen soll;" fuhr Germar scherzend fort, ohne zu bemerken, daß ihm in diesem Augenblicke ein uraltes verkrümmtes Mütterchen ganz nahe gekommen war.

„Von Frau Holle sprecht Ihr?" fragte dieses; „ei die wird Euch auch nicht viel helfen."

„Meinst Du Alte?" erwiederte Germar.

„Ja wohl," sagte diese, „es gehen wohl viel gute Sagen in Hessen herum von Frau Holle, aber noch viel mehr der schlimmen. Sie soll den Spinnerinen zur nächtlichen Weile das Garn verwirren und den Flachs anzünden."

„Ja" erwiederte Germar, „denen, die lieber faullenzen als spinnen wollen."

„Sie soll den Dirnen die Bettdecke vom Leibe ziehen, und sie nackend auf das Steinpflaster legen."

„Ganz recht," versetzte Germar, „wenn sie nicht früh genug aufstehen mögen zur Arbeit."

„Nehmt Euch in Acht," nahm hierauf die Alte, mit leiserer Stimme das Wort: „Sie soll auch die Kinder in Wechselbälge verwandeln."

„Die Bösen, ja so sagt man, die Frommen aber macht sie zu Glückskindern, darum haben wir nichts von ihr zu fürchten."

„Ihr habt einen festen Glauben auf die Bergfrau," sprach hierauf die Alte, „aber Ihr werdet sehen, daß er an ihr zu Schanden werden wird. Nun meinethalben, thut was Euch beliebt, ich habe es gut mit Euch gemeint und Euch gewarnt."

„Darum danken wir Euch auch für Eure gute Meinung," sagte Germar, „und wollen Euch eine kleine Wegzehrung nicht versagen."

„Aber bedenke doch," rief Gertraud, als sie Germar seinen mageren Geldbeutel aus der Tasche ziehen und denselben öffnen sah.

„Ei, was ist da zu bedenken," entgegnete Germar, „ein Pfennig mehr oder weniger macht uns nicht unglücklich und die Alte scheint, ihrem Äußeren nach, seiner wohl zu bedürfen."

„Ach ja wohl," versetzte das Mütterchen und nahm die dargereichte Münze. „Danke, danke viel tausend Mal für Eure Gabe, möge Euch der Himmel Eure Mildthätigkeit belohnen." Nach diesen Worten knixte und nickte sie noch mehrere Male mit freundlich grinsendem Gesichte, und verschwand sodann hinter dem Gebüsche.

„Und nun laßt uns unsere Wanderung wieder fortsetzen," sagte Germar, „wir haben jetzt ausgeruht genug, und noch einen hübschen Weg bis nach Haussen zu machen."

Auf diese Ermahnung erhob sich die ganze Familie, und setzte ihren Weg durch das wilde und unwegsame Gebirge fort.

Die düsteren Schatten, welche das Zweiggeflechte über ihren Häuptern verbreitete, bot ihnen eine angenehme Erquickung, nur bereute Germar die alte Bettlerin nicht um den nächsten Weg nach Haussen befragt zu haben, da es aber nicht geschehen war, so setzten sie ihre Pilgerfahrt auf das gerade Wohl fort.

Sie mochten bereits mehrere Stunden durch die Wildniß gewandert sein, als Germar bemerkte, daß sie wirklich irre gegangen, und darüber nicht wenig bekümmert wurde. Er nahm die beiden Knaben auf die Arme und ermahnte sein Weib und sein Töchterlein, rüstiger vorwärts zu schreiten.

Aber immer dichter und dichter wurde die Waldwüste um sie her, und immer dunkler und dunkler die Schatten der Bäume, deren Blätter im frischen Abendwinde zu rauschen begannen.

Ach da entschwand Germar alle Hoffnung und schon gedachte er, die Nacht mit den Seinen im Walde zubringen zu müssen.

Plötzlich aber rauschte es im Gebüsche, und zwei leuchtende Augen funkelten auf Germar aus dem Dunkel.

Es waren die Augen einer ſchwarzen Katze, lche ſich gleich darauf zu ihm geſellte.

„Ei ſieh doch das hübſche Thier —“ ſagte Ger- r, „wie mag ſich nur die Katze in den Wald her verloren haben?“

„Wenn es nur auch eine wirkliche Katze iſt,“ inte Gertraud, „und nicht —“

„Und nicht eine Waldhexe,“ ergänzte ihr Mann, laß Dir doch ſo etwas nicht träumen. Sieh nur, e ſie ihr ſeidenes Hälschen an meinem Fuße reibt, d ſo zutraulich ſchnurrt und kollert. Gewiß iſt hier end eine Hütte in der Nähe, wohin ſie gehört.“

„Ach, wenn es doch ſo wäre,“ ſprach Gertraud, h kann faſt nicht mehr weiter.“

„Und ich auch nicht,“ ſecundirte ihr weinendes chterlein.

Aber ſchon lief die Katze vor den Verirrten her, ſich nach ihnen um, kehrte ſodann zurück, als llte ſie die Zögernden ermahnen ihr zu folgen, d lief wieder voraus.

Germar und ſeine Familie hatten keine andere ahl, als ihrer ſeltſamen Leiterin zu folgen.

Sie mochten aber kaum noch einige hundert chritte fortgegangen ſein, als Germar laut auf- belte, denn aus dem finſteren Gebüſche ſchimmerte m plötzlich das Licht eines Fenſters entgegen.

„Die Katze hat uns nicht angeführt,“ rief Ger- ar freudig aus. „Hier iſt eine Wohnung, hier nden wir auch Aufnahme; laßt uns nur ſchnell darauf ſteuern.“

Bald hatten sie das einsame Häuschen erreicht, auf welches die schwarze Katze sogleich losſprang, und heftig zu ſchreien und zu miauen begann.

Die Thüre that ſich auf, und eine junge bildſchöne Frau mit bleichem Antlitze ſtand vor ihnen, eine Ampel in der Hand.

„Ihr habt Euch gewiß im Walde verirrt," redete dieſe die Wanderer mit wohltönender Stimme an. „Nun tretet nur herein, Ihr ſollt hier Nachtimbiß und Unterkunft finden."

Mit vielen Dankſagungen folgte Germar mit den Seinen dieſer Einladung, und trat in die geräumige Wohnſtube, welche einfach, aber höchſt zweckmäßig eingerichtet war. Nur konnten ſie ſich nicht genug über die vielen Katzen und Kätzchen wundern, von denen die Hausbeſitzerin eine ganz beſondere Freundin zu ſein ſchien, denn überall ſprangen und kletterten dieſe muthwilligen Thiere umher und trieben ſich ſpielend und balgend durch die Stube.

Die wackere Hausfrau aber war indeſſen nicht müßig geblieben, und hatte bereits auf dem Herde ein luſtiges Feuer angefacht, auch zwei große Bahren mit ſaurer Milch und Butter, und fettaugigem Käſe herbeigebracht, welches ſie alles ihren Gäſten nebſt dem Hirſebrei, den ſie ihnen ſelbſt bereitete, zum Nachtmahle vorſetzte.

Germar und die Seinen ließen ſich's auf das Beſte ſchmecken, und hatten ſich lange nicht ſo fröhlich und wohlgemuth gefühlt als jetzt, unter dem Dache ihrer gaſtlichen Wirthin.

Als sie ihr Nachtmahl verzehrt hatten, führte sie
e Frau in eine kleinere Stube, in welcher fünf rein-
he Schlafstellen, als wie eigens für sie bestellt, be-
it standen, und ermahnte sie nun, ihrer Ruhe zu pflegen.

Die überglücklichen Wanderer dankten noch viel-
hls ihrer Wohlthäterin und überließen sich bald einem
hlthuenden Schlummer.

Die Morgensonne strahlte bereits zum Fenster ihres
emaches hinein, als sie sich ihren Pfühlen entwanden,
n ihre Wanderung wieder fortzusetzen, aber schon auch
hte die freundliche Wirthin mit dem Morgenbrote.

Als sie dieses zu sich genommen, und sie den Kin-
n noch die Säcke mit rothwangigten Äpfeln voll-
stopft hatte, fragte sie Germar: „Nun sagt mir wo-
n Ihr zu wandern gesonnen seid, damit ich Euch Aus-
nft ertheile, und Ihr Euch nicht wieder verirret in
m großen Walde, denn nicht überall dürftet Ihr eine
eiche Aufnahme finden wie heute Nacht."

„Wir wollen nach Haussen," sagte Germar,
n der Hoffnung, dort Unterkunft und Arbeit zu finden."

„Da habt Ihr noch einen weiten Weg zu machen,"
wiederte die Frau, und es wird am besten sein, wenn
Euch einen Wegweiser mitgebe," Nach diesen Wor-
n schellte sie mit einer Glocke, und rief in die Küche
naus: „Kiezchen, Miezchen, Kiezchen, schnell herein!"
d alsobald erschien eine roth und schwarz getigerte
tze unter der Thür.

„Geh sogleich mit diesen Leuten," sprach sie zu der
tze, welche ihre Herrin mit klugen Augen anblickte,
nd führe sie den nächsten Weg nach Haussen." —„Folgt

nur der Katze," fuhr sie zu Germar gewendet fort, „sie wird euch schon den rechten Weg geleiten. Auch könnt Ihr sie als ein Angedenken an mich behalten. Ihr seht, ich habe der Katzen genug, welche mir die häßlichen Mäuse vertreiben, von denen dieser Berg seinen Nahmen erhielt."

„Ach wie können wir Euch für alles danken, was Ihr" — sagte Germar.

„Spart Euren Dank," erwiederte die Frau, „es freut mich, gute Menschen unterstützen zu können. Doch lebet wohl; meine vierbeinigen Hausgenossen und Genossinnen haben heute ihr Morgenbrot noch nicht erhalten, und rufen schon darnach;" und wirklich erhob sich auch ein lautes Katzengeschrei und Geschnurre in der Nebenstube, in welche sich die Hausfrau eiligst verfügte.

Germar und die Seinen verließen hierauf das Haus, und folgten der Tigerkatze, welche schon eine kleine Strecke vorausgegangen war, und sich nach ihnen umsah.

Lustig lief nun das leichte Thier vor ihnen her, und ergötzte durch hundert possierliche Kreuz- und Quersprünge Germar's Kinder, die mit ihrem neuen Gesellschafter bald gute Kameradschaft gemacht hatten, über die Maßen, so daß sie einmal über das andere Mal laut auflachten.

So mochten sie bereits mehrere Stunden fortgewandert sein, als die Katze mit einem Male müde zu werden schien, und langsamer vor ihnen herging. Ja als sie in die Gegend des Haselbaches gekommen, ward sie so

ganz und gar ermattet, daß sie sich die Querre hin über den Weg legte, und wie leblos liegen blieb.

Die Kinder fingen laut zu weinen an, da sie meinten, das liebe Thier wolle sterben, selbst Germar, der um die Katze besorgt wurde, trat zu ihr und wollte sie eine Strecke tragen, aber er fand sie so schwer, daß er sie kaum erheben konnte.

Als er sie aber kräftiger erfaßte, sah er, daß die Katze steif und todt, ja nach näherer Besichtigung fand er sogar, daß es nicht einmal eine wirkliche Katze, sondern ein getrockneter Katzenbalg sei, der an Hals und Bauch mit Nesteln und Riemen zusammengebunden war.

Voll Erstaunen über diese seltsame Entdeckung, löste Germar die Nesteln und — o Himmel, der ganze Katzenbalg war mit eitel Gold und Silber vollgefüllt.

Da sank Germar und sein Weib auf die Knie nieder, und beide dankten mit Thränen im Auge ihrer großmüthigen Wohlthäterin, in welcher sie jetzt nur zu gut die Bergfrau vom Meisner, die berühmte Frau Holle erkannten, welche sie wohl früher in der Gestalt des alten Mütterchens auf die Probe gestellt haben mochte.

Als aber ihr erster Freudenrausch verflogen war, verschlossen sie das Geschenk ihrer Wohlthäterin wieder in den Katzenbalg, und eilten fröhlichen Herzens und Gemüthes nach Haussen, von dessen Kirchthurmsspitze ihnen der Hahn wie ein Glück verheißender Prophet über die Baumwipfel entgegenblitzte.

nur der Katze," fuhr sie zu Germar gewendet fort, „sie wird euch schon den rechten Weg geleiten. Auch könnt Ihr sie als ein Angedenken an mich behalten. Ihr seht, ich habe der Katzen genug, welche mir die häßlichen Mäuse vertreiben, von denen dieser Berg seinen Nahmen erhielt."

„Ach wie können wir Euch für alles danken, was Ihr" — sagte Germar.

„Spart Euren Dank," erwiederte die Frau, „es freut mich, gute Menschen unterstützen zu können. Doch lebet wohl; meine vierbeinigen Hausgenossen und Genossinnen haben heute ihr Morgenbrot noch nicht erhalten, und rufen schon darnach;" und wirklich erhob sich auch ein lautes Katzengeschrei und Geschnurre in der Nebenstube, in welche sich die Hausfrau eiligst verfügte.

Germar und die Seinen verließen hierauf das Haus, und folgten der Tigerkatze, welche schon eine kleine Strecke vorausgegangen war, und sich nach ihnen umsah.

Lustig lief nun das leichte Thier vor ihnen her, und ergötzte durch hundert possierliche Kreuz- und Quersprünge Germar's Kinder, die mit ihrem neuen Gesellschafter bald gute Kameradschaft gemacht hatten, über die Maßen, so daß sie einmal über das andere Mal laut auflachten.

So mochten sie bereits mehrere Stunden fortgewandert sein, als die Katze mit einem Male müde zu werden schien, und langsamer vor ihnen herging. Ja als sie in die Gegend des Haselbaches gekommen, ward sie so

ganz und gar ermattet, daß sie sich die Querre hin über den Weg legte, und wie leblos liegen blieb.

Die Kinder fingen laut zu weinen an, da sie meinten, das liebe Thier wolle sterben, selbst Germar, der um die Katze besorgt wurde, trat zu ihr und wollte sie eine Strecke tragen, aber er fand sie so schwer, daß er sie kaum erheben konnte.

Als er sie aber kräftiger erfaßte, sah er, daß die Katze steif und todt, ja nach näherer Besichtigung fand er sogar, daß es nicht einmal eine wirkliche Katze, sondern ein getrockneter Katzenbalg-sei, der an Hals und Bauch mit Nesteln und Riemen zusammengebunden war.

Voll Erstaunen über diese seltsame Entdeckung, löste Germar die Nesteln und — o Himmel, der ganze Katzenbalg war mit eitel Gold und Silber vollgefüllt.

Da sank Germar und sein Weib auf die Knie nieder, und beide dankten mit Thränen im Auge ihrer großmüthigen Wohlthäterin, in welcher sie jetzt nur zu gut die Bergfrau vom Meisner, die berühmte Frau Holle erkannten, welche sie wohl früher in der Gestalt des alten Mütterchens auf die Probe gestellt haben mochte.

Als aber ihr erster Freudenrausch verflogen war, verschlossen sie das Geschenk ihrer Wohlthäterin wieder in den Katzenbalg, und eilten fröhlichen Herzens und Gemüthes nach Haussen, von dessen Kirchthurmsspitze ihnen der Hahn wie ein Glück verheißender Prophet über die Baumwipfel entgegenblitzte.

Nach wenigen Tagen schon kaufte Germar in Hauffen ein reinliches freundlichgelegenes Bauerngehöfte sammt Ackerland an sich, und lebte in diesem mit den Seinen noch lange ein ruhiges und zufriedenes Leben, als dessen Stifterin noch Germars Enkel die wohlthätige Frau Holle mit gerührtem Herzen verehrten.

Die Banditenfamilie *).

Neapolitaniſche Sage.

Jetzt blitzen die Gewehre ihm entgegen,
Er ſiehts, und wendet ſich zur raſchen Flucht;
Doch ſie verfolgen ihn auf ſeinen Wegen.

Dreyer Manfred

nige Miglien von Neapel gelangt man zu einem igel, der mäßig erhöht, aber dicht mit Strauch- d Buchholz überwachſen iſt, welches ihm von ferne i Anſehen eines Waldes verleiht.

Beinahe im Mittelpunkte dieſes Hügels befindet eine ſehr tiefe und geräumige Höhle, deren Aus- ig vom Geſträuche verdeckt, kaum ſo breit iſt, daß Menſch durchzukommen vermag.

Dieſe Höhle war der Zufluchtsort einer berüch- en Bande von Banditen, welche das Land umher nruhigte, die Reiſenden ermordete, die reichen eien zerſtörte, und oftmals den Gensdarmes Trotz , und von welcher ſich die Neapolitaner des Abends Feuer ſchaudervolle Geſchichten erzählten.

Alle Dinge haben jedoch ihr Schickſal, und ſo ɔte auch dieſer Bande das Unglück.

) Nach dem Franzöſiſchen.

Einige, müde der Gefahren und Beschwerden, welche sie bestanden hatten, verließen ihr Handwerk; Andere wurden eingezogen, kurz, drei Jahre darnach bleibt ein einziger Mann von dieser blühenden Truppe übrig, und sah sich als Eigenthümer der Höhle, deren Geheimniß ihm seine Kameraden todt oder lebend, stets getreu bewahrt hatten.

Dieser Mann nannte sich Tinte-Moro. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte pechschwarzes Haar, ein sehr bleiches Antlitz, Kühnheit ohne Gleichen und Italiens Leidenschaften.

Wunderliche Sagen ertönten über seinen Charakter, sein erstes Auftreten, sagte man, war fürchterlich; schon mit fünfzehn Jahren sollte er, wegen eines bei seiner Geliebten gefundenen Männerschuhes, dieser einen Dolch in die Brust gestoßen haben.

Als Tinte-Moro sich ohne Kameraden sah, langweilte ihn das Morden, und zufrieden mit den Gütern, welche er oder die Seinigen erworben hatten, fing er an ein stilles Leben in der Höhle zu führen, welche er mit seinem Weibe Aiseffa und ihren beiden Kindern Theodoro und Gamba, das Eine noch im zarten Alter, das Andere ein Säugling, bewohnte.

Diese Unthätigkeit währte einige Monate, und die Regierung fing an, ihn zu vergessen. Eines Tages als es ihm an Pulver mangelte, verließ er mit Aiseffa spät des Morgens seine Höhle, die Flinte mit doppeltem Laufe auf dem Rücken, und ging so quer durch das Gehölze.

Als er am Saume desselben angelangt war,

chte er zur größeren Sicherheit Halt, schickte sein eib nach der Stadt, um das Mangelnde zu holen, d versprach ihr, sie hier zu erwarten.

Er harrte auch auf sie mehrere Stunden, doch emand kam. Ungeduld bemächtigte sich seiner, als auf der Straße eine Staubwolke erblickte, und en Augenblick darnach eine Schaar Bewaffneter unter- iden konnte, welche ihre Richtung nach dem Gehölze hmen.

Gut, sagte Tinte-Moro, indem er seinen rabiner von der Schulter nahm, wir wollen uns terhalten.

Die Gensdarmes näherten sich, und als sie auf die orderliche Entfernung gekommen waren, streckten ein ar Schüsse, welche aus dem Holze kamen, zwei der steren zu Boden.

Tinte-Moro aber wurde nachdrücklicher ver- gt, als er erwartet hatte.

Genöthigt, sich gleich einem Fuchse durch die ebüsche zu drängen, stets die Verfolger auf der rse, welche ihre Kameraden zu rächen schwuren, aufhörlich Fuß und Athem anhaltend, und die Blät- verfluchend, welche unter seinem Gewichte rauschten, leppte er sich von Busch zu Busch.

Oftmals vernahm er wie die Gensdarmes im Laufe Äste zerbrachen, die ihn verborgen hielten, häufig blickte er ihre rothen Kleider wenige Schritte von h; kurz nach dreistündiger Angst gelangte er zu seiner öhle, in welcher angelangt, er höchstens auf Minu- n vor seinen Feinden Vorsprung hatte.

Er ſetzte ſich außer Athem, und den Kopf von der Sonnenhitze, ſo wie von Geſchrei und Drohungen betäubt und brennend.

Bald erſchollen die Schritte der Gensdarmes um die Höhle, und über derſelben; jeder Tritt, jeder Ruf ward wiederholt und vervielfältigt, in der ſchallenden Leere des Raumes. Sie entfernten ſich für Augenblicke, und kehrten dann zurück, weil ſie die Spur verloren hatten.

Unterdeſſen begann der kleine Gamba, welcher ſeit zwölf Stunden nicht geſtillt worden war, heftig zu ſchreien, und Tinte-Moro hörte die Tritte von Nahenden.

„Verdammt!“ ruft er, den Todesſchweiß auf der Stirne. „Der Wurm wird mich verrathen! — Man kommt immer näher.“

Der Wilde ergreift Gamba konvulſiviſch. — Schon krachen die Zweige, welche den Eingang verbergen, und das Kind ſchreit noch heftiger. „Fahr' zur Hölle!“ knirſcht der Brigand, und mit einer Bewegung, ſchneller als der Blitz, ſchleuderte er Gamba gegen den Felſen. Noch zuckt die Leiche, als Jemand haſtig in die Höhle trat — es war die Mutter.

Sie hatte das Gehölze voll Sbirren gefunden, und ſich lange verborgen halten müſſen. Noch hatte ſie Zeit Gambas letzten Schrei zu vernehmen.

Als ſie hineintrat, war es geſchehen. Ihr Mann betrachtete ſie mit blöden, wilden Blicken. Er verſtand ſie und ſchwieg. — —

„Himmel! Sprichst Du die Wahrheit? Wie, inte-Moro das Ungeheuer, welches uns erst stern zwei Gensdarmes getödtet hat, Du vermöchtest n uns auszuliefern?" sagte am Morgen des nächsten ges eine Magistratsperson von Neapel mit vor eude glänzenden Augen, zu einem bleichen, höchst nselig gekleideten Weibe.

„Ja, wofern sich die Gensdarmes nur beeilen, zwei Stunden ist Tinte-Moro in Eurer Ge-ilt."

„Wo hält er sich verborgen?"

„In einer Felsenhöhle, wenige Miglien von hier."

„Wird er Widerstand leisten?"

„Vor der Hand nicht. Ich habe ihn mit Mal-sier berauscht, er schläft."

„Ei, und wer bist denn Du?"

„Ich bin sein Weib; kommt, kommt!" —

Sie zog die Soldaten mit sich fort.

In der Höhle angelangt, fanden sie die Leiche ambas, und zur Seite den Banditen eingeschlafen. inte-Moro öffnete die Augen; blickte auf sein Weib und die Soldaten, und ließ sich ergreifen und seln, ohne ein Wort zu sprechen.

Sechs Tage darauf ward er in Neapel hinge-htet.

Das Weib des Banditen war verschwunden, und e Ungewißheit ihres Schicksals beschäftigte einige Zeit e Neugierde der neapolitanischen Müssiggänger.

Bald darauf erfuhr man, daß zwölf oder fünf-n Miglien von der Stadt, die Landleute ein Weib

Bald hatten sie das einsame Häuschen erreicht, auf welches die schwarze Katze sogleich losſprang, und heftig zu schreien und zu miauen begann.

Die Thüre that sich auf, und eine junge bildschöne Frau mit bleichem Antlitze stand vor ihnen, eine Ampel in der Hand.

„Ihr habt Euch gewiß im Walde verirrt," redete diese die Wanderer mit wohltönender Stimme an. „Nun tretet nur herein, Ihr sollt hier Nachtimbiß und Unterkunft finden."

Mit vielen Dankſagungen folgte Germar mit den Seinen dieſer Einladung, und trat in die geräumige Wohnstube, welche einfach, aber höchſt zweckmäßig eingerichtet war. Nur konnten sie sich nicht genug über die vielen Katzen und Kätzchen wundern, von denen die Hausbeſitzerin eine ganz beſondere Freundin zu ſein ſchien, denn überall ſprangen und kletterten dieſe muthwilligen Thiere umher und trieben sich ſpielend und balgend durch die Stube.

Die wackere Hausfrau aber war indeſſen nicht müßig geblieben, und hatte bereits auf dem Herde ein luſtiges Feuer angefacht, auch zwei große Bahren mit ſaurer Milch und Butter, und fettaugigem Käſe herbeigebracht, welches ſie alles ihren Gäſten nebſt dem Hirſebrei, den ſie ihnen ſelbſt bereitete, zum Nachtmahle vorſetzte.

Germar und die Seinen ließen sich's auf das Beſte ſchmecken, und hatten sich lange nicht ſo fröhlich und wohlgemuth gefühlt als jetzt, unter dem Dache ihrer gaſtlichen Wirthin.

Als sie ihr Nachtmahl verzehrt hatten, führte sie die Frau in eine kleinere Stube, in welcher fünf reinliche Schlafstellen, als wie eigens für sie bestellt, bereit standen, und ermahnte sie nun, ihrer Ruhe zu pflegen.

Die überglücklichen Wanderer dankten noch vielmahls ihrer Wohlthäterin und überließen sich bald einem wohlthuenden Schlummer.

Die Morgensonne strahlte bereits zum Fenster ihres Gemaches hinein, als sie sich ihren Pfühlen entwanden, um ihre Wanderung wieder fortzusetzen, aber schon auch nahte die freundliche Wirthin mit dem Morgenbrote.

Als sie dieses zu sich genommen, und sie den Kindern noch die Säcke mit rothwangigten Äpfeln vollgestopft hatte, fragte sie Germar: „Nun sagt mir wohin Ihr zu wandern gesonnen seid, damit ich Euch Auskunft ertheile, und Ihr Euch nicht wieder verirret in dem großen Walde, denn nicht überall dürftet Ihr eine gleiche Aufnahme finden wie heute Nacht."

„Wir wollen nach Hauffen," sagte Germar, „in der Hoffnung, dort Unterkunft und Arbeit zu finden."

„Da habt Ihr noch einen weiten Weg zu machen," erwiederte die Frau, und es wird am besten sein, wenn ich Euch einen Wegweiser mitgebe." Nach diesen Worten schellte sie mit einer Glocke, und rief in die Küche hinaus: „Kiezchen, Miezchen, Kiezchen, schnell herein!" und alsobald erschien eine roth und schwarz getigerte Katze unter der Thür.

„Geh sogleich mit diesen Leuten," sprach sie zu der Katze, welche ihre Herrin mit klugen Augen anblickte, „und führe sie den nächsten Weg nach Hauffen." —„Folgt

nur der Katze," fuhr sie zu Germar gewendet fort, „sie wird euch schon den rechten Weg geleiten. Auch könnt Ihr sie als ein Angedenken an mich behalten. Ihr seht, ich habe der Katzen genug, welche mir die häßlichen Mäuse vertreiben, von denen dieser Berg seinen Nahmen erhielt."

„Ach wie können wir Euch für alles danken, was Ihr" — sagte Germar.

„Spart Euren Dank," erwiederte die Frau, „es freut mich, gute Menschen unterstützen zu können. Doch lebet wohl; meine vierbeinigen Hausgenossen und Genossinnen haben heute ihr Morgenbrot noch nicht erhalten, und rufen schon darnach;" und wirklich erhob sich auch ein lautes Katzengeschrei und Geschnurre in der Nebenstube, in welche sich die Hausfrau eiligst verfügte.

Germar und die Seinen verließen hierauf das Haus, und folgten der Tigerkatze, welche schon eine kleine Strecke vorausgegangen war, und sich nach ihnen umsah.

Lustig lief nun das leichte Thier vor ihnen her, und ergötzte durch hundert possierliche Kreuz- und Quersprünge Germar's Kinder, die mit ihrem neuen Gesellschafter bald gute Kameradschaft gemacht hatten, über die Maßen, so daß sie einmal über das andere Mal laut auflachten.

So mochten sie bereits mehrere Stunden fortgewandert sein, als die Katze mit einem Male müde zu werden schien, und langsamer vor ihnen herging. Ja als sie in die Gegend des Haselbaches gekommen, ward sie so

ınz und gar ermattet, daß ſie ſich die Querre hin über
n Weg legte, und wie leblos liegen blieb.

Die Kinder fingen laut zu weinen an, da ſie mein-
n, das liebe Thier wolle ſterben, ſelbſt Germar,
r um die Katze beſorgt wurde, trat zu ihr und wollte
: eine Strecke tragen, aber er fand ſie ſo ſchwer, daß
ſie kaum erheben konnte.

Als er ſie aber kräftiger erfaßte, ſah er, daß die Katze
ţif und todt, ja nach näherer Beſichtigung fand er ſo-
ır, daß es nicht einmal eine wirkliche Katze, ſondern
ı getrockneter Katzenbalg–ſei, der an Hals und Bauch
it Neſteln und Riemen zuſammengebunden war.

Voll Erſtaunen über dieſe ſeltſame Entdeckung,
ſte Germar die Neſteln und — o Himmel, der
ınze Katzenbalg war mit eitel Gold und Silber voll-
füllt.

Da ſank Germar und ſein Weib auf die Knie
ieder, und beide dankten mit Thränen im Auge ihrer
:oßmüthigen Wohlthäterin, in welcher ſie jetzt nur zu
ıt die Bergfrau vom Meisner, die berühmte Frau
olle erkannten, welche ſie wohl früher in der Ge-
ılt des alten Mütterchens auf die Probe geſtellt
ıben mochte.

Als aber ihr erſter Freudenrauſch verflogen war,
rſchloſſen ſie das Geſchenk ihrer Wohlthäterin wieder
den Katzenbalg, und eilten fröhlichen Herzens und
emüthes nach Hauſſen, von deſſen Kirchthurmsſpitze
nen der Hahn wie ein Glück verheißender Prophet
)er die Baumwipfel entgegenblitzte.

Nach wenigen Tagen ſchon kaufte Germar in Hauſſen ein reinliches freundlichgelegenes Bauerngehöfte ſammt Ackerland an ſich, und lebte in dieſem mit den Seinen noch lange ein ruhiges und zufriedenes Leben, als deſſen Stifterin noch Germars Enkel die wohlthätige Frau Holle mit gerührtem Herzen verehrten.

Die Banditenfamilie *).

Neapolitanische Sage.

Jetzt blitzen die Gewehre ihm entgegen,
Er sieht's, und wendet sich zur raschen Flucht;
Doch sie verfolgen ihn auf seinen Wegen.

Dreyler Manfred

Einige Miglien von Neapel gelangt man zu einem Hügel, der mäßig erhöht, aber dicht mit Strauch- und Buchholz überwachsen ist, welches ihm von ferne das Ansehen eines Waldes verleiht.

Beinahe im Mittelpunkte dieses Hügels befindet sich eine sehr tiefe und geräumige Höhle, deren Ausgang vom Gesträuche verdeckt, kaum so breit ist, daß ein Mensch durchzukommen vermag.

Diese Höhle war der Zufluchtsort einer berüchtigten Bande von Banditen, welche das Land umher beunruhigte, die Reisenden ermordete, die reichen Abteien zerstörte, und oftmals den Gensdarmes Trotz bot, und von welcher sich die Neapolitaner des Abends am Feuer schaudervolle Geschichten erzählten.

Alle Dinge haben jedoch ihr Schicksal, und so nahte auch dieser Bande das Unglück.

*) Nach dem Französischen.

Einige, müde der Gefahren und Beschwerden, welche sie bestanden hatten, verließen ihr Handwerk; Andere wurden eingezogen, kurz, drei Jahre darnach bleibt ein einziger Mann von dieser blühenden Truppe übrig, und sah sich als Eigenthümer der Höhle, deren Geheimniß ihm seine Kameraden todt oder lebend, stets getreu bewahrt hatten.

Dieser Mann nannte sich Tinte-Moro. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte pechschwarzes Haar, ein sehr bleiches Antlitz, Kühnheit ohne Gleichen und Italiens Leidenschaften.

Wunderliche Sagen ertönten über seinen Charakter, sein erstes Auftreten, sagte man, war fürchterlich; schon mit fünfzehn Jahren sollte er, wegen eines bei seiner Geliebten gefundenen Männerschuhes, dieser einen Dolch in die Brust gestoßen haben.

Als Tinte-Moro sich ohne Kameraden sah, langweilte ihn das Morden, und zufrieden mit den Gütern, welche er oder die Seinigen erworben hatten, fing er an ein stilles Leben in der Höhle zu führen, welche er mit seinem Weibe Aiseffa und ihren beiden Kindern Theodoro und Gamba, das Eine noch im zarten Alter, das Andere ein Säugling, bewohnte.

Diese Unthätigkeit währte einige Monate, und die Regierung fing an, ihn zu vergessen. Eines Tages als es ihm an Pulver mangelte, verließ er mit Aiseffa spät des Morgens seine Höhle, die Flinte mit doppeltem Laufe auf dem Rücken, und ging so quer durch das Gehölze.

Als er am Saume desselben angelangt war,

machte er zur größeren Sicherheit Halt, schickte sein Weib nach der Stadt, um das Mangelnde zu holen, und versprach ihr, sie hier zu erwarten.

Er harrte auch auf sie mehrere Stunden, doch Niemand kam. Ungeduld bemächtigte sich seiner, als er auf der Straße eine Staubwolke erblickte, und einen Augenblick darnach eine Schaar Bewaffneter unterscheiden konnte, welche ihre Richtung nach dem Gehölze nahmen.

Gut, sagte Tinte-Moro, indem er seinen Karabiner von der Schulter nahm, wir wollen uns unterhalten.

Die Gensdarmes näherten sich, und als sie auf die erforderliche Entfernung gekommen waren, streckten ein paar Schüsse, welche aus dem Holze kamen, zwei der Ersteren zu Boden.

Tinte-Moro aber wurde nachdrücklicher verfolgt, als er erwartet hatte.

Genöthigt, sich gleich einem Fuchse durch die Gebüsche zu drängen, stets die Verfolger auf der Ferse, welche ihre Kameraden zu rächen schwuren, unaufhörlich Fuß und Athem anhaltend, und die Blätter verfluchend, welche unter seinem Gewichte rauschten, schleppte er sich von Busch zu Busch.

Oftmals vernahm er wie die Gensdarmes im Laufe die Äste zerbrachen, die ihn verborgen hielten, häufig erblickte er ihre rothen Kleider wenige Schritte von sich; kurz nach dreistündiger Angst gelangte er zu seiner Höhle, in welcher angelangt, er höchstens auf Minuten vor seinen Feinden Vorsprung hatte.

Er ſetzte ſich außer Athem, und den Kopf von der Sonnenhitze, ſo wie von Geſchrei und Drohungen betäubt und brennend.

Bald erſchollen die Schritte der Gensdarmes um die Höhle, und über derſelben; jeder Tritt, jeder Ruf ward wiederholt und vervielfältigt, in der ſchallenden Leere des Raumes. Sie entfernten ſich für Augenblicke, und kehrten dann zurück, weil ſie die Spur verloren hatten.

Unterdeſſen begann der kleine Gamba, welcher ſeit zwölf Stunden nicht geſtillt worden war, heftig zu ſchreien, und Tinte-Moro hörte die Tritte von Nahenden.

„Verdammt!“ ruft er, den Todesſchweiß auf der Stirne. „Der Wurm wird mich verrathen! — Man kommt immer näher.“

Der Wilde ergreift Gamba konvulſiviſch. — Schon krachen die Zweige, welche den Eingang verbergen, und das Kind ſchreit noch heftiger. „Fahr' zur Hölle!“ knirſcht der Brigand, und mit einer Bewegung, ſchneller als der Blitz, ſchleuderte er Gamba gegen den Felſen. Noch zuckt die Leiche, als Jemand haſtig in die Höhle trat — es war die Mutter.

Sie hatte das Gehölze voll Sbirren gefunden, und ſich lange verborgen halten müſſen. Noch hatte ſie Zeit Gambas letzten Schrei zu vernehmen.

Als ſie hineintrat, war es geſchehen. Ihr Mann betrachtete ſie mit blöden, wilden Blicken. Er verſtand ſie und ſchwieg. — —

„Himmel! Sprichſt Du die Wahrheit? Wie, inte=Moro das Ungeheuer, welches uns erſt ſtern zwei Gensdarmes getödtet hat, Du vermöchteſt n uns auszuliefern?“ ſagte am Morgen des nächſten ages eine Magiſtratsperſon von Neapel mit ver :eude glänzenden Augen, zu einem bleichen, höchſt mſelig gekleideten Weibe.

„Ja, wofern ſich die Gensdarmes nur beeilen, zwei Stunden iſt Tinte=Moro in Eurer Ge= ılt.“

„Wo hält er ſich verborgen?“

„In einer Felſenhöhle, wenige Miglien von hier.“

„Wird er Widerſtand leiſten?“

„Vor der Hand nicht. Ich habe ihn mit Mal= ſier berauſcht, er ſchläft.“

„Ei, und wer biſt denn Du?“

„Ich bin ſein Weib; kommt, kommt!“ —

Sie zog die Soldaten mit ſich fort.

In der Höhle angelangt, fanden ſie die Leiche a m b a s, und zur Seite den Banditen eingeſchlafen. inte=Moro öffnete die Augen; blickte auf ſein ;eib und die Soldaten, und ließ ſich ergreifen und ſeln, ohne ein Wort zu ſprechen.

Sechs Tage darauf ward er in Neapel hinge= ;tet.

Das Weib des Banditen war verſchwunden, und : Ungewißheit ihres Schickſals beſchäftigte einige Zeit : Neugierde der neapolitaniſchen Müſſiggänger.

Bald darauf erfuhr man, daß zwölf oder fünf= n Miglien von der Stadt, die Landleute ein Weib

von hohem Wuchſe, begleitet von einem kleinen Kin umherirren geſehen haben.

Sie zog von Meierhof zu Meierhof, Brot u Obdach für die Nacht ſich erbettelnd. Nie ſah u ſie weinen; ſie ſchien keiner Erinnerung fähig, u zuweilen nannte ſie, wie träumend vor ſich hinblicke die Namen: „Tinte-Moro“ und „Gamba.“

Die Pantoffeln
des sehr edlen und sehr verliebten Hauptmanns Spacamonte.

Spanische Sage.

Wer noch jung verliebt und froh,
Wage frisch und munter:
Ob im Sturm sein Fahrzeug schwankt,
Traum es geht nicht unter.

M. D Cavilha.

Zu Segovia, in Altcastilien, lebte einst ein reicher aber höchst geiziger Mann, Ignazio Carvajal di Guadalajara benannt, welcher die Tochter seines Bruders, ein junges liebliches Geschöpf, Namens Hiazintha, zu sich genommen hatte, und mit den Blicken eines Argus bewachte.

Er hatte wohl Ursache dieses zu thun, denn die Augen aller Currutacos (Stutzer) von Segovia konnten sich an dem zwar etwas bleichen aber edelgeformten Gesichte seiner Nichte, an den ebenholzschwarzen Locken, welche den Marmornacken des Mädchens umwallten, und an hundert anderen Reizen, mit welchen Jugend und Schönheit dasselbe schmückten, nicht satt sehen.

Einen größeren Eindruck aber als auf alle Übrigen, hatten Hiazinthas Schönheit auf das Herz eines

Kapitäns gemacht zu haben, der dem Hauſe Ignazios gegenüber in der Poſada del Lion wohnte, und ſich Don Felix Rodriguez Spacamonte nannte.

Schon am früheſten Morgen lauſchte er hinter den Vorhängen ſeines Fenſters, bis ſich Hyazintha in dem ihrigen zeigte. Aber auch Hyazintha ſchien an dem ſchmucken jungen Manne Gefallen zu finden, denn öfter als ſonſt begoß auch ſie jetzt die Narziſſen und Nelkenſtöcke, welche ihr Fenſter ſchmückten, oder blickte öfter als nothwendig durch daſſelbe hinaus, um nach dem Wetter zu ſehen.

In dieſem etwas weitſchweifigen Verhältniſſe mochten die beiden Leutchens mehrere Monate zugebracht haben, als in dem Herzen des edlen Kapitano der Wunſch rege wurde, doch einmal einen entſcheidenden Schritt zu wagen, um ſich von der Geſinnung ſeiner Schönen zu überzeugen.

Vergebens aber ſuchte er irgend ein Mittel dieſes zu bewerkſtelligen, die Thüre des Hauſes blieb wie die eines Staatsgefängniſſes verſchloſſen, und der Alte, welcher im zweiten Stockwerke wohnte, beherrſchte ſein Haus und ſeine Nichte, deren Gemach ſich ein Geſchoß tiefer befand, mit der Aufmerkſamkeit eines Feuerwächters.

Der edle Don Felix Rodriguez Spacamonte wußte ſich daher keinen andern Rath, als des Nachts die Mauer, welche den Garten der Poſada von jenem des Don Ignazio trennte, zu

übersteigen und der reizenden Gefangenen in höchst eigener Person einen Besuch zu machen.

So sehr auch dieses Unternehmen gegen den Anstand stritt, den er gegen Hyacintha, als einem unbescholtenen tugendhaften Mädchen zu beobachten hatte, so entschloß er sich dennoch dasselbe zu wagen, da er mit seiner Liebe die ernsthaftesten Absichten verband.

Es war eine stockfinstere Nacht als er in einen Oberrock gehüllt, den langen Stoßdegen an der Seite und die Füße mit leichten Pantoffeln bekleidet, sich aus seinem Fenster in den Garten hinunter ließ, die verhängnißvolle Mauer übersprang und zu dem ihm wohlbekannten Fenster eilte.

War es Zufall, oder hatte die Sehnsucht nach ihrem vis à vis auch Hyacintha nicht schlafen lassen, genug, zur größten Freude unseres edlen Hauptmanns, fand er sie am Fenster.

„Hyazintha, angebetete Hyazintha!" flüsterte Spacamonte.

„Bei Sct. Jago was wagtet Ihr;" flüsterte die Schöne.

„Alles für Euch," erwiederte der Hauptmann.

„Wenn Ignazio uns hörte."

„Damit dieses nicht geschieht, erlaubet, daß ich zu Euch hinaufsteige, denn ich bin nirgends sicherer als an dem Orte, wo er mich am wenigsten vermuthet."

„Aber," — stotterte Hyazintha.

„Befürchtet nichts von mir," sagte Spacamonte, — „ich bin ein Castilianer."

„Stille," flüſterte Hyazintha, „es regt ſich etwas."

„Die Olivenbäume raſcheln", ſagte der Hauptmann, „aber wo kann ich hinauf, Euer Fenſter iſt vergittert."

„Ihr müßt durch das dritte Fenſter zur Rechten hereinſteigen, welches in mein Vorgemach führt."

„Wohl," flüſterte Spacamonte.

„Legt aber in dem Vorgemache Eure Pantoffeln ab, der Alte könnte ſie auf dem Eſteras knarren hören." Leiſe ſchlich ſich hierauf Spacamonte zu dem bezeichneten Fenſter, und nach geringer Anſtrengung befand er ſich in dem Vorgemache, wo er that wie Hyazintha ihm gerathen hatte. Vorſichtig tappte er durch dasſelbe und lag nach wenigen Secunden, mit aller Grandeza eines ſpaniſchen Hydalgos vor Hyazinthen auf den Knieen.

„Endlich iſt es mir vergönnt," rief er, „dieſe ſchöne Hand an meine glühenden Lippen zu drücken."

„Ach, was müßt Ihr von mir halten," ſagte Hyazintha in der höchſten Verwirrung, „daß ich Euch die Erlaubniß geben konnte, zu dieſer Zeit und auf dieſe Weiſe in mein Schlafgemach zu kommen?"

„Angebetete," erwiederte Spacamonte, „ich weiß, daß Ihr ein Tugendſpiegel Eures Geſchlechtes ſeid, und wenn mir ein anderer Weg zu Euch zu gelangen bekannt geweſen wäre, ſo ſeid überzeugt, daß ich ihn eingeſchlagen hätte, aber Euer Onkel bewacht Euch eben ſo ſorgfältig als ſeine Piaſter, und machte mir den Zutritt unmöglich. Wir haben jedoch nur ſehr kurze Zeit, um uns zu beſprechen, theuerſte Hya-

ntha," fuhr Spacamonte fort, „darum ſagt
ir unverholen, fühlt Euer Herz eine Zuneigung zu
ir, und könntet Ihr Euch entſchließen mir Eure
and zu reichen?"

„Wenn Ihr die Einwilligung meines Vaters
haltet."

„Eures Vaters, befindet er ſich in Segovia?"

„Nein, er iſt Pächter in Sct. Ildephonſo."

„So will ich, ſo bald es mein Dienſt erlaubt,
ihm eilen und ihn um Eure Hand bitten, aber
nn ich ſeine Einwilligung bringe, wird Euer
heim . . ."

„Er hat nicht über mich, und nur über ſein Ver-
gen zu verfügen, doch verlaßt mich jetzt, der Oheim
findet ſich heute unwohl und könnte leicht . . ."

„So lebt wohl ſchöne Hyazintha, und erlaubt
r, daß ich mich noch einmal an dem Ton Eurer
timme laben darf, bevor ich nach Sct. Ildephonſo
e."

„Aber . . ." ſtotterte Hyazintha, „wenn . . ."

„Meine Ehre und Eure Tugend, Senora, ſind
r beſſere Wächter, als die Strenge Eures Oheims,"
hr Spacamonte fort. „Sagt, kann ich morgen
achts. . ."

„Morgen nicht, morgen kommt der Doctor Ver-
andilla zu dem Oheim auf eine Schachparthie,
elcher immer bis ſpät in die Nacht bei ihm ver-
eilt."

„Alſo übermorgen?"

„Wenn Ihr durchaus . . ."

„Lebt wohl theure Hyazintha," flüsterte der Hauptmann, drückte noch einmal die Hand der Donna an seine Lippen und enteilte.

In dem Vorgemache zog er hastig die Pantoffeln an, ließ sich von dem Fenster hinab und hatte bald wieder die Mauer erstiegen.

Der sehr edle und sehr verliebte Hauptmann Don Felix Rodriguez Spacamonte träumte nun unaufhörlich von seiner Geliebten und konnte kaum die Zeit erwarten, in welcher er ihr wieder seinen Besuch abstatten durfte.

Nicht wenig wunderte es ihn jedoch, als er Tags darauf seine Donna nur in aller Früh, und dann nicht wieder an ihrem Fenster erblickte.

Endlich war die ersehnte Nacht gekommen, und vorsichtig wie das erste Mal überstieg er die Gartenmauer, schlich durch die bethauten Gebüsche des Gartens, und erklimmte das Fenster des Vorgemachs.

Ganz leise hatte er hier die Pantoffeln abgelegt, näherte sich der Thür, welche in Hyazinthas Schlafgemach führte und flüsterte mit zärtlicher Stimme: „Hyazintha! Meine Hyazintha!"

„Alle tausend Donner und Teufel, wer ist draußen," brüllte, zu nicht geringem Schrecken des Liebhabers, eine fürchterliche Bärenstimme in dem Gemache, welchem Ausruf ein gräßliches Gepolter folgte.

Schneller als ein Dieb vor seinen Häschern, machte sich Spacamonte auf die Beine und sprang aus dem Fenster, in welchem er gleich darnach einen Mann mit einem Lichte und einen Degen erblickte,

welcher aus Leibeskräften ſchrie: Räuber! Diebe! Mörder! Don Ignazio! Philippo! Hierher! — Spacamonte aber hatte bereits die Gartenmauer erklommen, und ſah ſich nach wenigen Secunden wieder in ſeinem Gemache in der Poſada del Lion.

In dem Hauſe des Ignazio Carvajal di Quadalajara aber herrſchte die ſchrecklichſte Verwirrung. Alles was in demſelben lebte, eilte auf das Spektakel, welches Don Cornajo de Infantado, ein Jugendfreund des Don Ignazio machte, der dieſem mit einem Beſuche überraſcht hatte und in Hyazinthas Schlafzimmer einquartirt wurde, herbei, und ſuchte nach dem Räuber, ohne ihn jedoch zu finden.

Endlich erblickte Ignazio, der einen fürchterlichen Zweihänder aus den Zeiten des Cyd nach ſich ſchleppte, die Pantoffeln, welche Spacamonte in ſeiner Eile vergeſſen hatte. Wie ein Habicht auf ſeinen Raub ſtürzte er über die Pantoffeln her und rief: „Halt, da hat der Schurke etwas zurückgelaſſen, welches zu ſeiner Entdeckung beitragen kann. Betrachtet dieſe Pantoffeln, weiß Niemand weſſen Eigenthum ſie ſind.“

Alles betrachtete dieſelben, ſie waren von feinem rothen Leder und zierlich ausgenäht, und konnten ihrer Vermuthung nach in dem ganzen Stadtviertel, in welchem Ignazio wohnte, Niemand angehören.

„Ich habe es!“ rief endlich Ignazio: „dieſe Pantoffeln gehören einem Offizier des Stadtregiments; von uns Einwohnern von Segovia iſt keines ſo eitel

und prunkliebend als dieſe Herren, ich will ſogleich zu dem Kommandanten." —

„Jetzt in der Nacht?" fragte Carnajo de Infantado, „was fällt Euch bei. Morgen Früh mögt Ihr hingehen und den verwegenen Ehrenräuber belangen, denn jetzt iſt mir's klar, daß es auf Eure Nichte, und nicht auf Eure Realen und Ochavos abgeſehen war. Nun bringt das Corpus delicti in gute Verwahrung und begebt Euch jetzt zur Ruhe, was wir Alle ebenfalls thun wollen."

Ignazio fand, daß ſich vor der Hand nichts Anderes thun ließ, und verfügte ſich wie alle übrigen nach ſeinem Bette.

Bald hatte der Schlummergott Alle in ſeine Arme genommen, außer dem ſehr edlen und ſehr verliebten Hauptmann Spacamonte, und ſeiner nicht minder tugendhaften und verliebten Hyazintha, welche keine geringe Unruhe über die zurückgelaſſenen Pantoffeln hatten.

Schon in aller Früh des nächſten Tages begab ſich Ignazio in ſeinem Sonntagskleide mit den Pantoffeln zu dem Kommandanten des Stadtregiments, und erzählte dieſem das ſchreckliche Ereigniß.

„Don Ignazio," ſagte der Kommandant, als jener ſeine Geſchichte beendet hatte, „ich bewundere Euren Scharfſinn, welcher Euch ſogleich auf die rechte Spur führte, aber wie wollen wir den Verbrecher aus meinen Offizieren herausfinden?"

„Ich meine," verſetzte Ignazio, „daß es der-

jenige ſein muß, an deſſen Fuß dieſe Pantoffeln am Beſten paſſen."

„Wohlan," erwiederte der Kommandant, „ſo wollen wir ſogleich zum Werke ſchreiten." Er klingelte, ein Sergeant erſchien. „Sämmtliche Offiziere des Stadtregiments haben ſogleich bei mir zu erſcheinen," befahl er dieſem.

„So eben kamen die Herren Offiziere der erſten und zweiten Rotte," meldete der Sergeant, „um ihre neuerlichen Verhaltungsbefehle gegen die Schleichhändler zu erhalten."

„Sie kommen zu gelegener Zeit," ſagte der Kommandant, „laßt ſie hereintreten."

Gleich darauf traten bei fünfzig Offiziere mit goldenen und ſilbernen Treſſen auf dem Ärmel in das Gemach.

„Senores," nahm der Kommandant das Wort, „Don Ignazio Carvajal di Quadalajara hegt nicht ganz ohne Grund den Verdacht, daß ſich Einer von Euch in der verfloſſenen Nacht heimlich zu ſeiner Nichte ſchleichen wollte, und er glaubt den Verbrecher in demjenigen zu erkennen, welchem dieſe Pantoffeln paſſen, da ſie der Angeklagte auf ſeiner Flucht in dem Hauſe Don Ignazios zurückließ. Ich erſuche Euch daher Senores, ſämmtlich dieſe Pantoffeln anzuprobiren."

Die Offiziere befolgten mit vieler Bereitwilligkeit den Wunſch des Kommandanten, entledigten ſich einer nach dem andern ihrer langen Reiterſtiefeln und pro-

birten die Pantoffeln. Ignazio verschlang ihre Füsse mit Habichtsaugen.

Der Fuß des ersten Offiziers war für die Pantoffeln um vieles zu groß, der des Zweiten war zu klein, der Dritte brachte sie nicht über die Ferse, dem Vierten waren sie wie angemessen.

„Dieser ist es, dieser ist es!" rief Ignazio voll Freude.

„Nicht so schnelle, Don Ignazio," sprach der Kommandant mit Lachen, „es sind noch mehrere der Competenten hier."

Jetzt versuchte der Fünfte die Pantoffeln, sie waren wieder zu groß, dem Sechsten jedoch paßten sie abermals.

Don Ignazio wußte nicht was er sagen sollte, während die Pantoffeln unter schallendem Gelächter von Fuß zu Fuß wanderten.

Als sämmtliche Offiziere die Runde gemacht hatten, ergab es sich, daß die Pantoffeln mehr als Dreyßigen von ihnen auf das Genaueste paßten.

„Ei! Ei! Don Ignazio," sagte der Kommandant, „die Zahl der muthmaßlichen Verbrecher ist etwas groß, was wollt Ihr nun weiter?"

„Ich wollte," rief Ignazio, welcher in Verzweiflung die Pantoffeln wieder ergriffen hatte, „daß die Pantoffeln und ihr Besitzer in dem tiefsten Abgrund der Hölle lägen!"

Nach diesen Worten verließ er von dem Gelächter aller Anwesenden verfolgt, die Wohnung des Kommandanten.

Vor Wuth schnaubend und beinahe außer sich gebracht, durchrannte er hierauf wie ein Besessener die Straßen, die Pantoffeln noch immer unbewußt in der Hand haltend.

Schon hatte Ignazio die Strada erreicht, in welcher sich sein Haus befand, als ihm Petrillo, der Diener des Hauptmanns Spacamonte, begegnete, der von dem ganzen Handel nichts wußte, aber desto genauer die Pantoffeln seines Herrn kannte.

Diese erblickend und sie Ignazio aus der Hand reißend, war das Werk eines Augenblickes. „Alter Schurke," rief er zu diesem, „wie kommt Ihr zu den Pantoffeln meines Herrn?"

„Eures Herrn?" fragte Ignazio, wie aus den Wolken gefallen.

„Ja, des Hauptmanns Don Felix Rodriguez Spacamonte, der Euch gegenüber wohnt. Oder glaubt Ihr etwa, daß ich sie nicht kenne? — Gleich macht Euch auf die Sohlen oder. . ."

„O ja, das will ich, das will ich," rief Ignazio voll Freude über diese unvermuthete Entdeckung, und lief was er konnte zu dem Alkalden von Segovia. Diesem erzählte er in Eile alles Vorgefallene und forderte Genugthuung von dem Verbrecher, als welchen er den Hauptmann Spacamonte bezeichnete.

„Ich werde ihn sogleich holen lassen, und ist Alles so wie Ihr sagt, so soll Euch Genugthuung verschafft, und der Hauptmann nach Recht und Gesetz bestraft werden;" versetzte hierauf der Alkalde und ertheilte einem Alquazil den Befehl, den Hauptmann

Spacamonte aufzusuchen und in das Gerichthaus mitzubringen.

Bevor aber noch der Alquazil die Wohnung des Hauptmanns erreichte, erschien zu nicht geringem Schrecken desselben, Petrillo mit den verhängnißvollen Pantoffeln in der Hand

„Unglücklicher!" rief Spacamonte von einer bösen Ahnung erfaßt: „wo hast Du die Pantoffeln her?"

„Ich rieß sie einem alten Kerl aus der Hand," antwortete Petrillo, „der sie Euch wahrscheinlich gestohlen hatte."

„Alle Wetter," donnerte Spacamonte, „in welche Verlegenheit hast Du mich gebracht!"

„Wie so?"

„Ich ließ sie in der Wohnung meines Nachbars, des Don Ignazio Carvajal zurück, als ich Donna Hyazintha heimlicher Weise besuchte. Er wußte nicht wem sie gehörten, da man mich nicht sah, doch jetzt ist Alles verrathen, und gewiß steht er schon vor dem Alkalden, um mich anzuklagen."

„Das soll ihm wenig helfen," erwiederte Petrillo. „Ertheilt mir nur Eure Erlaubniß, und was meine Voreiligkeit schlimm gemacht, soll sogleich meine Schlauheit wieder gut machen."

„Wie willst Du das anfangen?" fragte Spacamonte zweifelnd.

„Ich habe einen sehr werthen Vetter in Segovia, Namens Diego Hurtado Lopez de Ayala."

„Was kümmert mich der!"

„Einen höchst verschwiegenen und braven Mann."

„Meinetwegen."

„Dieser Ehrenmann ist ein Schuster, und soll sogleich mittelst seiner Kunstfertigkeit diese Pantoffeln, ohne daß es ein Menschenauge zu erkennen vermag, in Kleinere verwandeln."

„Ich begreife Dich," rief Spacamonte, und warf ihm seinen Geldbeutel zu, „aber eile, eile," und Petrillo entfloh. Es war aber auch die höchste Zeit, denn wenige Secunden darauf, kam schon der Alquazil, um den Hauptmann nach dem Gerichtshause zu holen.

Dort angelangt, wiederholte Ignazio seine Anklage wider den Hauptmann, den er des nächtlichen Einbruches in sein Haus beschuldigte.

„Welche Beweise habt Ihr?" fragte der Hauptmann, „mich dieses Verbrechens anzuklagen?"

„Die offenbarsten und untrüglichsten," erwiederte Ignazio. „Euer eigener Diener hat Euch verrathen, indem er die Pantoffeln, die der verbrecherische Flüchtling in meinem Hause zurückließ, als die Euren erkannte."

„Wo sind diese Pantoffeln?" fragte Spacamonte.

„Sie befinden sich in den Händen Eures Dieners," sagte Ignazio, „der sie mir auf der Straße entrieß."

„So befehlet Herr Alkalde," sagte der Hauptmann zu dem Richter, „daß Petrillo unverzüglich mit den Pantoffeln erscheine."

Der Alkalde gebot Petrillo zu holen.

Nicht lange, ſo erſchien dieſer in Begleitung des Alquazils mit den Pantoffeln.

„Was treibſt Du für tolles Zeug, betrunkener Schlingel,“ rief Spacamonte. „Gewiß haſt Du wieder meinen Vino dela Mancha heimgeſucht, aber Du wirſt Deinen Lohn ſchon bekommen.“

„Dießmal thut Ihr ihm unrecht, Don Spacamonte,“ entgegnete Ignazio; „wenn er auch Eurem Vino dela Mancha zuſprach, ſo war es doch dieſer nicht, der ihm Eure Pantoffeln wieder erkennen ließ.“

„Zur Sache,“ ſprach der Alkalde, „wo haſt Du die Pantoffeln?“

„Hier ſind ſie,“ ſagte Petrillo, die Pantoffel hinreichend.

„Don Ignazio Carvajal erkennt Ihr dieſe Pantoffeln für diejenigen, welche bei Euch zurückgelaſſen wurden,“ fragte der Alkalde.

„Allerdings,“ erwiederte Ignazio: die Pantoffeln noch einmal genau betrachtend, „es ſind dieſelben, welche in meinem Hauſe zurückgelaſſen wurden, und die der Diener des Don Spacamonte bereits für das Eigenthum ſeines Herrn erkannte, was er nicht leugnen kann.“

„Was habt Ihr darauf zu antworten?“ fragte der Alkalde den Hauptmann.

„Ich dachte . .“ begann Petrillo.

„Nicht Ihr,“ unterbrach ihn der Alkalde, „der Hauptmann Spacamonte hat zu reden.“

„Es kann hier nur ein Mißverständniß obwalten," antwortete dieſer.

„Leere Ausflüchte!" rief Ignazio.

„Wohlan," ſprach Spacamonte, „wenn dieſe Pantoffeln wirklich die meinen ſind, ſo müſſen ſie mir natürlicher Weiſe auch auf das Genaueſte anpaſſen."

„Allerdings, das müſſen ſie," kicherte Ignazio, voll Schadenfreude ſich die Hände reibend, da der Angeklagte, ſeiner Meinung nach, ſelbſt in die Falle ging.

„Ihr erkennt alſo darin den unwiderlegbaren Beweis meiner Schuld?"

„Ja doch, und neunmal ja," rief Ignazio voll Eifer. „Die Sache iſt zu offenbar, Ihr könnt Euch nicht mehr rein waſchen."

„Wohlan," begann Spacamonte: „ſo will ich die Schuhe anpaſſen." Petrillo half hierauf ſeinem Herrn eiligſt die Stiefeln abziehen, welcher Beſchäftigung Ignazio mit triumphirender Miene zuſah. Jetzt ergriff Spacamonte den einen Pantoffel und ſteckte den Fuß in denſelben — aber o Himmel — er war um ein Beträchtliches zu klein.

Ignazio ſchien vor Schreck zu Stein verwandelt, und wollte nicht ſeinen Augen trauen, aber Spacamonte probirte auch den zweiten Pantoffel und er fand ſich ebenfalls zu klein; er wiederholte den Verſuch, aber immer mit demſelben Erfolge.

Nun brach Alles in ein fürchterliches Gelächter über den beſtürzten Ignazio aus, welcher, nachdem er von dem Alkalden noch einen Verweis über ſeine

vorschnelle Anklage erhalten hatte, unter Flüchen und Verwünschungen über die Pantoffeln, das Gerichtshaus verließ.

Eine Woche darauf aber pochte Hauptmann Spacamonte, in glänzender Uniform, an das Thor von Ignazios Hause, und überreichte diesem die Einwilligung des Pächters von Sct. Ildephonso zu seiner Verbindung mit Hyazinthen.

Als Ignazio den Brief gelesen hatte, sah er den Überbringer desselben voll starrer Bestürzung an und rief: „Und wenn auch die verdammten Pantoffeln nicht zu Euren Füssen paßten, so seid Ihr doch derjenige, der sie bei mir zurückließ, darauf will ich die Feuerprobe bestehen!"

In wenigen Tagen führte Spacamonte seine geliebte Hyazintha als Gattin nach Hause, in ganz Altkastilien aber verbreitete sich, zu dem nicht geringen Verdruße Ignazios, das abenteuerliche Ereigniß, und noch jetzt erzählen sich die Bewohner von Segovia mit Lachen die Geschichte von den Pantoffeln des sehr edlen und sehr verliebten Hauptmanns Spacamonte.

Inhalt.

Der Bacalaureus von Bologna 1
Das Felskirchlein 11
Die geſtohlene Lammsleber 27
Das Kreuz mit der Haarflechte 35
Die drei Gauner von Tiundaland 41
Die blaſſe Jungfrau zu Lauf 59
Der Nachrichter zu Gent 69
Der Bettler von Bagdad 75
Greif an den Stein 83
Hans in der Schule 93
Der Unverwesliche 109
Die Nothglocke zu Zürich 117
Die Entſtehung des Plattenſee's 129
Das rothe Käpplein 133
Der Steinblock zu Carrara 145
Das Geſicht im Walde 153
Ritter Horimir und ſein Schimmel 163
La Piedra de la madre 175
Der Bottichſtein 193
Der Ritterkeller im Kyffhäuſer 201
The Murdochstone of Mull 213
Die Granitſäulen auf der Piazetta zu Venedig . . 223
Frau Holle und ihre Katzen 231
Die Banditenfamilie 241
Die Pantoffeln des ſehr edlen und ſehr verliebten Hauptmanns Spacamonte 247

vorschnelle Anklage erhalten hatte, unter Flüchen und Verwünschungen über die Pantoffeln, das Gerichtshaus verließ.

Eine Woche darauf aber pochte Hauptmann Spacamonte, in glänzender Uniform, an das Thor von Ignazios Hause, und überreichte diesem die Einwilligung des Pächters von Sct. Ildephonso zu seiner Verbindung mit Hyazinthen.

Als Ignazio den Brief gelesen hatte, sah er den Überbringer desselben voll starrer Bestürzung an und rief: „Und wenn auch die verdammten Pantoffeln nicht zu Euren Füssen paßten, so seid Ihr doch derjenige, der sie bei mir zurückließ, darauf will ich die Feuerprobe bestehen!"

In wenigen Tagen führte Spacamonte seine geliebte Hyazintha als Gattin nach Hause, in ganz Altkastilien aber verbreitete sich, zu dem nicht geringen Verdruße Ignazios, das abenteuerliche Ereigniß, und noch jetzt erzählen sich die Bewohner von Segovia mit Lachen die Geschichte von den Pantoffeln des sehr edlen und sehr verliebten Hauptmanns Spacamonte.

Inhalt.

Der Bacalaureüs von Bologna 1
Das Felskirchlein 11
Die geſtohlene Lammsleber 27
Das Kreuz mit der Haarflechte 35
Die drei Gauner von Tiundaland 41
Die blaſſe Jungfrau zu Lauf 59
Der Nachrichter zu Gent 69
Der Bettler von Bagdad 75
Greif an den Stein 83
Hans in der Schule 93
Der Unverwesliche 109
Die Nothglocke zu Zürich 117
Die Entſtehung des Plattenſee's 129
Das rothe Käpplein 133
Der Steinblock zu Carrara 145
Das Geſicht im Walde 153
Ritter Horimir und ſein Schimmel 163
La Piedra de la madre 175
Der Bottichſtein 193
Der Ritterkeller im Kyffhäuſer 201
The Murdochstone of Mull 213
Die Granitſäulen auf der Piazetta zu Venedig . . 223
Frau Holle und ihre Katzen 231
Die Banditenfamilie 241
Die Pantoffeln des ſehr edlen und ſehr verliebten Hauptmanns Spacamonte 247

Von demſelben Verfaſſer erſchienen noch bei

Tendler & Schaefer in Wien:

Volksmährchen,

233 S. 8. (1837.) Preis: 1 fl. C. M.

welche ſich allenthalben einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatten, und bald gänzlich vergriffen ſeyn werden.

Inhalt: Die Hexe Corva und ihre Knechte; — der Meiſterlügner; — Schön Jela; — das böſe Weib und der Teufel; — die Kinder im Walde; — Leben, Abenteuer und Schwänke des kleinen Kerza.

Klänge und Bilder

aus Ungarn.

8. (1839.) 146 S. Preis: 1 fl. C. M.

Über dieſes Werk ſprachen ſich nachſtehende Journale folgender Maßen aus:

Pannonia.

Wir können nicht umhin, unſere geehrten Leſer auf das neueſte Werkchen des als Dichter vielbekannten und geſchätzten Verfaſſers um ſo mehr aufmerkſam zu machen, als es im Gewande der Dichtung uns heimiſche Sagen und Legenden bringt.

J. N. Vogl iſt ein Name, der längſt in der teutſchen Literatur einen guten Klang hat, er iſt unſtreitig Öſterreichs erſter Balladendichter.

Seine Klänge und Bilder bewähren dieſen Ausſpruch auf's Neue, und wir können ſie Jedermann als erheiternde Lectüre empfehlen.

Vogl beſitzt eine rege Fantaſie, eine bilderreiche, ſich dem zu behandelnden Gegenſtande weich anſchmiegende Sprache, ohne dadurch in das weibiſch Tändelnde der neuen lyriſchen Schule zu verfallen. Seine Balladen zeichnen ſich durch

Einfachheit und kräftige, sachgemäße poetische Behandlung aus, in seinen lyrischen Gedichten herrscht durchaus ein tiefes wahres Gefühl, eine zarte Melancholie ꝛc. ꝛc.

W. allgemeine Theaterzeitung.

Der geniale Dichter, dessen Art und Weise hinlänglich bekannt und beliebt ist, bringt hier eine Sammlung poetischer Gaben, welche durchgängig in besonderer Beziehung zu dem Ungarlande stehen, und diesem gewidmet werden. Es sind frische, kräftige Schilderungen der Natur, des Volkslebens, der eigenthümlichen Erscheinungen und Charaktere des Landes und der Menschen, theils im epischen, theils im lyrischen Gewande. In ersterer Hinsicht sind besonders die »Zigeunerlieder« auszuzeichnen, deren fremdartiges Gepräge trefflich zu dem Bilde jener heimatlosen Gäste stimmt. Dem Lyrischen näher stehen die »Heidelieder,« in welchen der Charakter der Gegend malerisch und empfindsam wiedergegeben ist. Auch die übrigen Gedichte ꝛc. ꝛc.

Österreichischer Zuschauer.

Magyar Ország! Du schönes Land mit deinen blauen Bergen, mit deinen dichtbelaubten Eichenwäldern, mit den silbernen Flüssen und den grünen Seen, mit den blühenden Triften und den weiten Pußten; Magyar Ország! du reiches Land mit deinen Adern von edlem Gold und Silber, mit deinen Rebenhügeln, mit der gelben körnerschweren Weitzensaat und den schattigen Maisfeldern, mit deinen fetten Rinderheerden und den flüchtigen Rossen; Magyar Ország! du edles Land mit deinen ernsten, stolzen und tapferen Männern, mit deinen flinken, hochherzigen und glühenden Frauen, mit deiner Geschichte, worin jedes Jahrhundert Stoff zu einer Iliade! schönes, reiches, edles Ungerland, begrüße deinen Sänger, nimm den Fremdling auf unter deine liebsten Söhne, schenk' ihm den Ehrenbecher voll mit Tokais herrlichstem Traubensaft, und laß' ihn dem Barden kredenzen von deinen schönsten Jungfrauen!

Das ist eines Dichters Sang, das nenn' ich Leben und Feuer, das den Blitz, der trifft und auch zündet! Gehet hin, Mondscheinjünglinge, Wortkrämer, Gedankenzieher, und lernt an diesen Mustern edle Einfalt mit Glut zu paaren. — Vogl's Muse hat sich mit dem Geiste des Landes, des Volkes, der Natur vermählt, und säugt die kräftigen, drallen Kindlein an der eigenen Brust; sie brauset »ohne Sattel, ohne Bügel« mit dem Csikos über die Haide, wagt mit dem wilden Wallachen den Raubritt, zieht mit dem Grenzer zum Kordon, mit

dem Husaren zur Schlacht. So sang auch Hellas' blinder Altvater, nur daß seine Helden im purpurnen Peplon einherschreiten, indeß Vogl's Helden in der zottigen Wunda. Nur der wahre Dichter kann die innigsten Gefühlsfasern des Volkslebens so glücklich auffassen, so treu wiedergeben; nur ein wahrhaftes Talent kann durchaus so originell und charakteristisch seyn!

Wie immer, ist Vogl im Epischen am ausgezeichnetsten; seine Balladen, fern von löschpapier'nem Ritterpathos, von Burgverließen und Hungerthürmen, athmen Kraft und Wahrheit, und beweisen, daß das Tragische nicht Vorrecht einer Kaste, sondern Element des Lebens. Unübertrefflich ist er in Schilderungen, wovon eine der gelungensten aus dem »Heidebild« angeführt werde.

Unter den vielen gelungenen Balladen dürften »der Blutschacht,« »Hunyad,« »die Flüchtende,« »der Ritt des Wallachen,« »der Kordonist,« »die Mutter des Tökeli,« »der Jurat von Pesth« und »Magyarentod,« dem Verfasser vorzüglich zur Ehre gereichen. Die meisten derselben überraschen durch eine geistreiche Wendung, durch eine wundersame Verschlingung der Ideen, wie z. B. im »Ritt des Wallachen,« wo der wilde Räuber erst einen harmlosen Reisenden des blanken Dollman's halber mit kaltem Blute erschlägt, dann aber ein auf der Haide verirrtes, von Frost erstarrtes Kind in den geraubten Dollmann hüllt und der Haidewirthin zur Pfleg' übergibt. Von erschütternder Wirkung ist »der Kordonist,« ein Hüther der Grenze, welcher, seiner Dienstpflicht folgend, im Dunkel der Nacht sein eigenes liebes Mütterlein erschießt, die an den Kordon gekommen, um nur »zwei Worte« von ihrem Sohne zu hören, und auf das donnernde »Wer da!« in beklommener Brust keine Antwort fand. — So ließe sich in jeder der obigen Dichtungen eine glänzende Pointe nachweisen.

Auch der lyrische Theil des Werkchens bietet viel Schönes und Gediegenes. Wunderschön ist das »Zigeunerlied« Nr. 4, sinnig das Lied »beim Scheiden.« Beim »Schenkenbild« möchte sich der Leser fast selbst mit den flinken Tänzern nach des alten Bihari Weisen herumdrehen. »Im Wandern« und »Alt-Gissing« dürften aus dem »Zuschauer« 1838 noch im freundlichen Andenken stehen. Überall finden sich treffende Bilder, schöne Gegensätze, überall zeigt sich der Blick eines Dichters, vor welchem das Räthsel des Lebens offen liegt.

Blätter für Literatur und Kunst.

Von Theod. Hell.

Kräftig und freimüthig, obgleich nicht ohne einen Zug von Schwermuth schaut uns das dem Titel gegenüberstehende Brust-

bild des Dichters an, und denselben Charakter tragen auch diese »Klänge und Bilder,« die mehr als manches andere aus der tiefsten Seele desselben geflossen zu seyn scheinen. Sie folgen in buntem Gemisch auf einander, und doch findet man bald, wie eine nahe Verwandtschaft unter ihnen herrscht. Da stoßen wir auf zahlreiche Balladen zuerst, welchen örtliche und nationelle Sagen wie Verhältnisse zum Grunde liegen. Wie Vogl in diesem Kreise keinem Nebenbuhler nachsteht, ist bekannt, und bewährt sich auch hier wieder. Daran schließen sich eine Reihe Heidelieder, wo uns selbst die Deli-Baba, oder Luftspiegelung entgegen tritt. In gleicher Schilderung von Naturerscheinungen zeigen sich die Lieder vom Balaton, dem oft aufbrausenden, aber auch wieder spiegelhell ausgebreiteten See. Zigeunerlieder folgen in der ihnen zukommenden Färbung. Aber auch dem Komischen begegnen wir im Schenkenbilde, bis uns der ungarische Friedhof wieder ernster stimmt und zum Waldgang führt. So wechseln die Gebilde, aber jedes Einzelne zieht uns mit dem Zauber der Wahrheit und Natur an, so, daß wir uns mit dem Dichter nach Panonien versetzt glauben.

Humorist.

Da der Verfasser vorliegender Klänge und Bilder aus Ungarn, durch seine Balladen und Romanzen, der Lesewelt bereits rühmlich bekannt ist, so erspare ich alle anatomischen Kunststücke, über die Individualität und den Werth des Dichters kritisch-weitschweifig zu philosophiren. Es genügt anzuführen, daß seine neueste Leistung ein rüstiges Fortschreiten auf dem steilen Pfade, auf dem Berge der griechischen neun Schwestern bekundet.

Kräftige fließende Sprache, warmempfundene und eben so wiedergegebene Bilder, im lyrischen Theile jene nationelle Wehmuth, welche die Magyarischen Weisen charakterisirt, guter Versbau zeichnen auch diese »Klänge und Bilder« aus ꝛc. ꝛc.

3 2044 024 582 7